

Neue Zürcher Zeitung

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Samstag, 8. Juni 2024 · Nr. 131 · 245. Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 6.10

D-Day für die Ukraine-Politik

Die Ukraine-Politik krankt an einer unklaren Strategie. Der Westen muss das zentrale Problem erkennen, das Virus des russischen Imperialismus. Es wird wüten, solange man es wüten lässt – auch weit über die Ukraine hinaus. Von Andreas Rüesch

«Der Krieg ist das Gebiet der Ungewissheit», schrieb der deutsche Militärtheoretiker Clausewitz schon vor 200 Jahren. Der Grossteil der Entscheidungsfaktoren liege im Nebel, lautete seine weiterhin aktuelle Mahnung. Derzeit wirkt es, als klebe der Nebel des Krieges noch dicker als sonst über Europa. Der russische Feldzug gegen die Ukraine scheint an der Schwelle zu einer neuen Phase zu stehen, aber der weitere Verlauf lässt sich nicht verlässlich voraussagen. Er hängt von den Weichenstellungen ab, die die wichtigsten Akteure jetzt – im Zustand der Ungewissheit – vornehmen.

Schemenhaft ist dennoch einiges in den Schwaden zu erkennen. Abseits flackert das Irrlicht einer von der Schweiz organisierten Konferenz, die den täuschenden Namen «Friedensgipfel» trägt. Frieden kann sie nicht bringen; mit einiger Sicherheit wird sie eine blosse Episode bleiben. Denn bedrohlich manifestiert sich der ungebrochene Wille Russlands, die Ukraine als Staat zu zerstören. Eine halbe Million russische Soldaten stehen mittlerweile im Kriegsgebiet, dreimal so viele wie bei der Invasion im Februar 2022. Was Moskau damals missraten ist, will es nun umso nachdrücklicher erreichen.

Putin eskaliert

Russlands Aggressivität zeigte sich beim Überfall auf die Provinz Charkiw – der ersten grenzüberschreitenden Offensive seit zwei Jahren. Ein abschliessendes Urteil über ihren Erfolg lässt der Nebel des Krieges noch nicht zu. Russland hat einen Gebietsstreifen erobert, aber in der Rückblende könnte sich das als Eigentor entpuppen. Denn der Kreml bezahlt den Gebietsgewinn teuer, mit einer Kurskorrektur der Nato-Staaten. Fortan haben Ukrainer die Erlaubnis, westliche Waffen für Angriffe auf russischem Territorium zu verwenden.

Noch fehlt den Ukrainern aber ein Rezept gegen die tausendfach eingesetzten und extrem zerstörerischen Gleitbomben. Es mangelt auch an Flugabwehrsystemen, um die systematische Beschädigung ukrainischer Kraftwerke zu verhindern. Allein seit dem März haben russische Luftangriffe ein Drittel der verbliebenen Kapazitäten zur Strom-

erzeugung vernichtet. Es handelt sich um ein klares Kriegsverbrechen, zumal das Kreml-Regime kein Hehl aus seiner Absicht macht, die Zivilbevölkerung zu zermürben.

Trotzdem ist die Lage für die Ukraine weniger düster als noch Ende April. Nach langem Stocken fliesst die amerikanische Militärhilfe wieder, mit unübersehbarem Effekt. Die Ukrainer haben alle Frontabschnitte stabilisiert und mit den neu gelieferten Atacms-Raketen russische Stützpunkte im Hinterland getroffen. Die Prophezeiungen eines ukrainischen Zusammenbruchs haben sich jedenfalls nicht bewahrheitet. Nicht nur die Verteidiger sind ausgelagt, auch das russische Militär zeigt Schwächen. Seine besten Truppen sind längst aufgerieben. So greift es relativ unkoordiniert mit vielen kleinen Einheiten und kuriosen Fortbewegungsmitteln an – Panzern mit Verkleidungen wie Scheunendächer zum Schutz vor Drohnen, Motorrädern, ja sogar Golfwägelchen. Dies passt ebenso wenig zum Propagandabild einer ruhmreichen Armee wie die «Säuberungswelle» an der Spitze des Verteidigungsministeriums.

Im Nebel des Krieges lassen sich solche Einzelbeobachtungen nicht zu einem klaren Ganzen zusammensetzen. Sicher ist eines: Dereinst wird man auf diesen Moment der Ungewissheit zurückblicken und sich fragen, ob die westlichen Verbündeten der Ukraine alles Erforderliche taten oder ob sie entscheidende Chancen versäumten. Es ist einfach, 80 Jahre nach dem D-Day, der Landung der Alliierten in der Normandie, den damaligen Heldenmut zu feiern und das Hohelied der Freiheit zu singen. Auch jener Juni 1944 war ein Moment voller Unwägbarkeiten. Können die heutigen Anführer der freien Welt ernstlich behaupten, der historischen Herausforderung im Abwehrkampf gegen Putin gerecht zu werden? Das Trauerspiel der letzten Monate lässt daran zweifeln.

Die Blockade der Militärhilfe in den USA löste sich erst, als ein Kollaps der Ukraine drohte. Tausende von Menschenleben in der Ukraine hätten gerettet werden können, wenn der Kongress seine Arbeit gemacht statt politische Spielchen getrieben hätte. In Paris gefällt sich Präsident Macron in der Rolle des wortgewaltigen Warners, aber die Kluft

zwischen seiner Rhetorik und der Realität der bescheidenen Militärhilfe Frankreichs bleibt eklatant. Deutschlands Kanzler Scholz dagegen pflegt das Image des besonnen-zurückhaltenden Strategen. Auch das hält einem genaueren Blick nicht stand. Zu sehr handelt Scholz wie ein Getriebener – Militärhilfe gibt er immer nur scheinbarweise frei, unter Druck. Ob in Washington, Paris oder Berlin: Überall fehlt es an Führungsstärke.

Das Kernproblem der westlichen Ukraine-Politik ist das Fehlen einer konsequent durchdachten Strategie. Man scheut sich, ein klares Ziel zu definieren, und lässt sich dabei durch die Atomdrohungen Putins erpressen. Es äussert sich in der Phrase, man werde die Ukraine unterstützen, «so lange wie nötig». Das ist politisch bequem, weil es keine klare Festlegung erzwingt. Aber es hat die katastrophale Folge, dass die Ukraine nur mit dem Tropfenzähler versorgt wird und nie genug erhält, um die Invasion wirklich zurückzuschlagen.

Überzeugender wäre die Maxime, die eine Mitarbeiterin des britischen Think-Tanks Chatham House vorgeschlagen hat: «So stark wie nötig und so schnell wie möglich.» Das hiesse zu definieren, worin das «Nötige» besteht. Es geht nicht darum, feuerwehrtätig den Fall einer Kleinstadt wie Wotwchansk abzuwenden. Überhaupt steht nicht im Vordergrund, dieses oder jenes Territorium zurückzugewinnen – obwohl auch dies sehr wichtig ist. Das zentrale Ziel sollte lauten, das Virus des russischen Imperialismus zu besiegen. Russland ist unter Putin vom Fieberwahn befallen, es müsse eine verlorene Grossmachtstellung zurückerobern, über andere Völker herrschen und sich an keinerlei Normen der zivilisierten Welt halten.

Im Wahn bis zur Erschöpfung

Man darf sich keiner Illusion hingeben: Was Russland vorhat, ist ein Völkermord. Es negiert die Existenz einer ukrainischen Nation und will jede Form von ukrainischer Identität auslöschen, unter dem grotesken Deckmantel der «Entnazifizierung». Putin nutzt den gewalttätigen Imperialismus als raffiniertes Mittel, um sein Land zu verführen und

seine Macht abzusichern. Seine genozidalen Absichten werden nicht an der Grenze der Ukraine haltmachen. Längst ergötzen sich seine Propagandisten an der Frage, wer als Nächstes die Gnade der russischen Peitsche spüren soll – Polen, Litauer, Finnen, Moldauer, Kasachen.

Russland überschätzt seine Kräfte, aber es ist fähig, noch sehr viel Leid anzurichten. Wie besiegt man dieses Fieber? Mit einem Virus kann man nicht verhandeln. Die Vorstellung, man brauche nur die Ukraine und Russland an einen Tisch zu bringen und schon sei der Frieden ein Stück näher, ist naiv und gefährlich. Am Ziel ist die freie Welt erst, wenn sich Russland in seinem Wahn erschöpft und erkennt, dass die Idee eines neuen Imperiums unerreichbar ist, ja Russland ins Verderben führt.

«So stark wie nötig und so schnell wie möglich» als Vorgabe erfordert deshalb einen Kraftakt auf mehreren Ebenen: Die Militärhilfe darf kein Spielball der Innenpolitik sein. In plötzlichen Unterbrüchen und im ständigen Zaudern sieht Putin Zeichen der Schwäche und gewinnt daraus die Überzeugung, den längeren Atem zu haben. Die Waffenlieferungen müssen ausreichend sein, um Russlands Bodenoffensiven zurückzuschlagen, seine Bomber abzuschrecken und seine Raketen abzufangen. Das bedingt viel höhere Investitionen in die westliche Rüstungsindustrie. Ebenso unerlässlich ist es, Sanktionslücken zu stopfen und Umgehungsgeschäfte über Drittfirmen in Asien zu unterbinden.

Wenn Russland militärisch steckenbleibt, ständigen ukrainischen Nadelstichen im Hinterland ausgesetzt ist, technologisch den Anschluss verliert und wirtschaftlich geschwächt wird, kann dies in Moskau ein Umdenken bewirken. Es ist keine einfache Strategie, aber eine realistischere als eine Politik, die darauf ausgerichtet ist, Putin zu besänftigen. Es ist auch eine Strategie, die den Westen langfristig billiger kommt. Unterwirft sich der Kreml die Ukraine und stehen die Russen siegestrunken an der Nato-Grenze, werden die Kosten für Militärisches und die Unterbringung von Millionen ukrainischer Flüchtlinge auf ein Vielfaches steigen. Das Wort Ukraine-Hilfe hat darum etwas Irreführendes: Europa hilft sich selbst, wenn es den russischen Vernichtungswahn noch in der Ukraine stoppt.

ANZEIGE

ARTCURIAL
BEURRET BAILLY WIDMER



Salvador Dalí Solitude paranoïaque-critique, 1935, Öl auf Holz, 19 x 23 cm

MODERNE & ZEITGENÖSSISCHE KUNST Auktion in Basel

19. Juni 2024 - 13 Uhr

Vorbesichtigung in Zürich heute - 8. Juni (ausgewählte Werke)

www.bbaw-auktionen.com +41 61 312 32 00

Flüchtige Kunst von Pamela Rosenkranz

Die Schweizer Künstlerin ist der Wahrnehmung auf der Spur

phi. · Pamela Rosenkranz macht selten Kunst in Gestalt von Gegenständen. Ihre Arbeitsmittel sind flüchtig. Sie benutzt Flüssigkeiten, Licht, Gerüche oder Geräusche. Damit spricht sie ihr Publikum auf einer Ebene knapp unter der Wahrnehmungsschwelle an. Die Schweizer Starkünstlerin interessiert sich dafür, warum wir fühlen, was wir fühlen. Und erforscht mit ihrer Kunst die unbewussten Zusammenhänge, die zwischen dem Menschen und seiner natürlichen wie auch künstlich geschaffenen Umwelt bestehen. In der heutigen NZZ-Kunstausgabe lassen sich verschiedene Werke von Pamela Rosenkranz entdecken.

Feuilleton, Seite 50–52

«Wir hatten null Kriege»

Der frühere Aussenminister der USA Mike Pompeo lobt im Interview die Sicherheitspolitik Trumps

ija. · Mike Pompeo reist derzeit viel: Im Mai war der einstige amerikanische Aussenminister an der Inaugurationsfeier des neuen Präsidenten in Taiwan zugegen, vor zwei Tagen am Swiss Economic Forum in Interlaken; in einer Woche nimmt er an der Ukraine-Friedenskonferenz auf dem Bürgenstock teil. Die Frage, ob er im Fall eines Wahlsiegs von Donald Trump bereit wäre, wieder in dessen Kabinett zu dienen, bejaht der konservative Politiker aus Kansas. Im Interview legt er dar, was in der Aussen- und Sicherheitspolitik von einer zweiten Amtszeit Trumps zu erwarten wäre. Er verspricht die Rückkehr zu einer konsequenten militärischen Abschreckung gegenüber Russland, Iran und China. Pompeo macht die Biden-Regierung mitverantwortlich für den russischen

Angriff auf die Ukraine, ohne die ambivalente Beziehung, die Präsident Trump zur Ukraine hatte, in Betracht zu ziehen. Er vertritt wie Trump die These, dass Wladimir Putin die Ukraine nicht angegriffen hätte, wäre Trump wiedergewählt worden. Pompeo sagt: «Wir hatten null Kriege in den vier Jahren der Trump-Regierung.»

Er wirft der Biden-Regierung zudem vor, aus innenpolitischen Gründen den Verbündeten Israel im Gaza-Krieg im Stich zu lassen. Einzig in der aggressiven Handelspolitik gegenüber China sieht Pompeo Gemeinsamkeiten mit der Biden-Regierung. Diese sei aber naiv, wenn sie glaube, China lasse sich zähmen. Es brauche einen konfrontativen Kurs der USA und ihrer Verbündeten.

International, Seite 9

WOCHENENDE

Unser Schrottauto landet in Nigeria

Was geschieht eigentlich mit Fahrzeugen, die in der Schweiz ausgemustert werden? Die Frage führt in die Abgründe eines undurchsichtigen Geschäfts.

Seite 54–57

NZZ

Kunst

«Anamazon (Reflection)» (2024)



kunst.nzz.ch/pamelarosenkranz
+41 44 258 19 80

Exklusive Spiegel-Siebdrucke von Pamela Rosenkranz

«Anamazon (Reflection)» (2024)

Acryl-Siebdruck auf Spiegel, Edition von 30
seriellen Unikaten, Masse mit Plexiglasrahmen:
42,7 × 30,4 × 4,5 cm (L × B × T). Preis: 6500 CHF

Zuzüglich Frachtkosten bei Versand, Bestellungen finden in der Reihenfolge ihres
Eingangs Berücksichtigung. Lieferung ab August 2024.

Für die NZZ kreierte Pamela Rosenkranz 30 serielle Unikate als Siebdruck-Edition auf Spiegel. Im Studio wählte die Künstlerin verschiedene Farbtöne, die im Siebdruckverfahren von Hand auf die Spiegel appliziert wurden und dadurch unterschiedliche malerische Spuren tragen. In Plexiglas gerahmt, erscheint die Spiegelarbeit schwebend, was ihren ephemeren Charakter unterstreicht. Die Edition reiht sich ein in Rosenkranz' Malerei auf Spiegeln und ihrer künstlerischen Arbeit an der Schnittstelle von Natur und Kultur. Sie wendet die japanische Kirigami-Schnitttechnik an, um filigrane Papierarbeiten zu schaffen, die Musterungen von Reptilien und Fischen zur Grundlage haben. Diese Muster, die das menschliche Auge aus evolutionärer Konditionierung sofort verortet, übertragen sich hier auf die Spiegel, in denen wir uns durch die Reproduktion der Natur wiedererkennen.

Pamela Rosenkranz (*1979 in Uri) schafft Skulpturen, Gemälde, Arbeiten auf Papier, Videos und Installationen. Rosenkranz untersucht Systeme, mit denen der Mensch der natürlichen Welt Bedeutung verleiht, und reflektiert über unser Bedürfnis, Metaphern zu konstruieren, um uns in unserer Lebenswelt zurechtzufinden. Ihre Arbeiten greifen das Internet-getriebene Denken ihrer Generation auf, indem sie auf Themen Bezug nimmt, die uns in der Bilder- und Informationsflut des Alltags begegnen, und schafft Verbindungen, die uns unerwartete Zusammenhänge zwischen Objekten und Ideen erkennen lassen. 2015 wurde ihr Projekt «Our Product» ausgewählt, um die Schweiz auf der 56. Biennale in Venedig zu vertreten. Ihre Arbeiten werden in zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen präsentiert und befinden sich in öffentlichen und privaten Sammlungen.



Pamela Rosenkranz

Französische Kampfjets für die Ukraine

Präsident Emmanuel Macron kündigt die Lieferung von Mirage 2000-5 an

NELLY KEUSCH, PARIS

«Ich weiss, dass ich auf euch, auf Frankreich, zählen kann»: Mit diesen Worten dankte der ukrainische Präsident Wladimir Selenski am Freitagmorgen der französischen Nationalversammlung und Emmanuel Macron für ihre Unterstützung. Am Vortag hatte Selenski in der Normandie den Feierlichkeiten zum 80. Jahrestag des D-Day beigewohnt. Er sei sich sicher, sagte er nun in Paris, dass die Ukraine eines Tages ihren eigenen Tag der Befreiung erleben werde.

Am Donnerstagabend hatte der französische Präsident Macron in einem Fernsehinterview angekündigt, der Ukraine Kampfjets des Typs Mirage 2000-5 zu liefern. Das Programm zur Ausbildung von Piloten soll bis Ende des Jahres abgeschlossen sein. Wie viele Flugzeuge Frankreich der Ukraine überlassen will, sagte Macron nicht.

Drohnen der Huthi abgefangen

Damit schliesst sich Frankreich jener Gruppe von Staaten an, die der Ukraine bereits Kampfflugzeuge zugesagt haben: Dänemark, Norwegen, die Niederlande und Belgien. Bisher hat Frankreich die ukrainische Anfrage «aus technischen Gründen» abgelehnt; die Einsatzbereitschaft der Mirage 2000-5 sicherzustellen, sei zu aufwendig und kompliziert, als dass sie für die Ukraine von Nutzen sein könnte. Diese Einschätzung hat sich offenbar geändert, wohl auch wegen der sich zuspitzenden Lage. Mitte Mai hatte Selenski erklärt, er müsse eine Flotte von etwa 120 bis 130 Kampfflugzeugen aufbauen, wenn die Ukraine der russischen Dominanz ein Ende setzen wolle.

Die Mirage 2000-5 wird von der Dassault-Gruppe hergestellt und ist 1999 in Dienst gestellt worden. Das Flugzeug ist eine modernisierte Version der Mirage 2000-C, einer Maschine für grosse Höhen und hohe Geschwindigkeiten. Mirages 2000-5 sind für die Luftverteidigung und den Luft-Luft-Kampf konzipiert. Es handelt sich dabei um die ältesten Kampfflugzeuge der französischen Luftwaffe, neben den Mirages 2000-D, an denen Kiew ebenfalls Interesse angemeldet hat. Beide Flugzeugtypen sollen bis 2029 beziehungsweise bis 2030 ersetzt werden. Laut der Website des französischen Verteidigungsministeriums werden sie derzeit nach wie vor verwendet.



Ein Flugzeug des Typs Mirage 2000-5 bei einer Nato-Mission in Estland.

INTS KALNINS / REUTERS

Im Ausland kommen Mirages 2000-5 vor allem in Djibouti zum Einsatz, wo sie im Rahmen eines Verteidigungsabkommens zur Überwachung des Luftraums über dem Horn von Afrika dauerhaft stationiert sind. Im März wurden einige dieser Flugzeuge eingesetzt, um Drohnen der jemenitischen Huthi-Miliz über dem Roten Meer abzufangen.

Laut dem Direktor des Zentrums für Sicherheitsstudien am französischen Institut für internationale Beziehungen wurden Mirages 2000-5 in den vergangenen Monaten auch zur Verteidigung des Luftraums über den baltischen Staaten eingesetzt. Die Aircom, die Luftverteidigungsbehörde der Nato, teilte im März eine Aufnahme von zwei der französischen Flugzeuge, die über dem Baltischen Meer zwei russische Maschinen des Typs Su-30M abfingen.

Die französische Luftwaffe verfügt insgesamt über rund 200 Kampfflugzeuge, davon sind weniger als 30 vom Typ Mirage 2000-5. Die Zahl der Flug-

zeuge, die Paris Selenski überlassen könnte, ist also sehr begrenzt.

Das letzte französische Jagdgeschwader, das noch Mirage 2000-5 einsetzt, ist das Escadron de Chasse 1/2 Cigognes, das auf dem Luftwaffenstützpunkt Luxeuil im Osten Frankreichs stationiert ist. Der Abzug von Flugzeugen aus diesem Geschwader käme jedoch der Auflösung der Einheit gleich. Eine andere von Experten diskutierte Option wäre daher, der Ukraine die Mirages 2000-5 zu überlassen, die sich derzeit im Besitz von Katar befinden. Das Land versucht seit mehreren Jahren, die Flugzeuge an Indonesien zu verkaufen. Doch im Februar verzichtete Jakarta unerwartet auf den Kauf der zwölf Maschinen im Wert von rund 700 Millionen Euro.

Ausbildung für 4500 Soldaten

Die zukünftigen Piloten der Mirage 2000-5 sollen laut Macron in Frankreich ausgebildet werden. Macron hat am Donnerstag angekündigt, weiteren 4500 ukrainischen Soldaten Ausbildung und

Ausrüstung zukommen zu lassen. Er präzisierte dabei nicht, ob diese Ausbildung im Rahmen bestehender Programme in Frankreich und Polen stattfinden solle oder ob es sich um ein gänzlich neues Projekt handelt. Seit Beginn des Krieges sind bereits rund 10 000 Ukrainer von Frankreich ausgebildet worden.

Vergangene Woche wurde bekannt, dass Frankreich eine Koalition von Ländern bilden will, die Ausbilder auf ukrainisches Staatsgebiet entsenden würden. Nähere Details wurden bisher nicht kommuniziert. Am Donnerstagabend sagte Macron lediglich, man arbeite mit den Partnern zusammen und werde ein solches Projekt nicht ausschliessen.

An einer gemeinsamen Pressekonferenz mit Selenski kündigte Macron am Freitagabend zudem einen 200 Millionen Euro schweren Fonds an, um den Wiederaufbau der kritischen Infrastruktur in der Ukraine zu unterstützen. Macron forderte auch den Beginn der Gespräche über einen EU-Beitritt der Ukraine «bis Ende des Monats».

Putin lehnt Einsatz von Atomwaffen ab

Gemässiger Auftritt am Wirtschaftsforum in St. Petersburg

MARKUS ACKERET, MOSKAU

Am diesjährigen Wirtschaftsforum in St. Petersburg hat sich der russische Präsident Wladimir Putin in einer eher ungewohnten Situation wiedergefunden. Er musste ständig mässigend, ja abwehrend, auf die Forderungen antworten, die der Moderator der Diskussion in seine Fragen verpackte. Jedes Jahr ist es eine Überraschung, wen der Kreml mit der Moderation der Veranstaltung betraut, an der Putin sowie geladene Staatsoberhäupter Reden halten und anschliessend ein Gespräch führen. Diesmal wählten die Verantwortlichen den scharfzüngigen, leidenschaftlich antiwestlichen Politologen Sergei Karaganow für die Rolle aus – Putin schien es fast etwas zu weit zu gehen.

Karaganow, der einst mit Russlands Westintegration sympathisierte, ist zu einem radikalen «Falken» geworden. Vor einem Jahr brachte er einen präventiven Atomschlag gegen ein Ziel in Europa ins Spiel, um den Westen mit Blick auf den Ukraine-Krieg in die Schranken zu weisen. Die USA, so seine Überzeugung, würden den Europäern nicht zu Hilfe eilen und zu keinem Gegenschlag ausholen, weil sie um die Konsequenzen für sich selbst wüssten. Obwohl er in Fachkreisen mehrheitlich auf Ablehnung stiess, scheint Karaganow an seiner These festzuhalten.

Gedankenspiele zurückgewiesen

Es sei für Russland unabdingbar, das Tempo der Kampfhandlungen im Krieg zu beschleunigen und die Eskalation zu suchen, auch mit Atomwaffen. Putin wehrte beides vehement ab. Eine höhere Geschwindigkeit des Krieges wäre nur unter grösseren Verlusten möglich, meinte er; ihm sei aber die Rücksichtnahme auf die Menschenleben wichtiger. Angesichts der bisherigen Kriegführung klingt das wenig glaubwürdig.

Noch deutlicher wies er Karaganows Gedankenspiele um den Einsatz von Atomwaffen zurück. Amerika würde zwar wohl seine Verbündeten in Europa im Stich lassen, meinte er. Aber er wahrte sich gegen die weitere Erwähnung solcher Pläne. Russland sei zwar mit seinem Arsenal im Vorteil. Es gebe jedoch absolut keine Notwendigkeit, in diesem Krieg die nukleare Karte zu ziehen. Im Unterschied zu Karaganow konnte er auch Friedensverhandlungen etwas abgewinnen. Bedingung dafür seien die bereits erzielten Verhandlungsergebnisse vom Frühjahr 2022 sowie die «Realitäten auf dem Boden», also die erzielten Territorialgewinne.

Dem ukrainischen Präsidenten Wladimir Selenski sprach er zugleich die Legitimität ab, weil dessen Amtszeit abgelaufen sei und in der Verfassung nichts über eine Verlängerung stehe (was allerdings nicht stimmt). Putin stellte seinen Amtskollegen als Usurpator hin, meinte aber, es sei trotzdem möglich, mit Kiew zu verhandeln. Es gebe ja noch andere, legitime Vertreter.

Töchter nehmen teil

Davor hatte Putin in Anwesenheit der beiden Ehrengäste, der Präsidenten Boliviens und Simbawes Luis Arce und Emerson Mnangagwa, eine längliche Rede zur wirtschaftlichen Entwicklung Russlands gehalten. Erstaunlicherweise erwähnte Putin den Krieg nur indirekt im Zusammenhang mit den Sanktionen und mit Kriegsveteranen und beschränkte die aggressive Rhetorik gegenüber dem Westen auf ein Minimum.

Frei vom Krieg und vom neuen Zeitgeist war die diesjährige Ausgabe des Forums aber nicht. Vielmehr spiegelte sich im Programm, wie sehr das Militärische sowie die erzkonservativ verstandenen «traditionellen Werte» zur neuen Normalität von Wirtschaft und Gesellschaft gehören. Dass erstmals beide Töchter Putins wie auch Kinder mehrerer Funktionäre an Panels teilnahmen, interpretierten Beobachter als Zeichen dafür, dass verwandtschaftliche Bande im Machtgefüge an Bedeutung gewinnen.

Festnahmen erzeugen neue Spannungen

Russland verhaftet einen französischen Wissenschaftler – und Frankreich einen mutmasslichen russischen Terroristen

MARKUS ACKERET, MOSKAU

Lange noch hatte sich Frankreichs Präsident Emmanuel Macron um einen Dialog mit dem russischen Präsidenten Wladimir Putin bemüht. Er lud ihn an die Côte d'Azur ein, als die meisten westlichen Staatsschefs bereits einen Bogen um Putin machten. Er fuhr im Februar 2022 nach Moskau und setzte sich mit ihm an die Schmalseite des legendär gewordenen langen Besprechungstischs. Auch nach Putins Entscheidung zum grossen Krieg gegen die Ukraine führte er die regelmässigen Telefonate weiter.

Diese Zeiten sind schon lange vorbei. Seit Macron angefangen hat, über Nato-Bodentruppen für die Ukraine zu sinnieren, hat sich das Verhältnis aber nochmals deutlich abgekühlt. Zu den Feierlichkeiten des D-Day in der Normandie wurde eine russische Delegation wieder ausgelassen. Zwei Festnahmen in Paris und in Moskau, die offiziell nichts miteinander zu tun haben, aber auffälligerweise kurz nacheinander erfolgten, belasten die Beziehungen nun zusätzlich.

Am Donnerstag teilte das russische Ermittlungskomitee mit, ein französischer Bürger sei in Moskau unter dem Verdacht festgenommen worden, er sammle seit Jahren militärtechnische Informatio-

nen über die russischen Streitkräfte und bedrohe damit die Sicherheit Russlands. Zudem hätte er sich als «ausländischer Agent» beim Justizministerium registrieren lassen müssen, habe dies aber unterlassen. Am Freitag ordnete ein Moskauer Bezirksgericht Untersuchungshaft an.

Eine Art informeller Diplomatie

Nach allem, was bekannt ist, handelt es sich bei dem Festgenommenen um den 48-jährigen französischen Politologen Laurent Vinatier, der sich seit mehr als zwei Jahrzehnten mit Russland, dem Kaukasus und besonders auch mit Russlands Beziehungen in die muslimische Welt beschäftigt. Vinatier ist Mitarbeiter der Schweizer Nichtregierungsorganisation Centre for Humanitarian Dialogue in Genf, die auf Expertenebene eine Art von informeller Diplomatie betreibt – in Zeiten, da die offiziellen Kanäle ihre praktische Bedeutung verloren haben.

Vinatier reiste seit Jahren nach Russland, nahm an Konferenzen teil und publizierte Schriften und Bücher. Der fortgesetzte Austausch mit russischen Gesprächspartnern und damit die eigentliche Mission, die seiner Tätigkeit zugrunde liegt, scheint ihm nun zum Verhängnis geworden zu sein. Der ihm vor-

geworfene Straftatbestand ist zwar nicht mit dem ungleich schwerwiegenderen Vorwurf der Spionage gleichzusetzen, der den amerikanischen Journalisten Evan Gershkovich vor mehr als einem Jahr in Untersuchungshaft gebracht hat. Aber auch er kann ein Strafmass von bis zu fünf Jahren Lagerhaft zur Folge haben.

«Sammeln von Informationen über die militärische Tätigkeit Russlands» lässt sich breit auslegen und kann jeden betreffen, der sich journalistisch oder wissenschaftlich mit russischer Sicherheitspolitik befasst und dafür in Russland und mit Russen zu tun hat. Pikant und willkürlich ist auch die Beschuldigung, Vinatier habe sich nicht als «ausländischer Agent» registriert. Bis anhin gibt es kaum Fälle von Ausländern, die offiziell zu «ausländischen Agenten» erklärt wurden. Vor Gericht gestand Vinatier ein Versäumnis ein und entschuldigte sich.

Sprengsatz im Hotelzimmer

Kurz bevor Vinatiers Festnahme bekannt geworden war, hatten die französischen Behörden in Paris einen 26-jährigen russisch-ukrainischen Doppelbürger aus dem Donbass in Gewahrsam genommen. Der Mann hatte sich bei der Explosion eines Sprengsatzes in seinem Hotelzimmer in

Roissy-en-France beim Pariser Flughafen Charles de Gaulle Verbrennungen im Gesicht und an der Hand zugezogen und liegt zur Behandlung im Spital. Bei der Durchsuchung seines Zimmers stiess die Polizei auf falsche Dokumente und auf Material, mithilfe dessen weitere Sprengsätze hätten hergestellt werden können.

Wie französische Medien berichten, soll der Mann im Donbass die russische Seite unterstützt und zwei Jahre lang in der russischen Armee gedient haben. Er war vorher nie aufgefallen. Er bestreite die Absicht, Anschläge auf französischem Boden geplant zu haben, heisst es. Die Behörden nehmen den Vorfall aber sehr ernst – kurz vor der Europawahl und vor den Olympischen Spielen in Paris im Juli. Als Ziele werden militärische Objekte und Waffentransporte im Zusammenhang mit Frankreichs Unterstützung der Ukraine vermutet.

Erhärtet sich dieser Verdacht und auch eine Verbindung zu russischen Strukturen, fügte sich das ins Bild mutmasslich russisch inspirierter Sabotageversuche in Europa, vor denen europäische Sicherheitsbehörden warnen. In Deutschland und in Polen wurden in den vergangenen Monaten mehrere Personen festgenommen, die im Verdacht stehen, für Russland Sabotageakte geplant zu haben.

Biden beschwört den Geist von 1944

Der US-Präsident knüpft bei seiner Rede in der Normandie an Reagans Botschaft an – seine Umfragewerte wird dies kaum verbessern



Trotz der überwältigenden Szenerie: An der Pointe du Hoc erweist sich Biden erneut nicht als grossartiger Redner. ELIZABETH FRANTZ / REUTERS

CHRISTIAN WEISFLOG, WASHINGTON

An der Pointe du Hoc schrieben 225 amerikanische Soldaten vor 80 Jahren eine der grossen Heldengeschichten des D-Days. Unter Beschuss durch Maschinengewehre und Granaten erklimmen sie die Steilküste mit Strickleitern, um eine wichtige Artilleriestellung der Deutschen auszuschalten. Nach zwei Tagen bleiben nur noch 90 von ihnen unverehrt.

Kein anderer amerikanischer Präsident hat diese Geschichte und ihre historische Tragweite bisher so markant auf den Punkt gebracht wie Ronald Reagan 1984. Der ehemalige Schauspieler gilt

bis heute als einer der talentiertesten «Communicators-in-Chief». Und dies bewies der Republikaner am 6. Juni vor 40 Jahren auch mit einer seiner besten Reden überhaupt.

Selbst die Demokraten weinten

In einer knappen Viertelstunde fand Reagan klare Worte, die bis heute laut nachhallen: Amerika habe die bitteren Lektionen des Zweiten Weltkriegs gelernt, meinte der damalige US-Präsident an der französischen Atlantikküste. «Es ist besser, hier zu sein, um den Frieden zu beschützen, als sich blind auf der

anderen Seite des Meeres wegzuducken und erst zu reagieren, wenn die Freiheit bereits verloren ist.» Der Isolationismus sei nie eine geeignete Antwort auf Tyraneien und ihre expansiven Absichten.

Wie Joe Biden heute befand sich auch Reagan damals im Jahr seiner möglichen Wiederwahl. Die glänzende Rede vor einer stattlichen Gruppe von Veteranen beflügelte seine Umfragewerte. Selbst Mitarbeiter von Mondales Wahlkampfteam waren von Reagans Auftritt berührt: «Alle weinten und ich auch», erinnert sich etwa William Galston. In diesem Moment sei ihm klar gewesen, dass die Wahl verloren war.

Biden dürfte mit seinem Auftritt am Freitag bei Donald Trumps Wahlkampfteam jedoch kaum Tränen ausgelöst haben. Inhaltlich knüpfte der amerikanische Präsident zwar an Reagans Botschaft an. Es reiche nicht aus, sich an die Opfer der heldenhaften Soldaten zu erinnern, erklärte Biden. «Wir müssen ihr Echo erhören. Sie rufen uns herbei und fragen uns: «Was tun wir?» Sie verlangen von uns nicht, diese Klippen zu erklimmen. Sie verlangen von uns, dem treu zu bleiben, wofür Amerika steht.»

Die Helden von damals forderten die Amerikaner dazu auf, ihre Aufgabe zu erfüllen: «Die Freiheit in unserer Zeit zu beschützen, die Demokratie zu verteidigen und sich gegen Aggressionen im Ausland und im Inland zu wehren.» Mit einer Reihe rhetorischer Fragen machte Biden sich zum Anwalt der amerikanischen Soldaten und Veteranen des Zweiten Weltkriegs: «Zweifelt irgendjemand daran, dass sie sich von Amerika wünschen würden, sich gegen Putin und seine Aggression in Europa zu stellen?»

Im Unterschied zu Reagan ist Biden jedoch kein grossartiger Redner. Das zeigte sich auch am Freitag wieder. Nicht selten stolperte der Präsident über die eigenen Worte, sprach zu schnell oder undeutlich. Auch Reagan war mit seinen 73 Jahren nicht mehr der Jüngste, aber er wirkte mit seinem vollen Haar, seiner kräftigen Stimme und seinem geschmeidigen Gang wesentlich jünger.

Trotz vielen inhaltlichen Parallelen wurde in Bidens Rede zudem deutlich, wie sich Amerika und die Welt verändert haben. Reagans Rede richtete sich gegen die Sowjetunion und den weltweiten Kampf für Demokratie und Freiheit. Biden rief die Amerikaner jedoch auch dazu auf, «die Flamme der Freiheit» im Inland zu verteidigen. Ohne Trump zu erwähnen, spielte der heutige Präsident damit auf die Gefahr für die amerikanische Demokratie an, die aus seiner Sicht von Reagans ehemaliger Partei ausgeht.

Während Monaten hatte der rechte Parteiflügel der Republikaner im Kon-

gress neue Hilfgelder für die Ukraine blockiert. Dazu wurden dessen Anhänger auch von Trump ermuntert, der den Krieg als «europäisches Problem» bezeichnete. Erst als Kiew in diesem Frühjahr eine komplette Niederlage drohte und die russischen Truppen zunehmend Gebiete eroberten, lenkte Trump ein. Dieser hatte bereits in seiner ersten Amtszeit über einen Austritt der USA aus der Nato nachgedacht. Amerikas grösste Feinde seien nicht Russland oder China, sondern «radikale linke Schurken» im Inland, erklärte Trump im November.

Ein Kampf an vielen Fronten

Im Gegensatz zu kommunistischen Zeiten sehen rechte Republikaner in Putins Russland nicht unbedingt einen Feind. Vielmehr erkennen sie in ihm einen konservativen Verbündeten gegen den «woken Mainstream» und Multikulturalismus der Linken. Zudem stellen sie aber auch die berechtigte Forderung an die europäischen Verbündeten der USA, selbst mehr für die Verteidigung von Demokratie und Freiheit zu tun. Im Gegensatz zu 1944 wären die Europäer heute eigentlich in der Lage, ihre Sicherheit weitgehend selbst zu verteidigen. Es fehlt dazu vor allem der politische Wille.

Biden dürfte es mit seinem Auftritt in der Normandie deshalb kaum gelungen sein, die eigenen Umfragewerte zu verbessern. Dabei hätte er es dringend nötig. Im Gegensatz zu Reagan vor 40 Jahren liegt der heutige Präsident in den meisten Umfragen hinter seinem Herausforderer zurück. In der Aussenpolitik kann er derweil nicht auf ein baldiges Tauwetter hoffen, wie es Reagan und der sowjetische Generalsekretär Michail Gorbatschow in den achtziger Jahren einläuteten. Biden muss es derzeit gleich mit mehreren diktatorischen Regimen aufnehmen. Nicht nur Moskau, auch Peking und Teheran wollen die amerikanische Weltordnung zu Fall bringen.

«Ich kann in Deutschland nicht alt werden»

Bekannte Islamkritiker sind nach dem Mannheim-Attentat unter Druck

Vor wenigen Tagen erlag der Polizist, den ein Islamist in Mannheim angegriffen hatte, seinen Verletzungen. Die Messerattacke auf ihn und den islamkritischen Aktivist Michael Stürzenberger hat eines vor Augen geführt: Den politischen Islam öffentlich zu kritisieren, ist in Deutschland gefährlich. Menschen wie Ahmad Mansour, Susanne Schröter, Eren Güvercin und Seyran Ates tun das regelmässig.



Ahmad Mansour
Der Psychologe und Autor arbeitet in der Extremismusprävention

Herr Mansour, wie ging es Ihnen, als Sie von dem Polizistenmord erfahren hatten?

Ahmad Mansour: Am Anfang war ich geschockt, traurig, und dann folgte die Angst. Seit dem 7. Oktober ist mein Leben und das Leben vieler anderer nicht mehr das Gleiche. Aber mitzubekommen, dass Menschen, die sich kritisch mit dem Islam auseinandersetzen, um ihr Leben fürchten müssen, ist leider nicht neu. Das haben Salman Rushdie und andere Fälle gezeigt. Das bestimmende Gefühl seit dem Wochenende ist Angst.

Sie leben seit Jahren unter Polizeischutz und werden massiv bedroht.

Ich finde es beschämend, dass «wir» Angst haben müssen und nicht unsere Gegner. Die sind mittlerweile so selbstbewusst geworden, dass sie überhaupt kein Problem damit haben, uns zu beschimpfen, zu diffamieren, fertigzumachen und uns auf offener Strasse zu bedrohen.

Wie muss man sich das vorstellen?

Manchmal, wenn ich mit dem Auto unterwegs bin, wird von aussen gespuckt. Das ist eine Stimmung, die ich in Iran oder Gaza erwartet hätte, aber nicht in Deutschland. Bei jeder Bedro-

hung, die von Rechtsradikalen kommt, gerät die ganze Republik in Unruhe. Aber wenn ich – seit Jahren – darauf hinweise, dass es auch eine andere extremistische Gruppierung in diesem Land gibt, dann habe ich das Gefühl, die Leute denken: «Er ist eigentlich selbst schuld.»

Frau Schröter, was beschäftigt Sie gerade?

Susanne Schröter: Als mir das Landeskriminalamt Hessen 2017 mitteilte, dass mir eine Gefährdungsstufe wegen einer islamistischen Bedrohung zugeteilt wurde, war ich schockiert. Wer sich mit islamischem Terrorismus beschäftigt, weiss, dass es nicht viel bedarf, um ins Visier von Fanatikern zu geraten, die keinerlei Skrupel besitzen, Menschen zu ermorden.

Gibt es eine Veränderung seit 2017?

Ja, in den sozialen Netzwerken schüren sie den Hass auf vermeintliche Feinde des Islam, zu denen liberale Muslime ebenso gehören wie Islamismuskritiker. Regelmässig veröffentlichen Gruppen wie «Realität Islam» und «Generation Islam» Bilder und Namen von allen, die sie als ihre Feinde betrachten, mehrere Male auch von mir. Spätestens seit dem Mord an dem französischen Lehrer Samuel Paty wissen wir, wie gefährlich das ist.



Susanne Schröter
Professorin und Leiterin des Forschungszentrums Globaler Islam

Was bedeuten die Ereignisse von Mannheim für Sie als Publizistin?

Das Signal, das von dieser Tat ausgeht, ist fatal. In einem Land, in dem Religionskritik zum guten Ton gehört und ganze Satiremagazine von respektlosen Darstellungen christlicher Würdenträger leben, wagt sich schon jetzt kaum noch jemand, den Islam zu kritisieren. Selbst der islamische Extremismus verschwindet in einer Tabuzone. Auch für Muslime, die einen zeitgemässen Islam leben, bedeutet dies, sich nicht öffentlich zu zeigen und lieber den Mund zu halten.

Herr Güvercin, kannten Sie den Aktivist Michael Stürzenberger?

Eren Güvercin: Ich habe einige Kundgebungen von Herrn Stürzenberger live erlebt. Dabei kam es auch zu Wortgefechten mit Muslimen, die da zufällig vorbeiliefen. Ich habe mir immer wieder die Frage gestellt, wann es zu einer direkten Konfrontation kommt. Als ich dann das Video von der Messerattacke sah, das im Netz kursierte, war ich entsetzt, aber auch nicht verwundert.

Warum nicht?

Weil man seit dem 7. Oktober, seit dem Terrorangriff der Hamas auf Israel, schon eine gewisse Enthemmung in der islamis-



Eren Güvercin
Journalist und stellvertretender Bundesvorsitzender der «Liberalen Vielfalt»

tischen Szene in Deutschland beobachten kann. Vor allem in den sozialen Netzwerken radikalisiert sich die Rhetorik. Es war eigentlich nur eine Frage der Zeit, bis es zu so einer schrecklichen Tat kommt.

Fühlen Sie sich selbst stärker bedroht?

Seit dem 7. Oktober bemerke ich eine neue Intensität der Beleidigungen und auch Bedrohungen über die sozialen Netzwerke. Aber ich kenne das seit vielen Jahren, also ist es für mich nichts Neues. Ich lasse mich davon nicht einschüchtern. Aber wenn ich in Berlin unterwegs bin, werde ich nicht unbedingt in der Sonnenallee allein Kaffee trinken.

Frau Ates, was hat Sie in der vergangenen Woche am meisten überrascht?

Seyran Ates: Mich schockiert, wenn Linke nun sagen, der Messerangriff des Islamisten werde von rechts instrumentalisiert. Dabei werden Solingen und Hanau seit Jahren von linken Politikern ausgeschlachtet, um gegen rechte Politik Stimmung zu machen. Die Ungleichbehandlung von Sylt und Mannheim ist eine bodenlose Frechheit. In Mannheim ist ein Mensch ermordet worden.

Wie reden Sie mit Ihren Personenschützern über mögliche Angriffe?



Seyran Ates
Gründerin der Ibn-Rushd-Goethe-Moschee in Berlin

Wenn mir etwas passieren würde, würden sich meine Schützer, ich nenne sie meine «Schutzengel», dazwischenstellen. Als ich die Bilder des Polizisten sah, dachte ich, dasselbe könnte auch meinen Engeln passieren. Ein entsetzlicher Gedanke. Wir sind wie gelähmt.

Ihre Schützer würden sich dazwischenstellen?

Ja, natürlich, das ist schon passiert. Ich wurde an einem Bahnhof von einem muslimischen Mann angegriffen, er schrie: «Ates, du machst den Islam schlecht!» Meine Schützer brachten mich weg von ihm, aber einer blieb mit ihm allein. Hätte er ein Messer oder eine andere Waffe gehabt, hätte das schlimm enden können.

Wie blicken Sie in die Zukunft?

Die Gesellschaft – aber vor allem unsere Regierenden – leugnen wider besseres Wissen, wie viele aggressive Islamisten im Land leben. Unsere offene Gesellschaft ist ernsthaft bedroht und hat sich schon negativ gewandelt. Ich bin jetzt 61 Jahre alt. Ich weiss, dass ich in Deutschland nicht ohne Personenschutz leben kann. Daran wird sich nichts ändern. Ich kann hier nicht alt werden.

Interviews: Beatrice Achterberg, Berlin



Sexual Power (Viagra Painting, Growth Spurt), 2024, Acrylic on Aluminium, 210 x 150 cm

Im Herzen der Operation

Das britische Kriegsschiff HMS «Belfast» spielte bei der Landung der Alliierten in der Normandie im Juni 1944 eine Schlüsselrolle

NIKLAUS NUSPLIGER, LONDON

Am Abend des 5. Juni 1944 ist die Besatzung der HMS «Belfast» in ihren Aufenthaltsräumen im Mannschaftsdeck versammelt, als sich Kapitän Frederick Parham per Lautsprecher an sie richtet. Innert zwei Tagen ist das britische Kriegsschiff von den Orkney Islands im Norden Schottlands nach Portsmouth am Ärmelkanal gefahren. Unter den Marinesoldaten kursieren Vermutungen, dass die Landung in dem von den Nazis besetzten Frankreich bald bevorstehen könnte.

Doch der Zeitpunkt und die genauen Pläne sind streng geheim. Wegen schlechten Wetters musste der D-Day zunächst verschoben werden. Nun aber verkündet Kapitän Parham, das Schiff breche zur Befreiung Westeuropas auf. Nach weiteren Lautsprecherdurchsagen des Admirals und des Kaplans herrscht Stille im Mannschaftsdeck. Dann lockert der Marinesoldat Bob Shrimpton die Stimmung auf: «Lasst uns eine Tasse Tee trinken, wer weiss schon, wann wir die nächste kriegen.»

Beliebte Touristenattraktion

80 Jahre später ist Shrimpton ebenso verstorben wie alle weiteren Marinesoldaten, die im Juni 1944 auf der HMS «Belfast» dienten. Seine Erinnerungen sind aber Teil eines grossen Fundus von Tonaufnahmen. Diese hat das Imperial War Museum in London im Rahmen eines Projekts zu mündlich überlieferter Geschichte neu ausgewertet, wie Nigel Steel, Kurator und Historiker des Museums, bei einer Spezialführung durch das



Anfang Juni 1944 bricht die HMS «Belfast» von einer Basis im schottischen Norden in Richtung Ärmelkanal auf.

Schiff erklärt. Die HMS «Belfast» liegt heute als beliebte Touristenattraktion am Südufer der Themse in London vor Anker. Sie ist das einzige am D-Day beteiligte britische Kriegsschiff, das noch besichtigt werden kann.

1944 führt die HMS «Belfast» rund 850 Personen mit, was eine Infrastruktur erfordert wie in einem Dorf. Unter Deck gibt es ein Lazarett, eine Schiffsküche, eine Bäckerei sowie eine Abgabestelle für die tägliche Ration von Rum, die allen Marinesoldaten zusteht. Die Offiziere speisen in einem Salon. Die Soldaten essen an grossen Tischen im Mannschaftsdeck, das sich in einen Schlafsaal

verwandelt, sobald die Hängematten an der Decke befestigt werden.

Um 5 Uhr morgens erreicht die HMS «Belfast» den ihr zugewiesenen Standort knapp zehn Kilometer vor den französischen Küstenabschnitten Juno und Gold. Um 5 Uhr 27 feuert das Schiff den ersten Schuss ab.

«Die HMS «Belfast» dient als eine riesige schwimmende Geschützplattform», erklärt der Kurator Steel. Das Kriegsschiff nimmt die deutschen Bunker am Strand, aber vor allem auch weiter im Landesinneren liegende Geschützstellungen zwei Stunden lang unter Dauerbeschuss. Das pausenlose Feuer soll auch

die psychische Widerstandskraft der Wehrmachtsoldaten brechen – und damit die Landung von britischen und kanadischen Infanteristen, Panzerbrigaden und Fallschirmjägern erleichtern.

Transport per Flaschenzug

Die HMS «Belfast» ist mit zwölf 152-Millimeter-Kanonen in vier Dreifach-Geschütztürmen ausgestattet. Jede Kanone hat eine Reichweite von etwa 22,5 Kilometern und feuert pro Minute acht 50 Kilogramm schwere Granaten ab. Um diese hohe Kadenz einzuhalten, laden 27 Soldaten in Schutzanzügen die Kanonen laufend nach. Gelagert werden die Geschosse tief unten im Bauch des Schiffs im vierten Deck, von wo sie per Flaschenzug nach oben transportiert werden. Als Treibladung dient Kordit – ein sehr gefährlicher Sprengstoff, der im Ersten Weltkrieg etliche Schlachtschiffe ohne Feindeinwirkung zur Explosion brachte. Daher werden die Granaten erst im letzten Moment mit dem Kordit versehen, das in einem hermetisch abgeriegelten Magazin in einem noch tiefer liegenden Deck lagert.

Der 20-jährige Bernard Thompson gehört zu den Soldaten, die am D-Day im Kordit-Magazin im Einsatz stehen. Wegen der Explosionsgefahr muss er sich bis auf die Unterhosen ausziehen und in völliger Dunkelheit arbeiten. Der Einsatz dauert drei Tage. Jahre später wird er seine damalige Angst schildern. Aber auch seinen Stolz, ein winziges, aber unentbehrliches Zahnrad in der erfolgreichen Kriegsführung der HMS «Belfast» gewesen zu sein.

Am D-Day fahren rund 7000 Kriegsschiffe aus acht Ländern über den Ärmelkanal. Laut dem Historiker Steel spielt die HMS «Belfast» dabei eine Schlüsselrolle. «Als britisches Flaggschiff steht sie im Herzen der Operation vor den zentralen Küstenabschnitten», sagt er. Fünf Wochen dauert der Einsatz vor der Küste Frankreichs. Sie wird nie direkt getroffen, doch werden im Lazarett verletzte Soldaten aus anderen Schiffen behandelt.

Churchill wollte auf das Schiff

Am Bord befindet sich der britische Admiral Bertram Ramsay, der das Oberkommando über die alliierten Seestreitkräfte führt. Vor dem Start der Operation beharrt Premierminister Winston Churchill darauf, die Landung der Alliierten von der HMS «Belfast» aus mitzuverfolgen. Doch Ramsay graut vor dieser Vorstellung. Er und andere Armeekader befürchten, Churchill könnte sich in die Operation einmischen und im schlimmsten Fall gar einem deutschen Gegenangriff zum Opfer fallen.

Doch Churchill lässt sich kaum von seinem Plan abbringen. Erst ein Brief von König George VI. bringt ihn kurz vor dem D-Day doch noch zur Vernunft. Darin schreibt der König: «Es wäre unmöglich, Sie zu kontaktieren, und womöglich müssten Sie wichtige Entscheide treffen. Zudem wäre der Befehlshaber des Schiffs in seinen Handlungen limitiert, weil er für Ihre Sicherheit verantwortlich wäre. Falls Sie gingen, würden Sie mir und Ihren Ministerkollegen grosse Sorgen bereiten!»

ANZEIGE

NZZ

Reisen

Musica Sacra – Kunst & Kultur in der Ewigen Stadt

Buchung und Information:
reisen@nzz.ch, reisen.nzz.ch
+41 44 259 80 08



Reisepartner:
Mondial Tours

Datum:
15. bis 20. November 2024

Teilnehmer/innen:
max. 25 Personen,
Reisedurchführung garantiert

Preis:
Fr. 2850.–
(EZ-Zuschlag: Fr. 600.–)

Reisebegleitung:
Cristina Leutenegger



Sie wurde von Schweizer Eltern in Rom geboren und ist in der geschichtsträchtigen Metropole aufgewachsen. Sie liebt «ihre» Stadt und ist bereits seit ihrem Architekturstudium voller Überzeugung und Engagement als Stadtführerin in Rom tätig.

Das alljährliche «Festival Internazionale di Musica e Arte Sacra» in Rom und dem Vatikan ist ein einzigartiger Genuss für Augen und Ohren. Geniessen Sie musikalische Darbietungen auf höchstem Niveau an herrlichen sakralen Aufführungsorten.

Heilige Messe im Petersdom

Mit Wolfgang Amadeus Mozarts «Requiem in d-Moll» untermalen das Orchestra di Roma und der Chor IlluminArt den Auftakt Ihrer Reise in der Papstbasilika San Giovanni in Laterano. Am nächsten Tag wohnen Sie einer von Seiner Eminenz Kardinal Angelo Comastri zelebrierten, musikalisch von Mozarts «Die Krönungsmesse» begleiteten Heiligen Messe im Petersdom bei. Am Abend geht es in die Papstbasilika Santa Maria Maggiore zur «h-Moll-Messe» von Johann Sebastian Bach.

Sankt Paul vor den Mauern

Nach dem sonntäglichen Papstsegen auf dem Petersplatz lernen Sie Roms historisches Zentrum kennen mit der Piazza di Spagna und einer Besichtigung von Sankt Paul vor den Mauern. Später lassen Sie sich in dieser wunderschönen Papstbasilika vom Swiss National Orchestra unter der Leitung von Ralf Weikert in den Bann ziehen und geniessen Giacomo Puccinis «Preludio sinfonico» sowie Anton Bruckners «Sinfonie Nr. 3 in d-Moll».

Zu Besuch bei der Schweizergarde

Beeindruckende Kunstschatze Räumlichkeiten erwarten Sie im Palazzo Colonna, einem der grössten und ältesten römischen Paläste in Privatbesitz. Zu den Höhepunkten zählt der anschliessende Besuch bei der Schweizergarde mit Aperitif und Blick hinter die Kulissen. Ein Ausflug in die Vergangenheit Roms mit dem Forum Romanum und dem Kolosseum sowie ein Konzert anlässlich des 200. Geburtstags von Anton Bruckner runden Ihre Reise ab. In der Kirche Sant'Ignazio di Loyola in Campo Marzio verzaubern Sie die St. Florianer Sängerknaben mit Werken des österreichischen Komponisten.



Zwischen Flut und Dürre

Kenya kämpft mit verheerenden Regenfällen – doch das Land ist nicht dafür gerüstet, ausreichend Wasser zu speichern

GIOIA SHAH, NAIROBI

Der Kohl von Stephen Macharia hat die flutartige Regenzeit überstanden. Entlang seiner Felder hat der Bauer Reihen von hohem Gras gepflanzt und Rinnen gegraben. Das hat das Wasser davon abgehalten, über seine Felder zu fliesen. Die Kohlköpfe seiner Nachbarn dagegen gehören zu den vielen Opfern der verheerenden Regenzeit. Sie sind massenhaft verrotten.

Wegen der heftigen Niederschläge in Kenya und in der gesamten Region Ostafrikas sind in den vergangenen Wochen Staudämme übergelaufen. Strassen und Häuser wurden zerstört, Strommaste niedergerissen und Dutzende Menschen getötet. Was sich in diesen Tagen kaum jemand vorstellen kann – Kenya gilt als wasserarm, weil das Land nicht gerüstet ist, Wasser ausreichend zu speichern, wenn es richtig lange und heftig regnet.

Experten warnen schon lange und fordern nun mit Dringlichkeit, dass Kenya seine Wasserwirtschaft verbessern sollte. Dafür gäbe es nebst teuren Massnahmen überraschend einfache Lösungen – wie auf Macharias Farm.

«Ein Managementproblem»

Kenya hat derzeit im Schnitt weniger als 600 Kubikmeter Wasser pro Person und Jahr für seine 54 Millionen Einwohner zur Verfügung; gemäss Berechnungen der Uno müsste das Land der Bevölkerung mindestens 1000 Kubikmeter pro Person und Jahr zur Verfügung stellen können. Bis 2050, so Prognosen, wird sich die Bevölkerung im ostafrikanischen Land verdoppeln. Die Wirtschaftsleistung soll sich vervierfachen. Die verfügbare Menge Wasser pro Person würde sich bei diesem Szenario gemäss Schätzungen halbieren.

Das muss aber nicht sein. «Trotz all dieser urbanen Entwicklung, dem Bevölkerungswachstum und der Bauachfrage gibt es in Kenya reichlich Wasser», sagt Dominick de Waal, ein leitender Ökonom bei der Weltbank. Nur müssten die Infrastruktur und das Wissen entwickelt und gefördert werden. Und auch Winnie Khaemba, eine Expertin beim Institut Climate Analytics, er-



Der Bauer Stephen Macharia hat um seine Felder Rinnen gegraben und hohes Gras gepflanzt. In grossen Bassins sammelt er zudem Regenwasser für die Bewässerung während der Trockenzeit.

GIOIA SHAH

klärt: «Wassermangel ist in Kenya ein Managementproblem.»

Gemäss Studien werden in Kenya nur rund 15 Prozent der verfügbaren Wasserressourcen effizient genutzt. Die Weltbank kommt zu dem Schluss, dass Wasser in Kenya verfügbar wäre, aber nicht zugänglich ist. Viele Seen und Flüsse werden weder für die Bewässerung genutzt noch gestaut. So sind die meisten Bauern in Kenya vom Regen abhängig und können ihre Felder nicht anders bewässern. Zudem wird viel Wasser verschwendet. Rund 45 Prozent von Kenyas Wasserversorgung geht verloren, beispielsweise wegen alter Rohre.

Kenyas Regierung hat bereits einige Schritte unternommen, um das Pro-

blem anzugehen. Eine neue Verfassung von 2010 gab den Countys mehr Macht, eigenständig Entscheidungen über ihre Wasserressourcen zu treffen. 2016 verabschiedete die Regierung zudem eine laut Experten starke neue Gesetzgebung zur Wasserversorgung. Etwa gibt es nun überall in Kenya Wassernutzverbände, deren Mitglieder Bürger und Unternehmen sind. Diese Verbände müssten Pläne für die Verwaltung ihrer Wasserressourcen entwickeln und die Nutzung des Wassers überwachen, so Winnie Khaemba.

Doch gute Gesetze und Pläne zu haben, ist das eine. Die Umsetzung von alledem das andere. Und Letzteres ist in der Regel ein Problem, zusammen mit der Finanzierung. Zunächst aber kann

Kenya auf das bauen, was es schon hat. «Würden wir das schützen, was wir haben, dann könnten wir mit dem Wasserproblem im Land umgehen», sagt Umweltministerin Soipan Tuya.

Kenya hat fünf wichtige Hochlandregionen, in denen es viel regnet und in denen das Wasser in Flüssen und Bächen gesammelt wird und in tiefere Gebiete fliesst. Diese Regionen sorgen für rund 75 Prozent des Oberflächenwassers im Land. Dafür sind Bäume essenziell. Sie helfen der Erde, Wasser zu speichern.

Doch viele Bäume in diesen bewaldeten Hochlandregionen werden abgeholzt, um Platz für Landwirtschaft zu schaffen oder Holzkohle herzustellen. Zwar wurde die Abholzung in den ver-

gangenen Jahren verlangsamt, dennoch sind nur noch sieben Prozent der Landoberfläche von Wäldern bedeckt. 1963, als Kenya unabhängig wurde, waren es noch zehn Prozent.

Dann kommt der Kohlbauer Macharia ins Spiel. Seine rund 0,6 Hektaren grosse Farm liegt im Einzugsgebiet einer dieser wichtigen Hochlandregionen. Der Bauer profitiert vom Upper Tana-Nairobi Water Fund, welchen die gemeinnützige Organisation The Nature Conservancy gegründet hat. Durch ihn können Projekte finanziert werden, mittels denen Bauern wie Macharia lernen, wie man unter anderem Rinnen gräbt, um Regenwasser aufzufangen. Ihm wurde zudem ein Wasserbecken gebaut, das rund 100 000 Liter Regenwasser speichern kann. Mithilfe einer elektrischen Pumpe kann er nun auch in Dürrezeiten seine Felder bewässern.

Grosser Staudamm geplant

Eine effizientere Landwirtschaft ist ein wichtiger Teil der Lösung. Dazu kommt der Schutz der Hochlandregionen und der Bau von Wasserspeichern wie Wasserbecken. Und viertens könnte dem Wassermangel entgegen gewirkt werden, wenn Kenya mehr grosse künstliche Speicher baut, zum Beispiel Dämme. Derzeit können die grossen Dämme in Kenya etwa vier Kubikkilometer Wasser speichern, sagt de Waal von der Weltbank. Doch die Regierung glaubt, in den nächsten 15 Jahren zusätzliche 12 Kubikkilometer Speicherkapazität zu benötigen. Das Bauen von Dämmen ist aber sehr teuer.

Kenyas Regierung hat bereits versprochen, rund 100 neue Staudämme zu realisieren. Ein Megadam soll auf dem Tana-Fluss, dem grössten Fluss Kenyas, entstehen. Der High-Grand-Falls-Staudamm, wie er genannt wird, soll rund 1,85 Milliarden Dollar kosten und wird etwa 162 000 Hektaren Land bewässern können. Finanziert und gebaut werden soll der Staudamm von der britischen Firma GBM Consortium Limited als Teil einer strategischen Partnerschaft zwischen Kenya und Grossbritannien. Es soll eines der grössten Infrastrukturvorhaben des Landes werden und bis 2032 abgeschlossen sein.

Die Türken haben ein Herz für Strassenhunde

Die streunenden Tiere vermehren sich rasant – Präsident Erdogans Dezimierungspläne lösen Empörung aus

VOLKER PABST, ISTANBUL

Sie gehören zum Stadtbild von Istanbul wie die Silhouette der Hagia Sophia oder das Spitzdach des Galata-Turms. Und bei vielen Besuchern hinterlassen sie einen ebenso bleibenden Eindruck wie die gängigeren Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt am Bosphorus: die Hunderttausende von Vierbeinern, die auf Istanbul Strassen leben.

Schon 1867 schrieb der Schriftsteller Mark Twain nach seinem Besuch anerkennend über die Gleichgültigkeit, die Strassenhunde selbst gegenüber dem Sultan zeigten. Istanbul hat sich seither stark verändert. Hunde und Katzen, die ganz selbstverständlich im öffentlichen Raum ihren Platz einnehmen, figurieren auf den Handyvideos unserer Zeit aber ebenso prominent wie auf den gemalten Stadtansichten des 19. Jahrhunderts.

Einschlafeln nach dreissig Tagen

Auf Netflix lief vor einigen Jahren ein Film über Istanbuls Strassenhunde. Ein anderer streunender Vierbeiner, Boji, wurde in den sozialen Netzwerken so berühmt, dass ihm die Stadtverwaltung sogar ein eigenes Twitter-Konto einrichtete. Später wurde Boji Gegenstand einer Kontroverse zwischen der Regierung und der Opposition. Denn Strassenhunde sind in der Türkei auch ein politisches Thema.

Dieser Tage wird das besonders deutlich. Ende März berichteten Medien

über Pläne der Regierung von Präsident Erdogan, mit drastischen Mitteln gegen Strassenhunde vorzugehen.

Gemäss diesen Plänen sollen im ganzen Land streunende Hunde aufgegriffen, in Tierheime verbracht und nach einer Frist von dreissig Tagen eingeschläfert werden, sollten sie bis dahin nicht von ihren allfälligen Besitzern zurückgeholt oder von Dritten aufgenommen worden sein. Ein konkreter Gesetzestext liegt bis jetzt nicht vor. Doch bereits die Berichte lösten weit über Tierchutzkreise hinaus einen Sturm der Empörung aus. Mehrere Protestkundgebungen fanden statt.

Erdogan erklärte vergangene Woche an einer Fraktionssitzung den Handlungsbedarf mit der rasch zunehmenden Zahl von Strassenhunden in der Türkei. Sie führe zu immer mehr Zwischenfällen mit Menschen. Fast jeden Tag erreichten die Regierung Berichte über Angriffe von oder Unfälle mit Strassenhunden. Hinzu komme die Tollwutgefahr. Mehrere Staaten warnten ihre Bürger bei Reisen in die Türkei vor diesen Risiken. Diese Probleme, die es in keinem anderen Industrieland gebe, könne die Regierung nicht ignorieren. Verlässliche Zahlen zur Population von Strassenhunden gibt es nicht. Laut Erdogan geht die Regierung von vier Millionen aus. Andere Schätzungen liegen noch höher. Dass die Zahl der Streuner schnell zunimmt, ist aber weitgehend unbestritten.

Inwiefern dies als Problem angesehen wird, hängt stark von der Perspek-

tive des Betrachters ab. Die allermeisten Tiere sind friedlich, auch weil sie gut behandelt und regelmässig gefüttert werden. Während der Lockdowns, als etwa die Essensabfälle von Restaurants als Nahrung wegfielen, gab es besonders in wohlhabenden Quartieren viele private Initiativen zur Versorgung von Strassenhunden. Menschen, die einen Streuner auf eigene Kosten zum Tierarzt bringen, sind keine Seltenheit.

Nicht nur Kritik von Säkularen

Dennoch sehen viele Bürger die grosse Zahl von Streunern als Problem an. Laut Regierungsangaben ist das sogar die Mehrheit. Tatsächlich kommt es regelmässig zu Zwischenfällen, die besonders für Kinder gefährlich werden können. Dokumentiert werden diese etwa auf dem Konto «Basibos Köpek Sorunu» («Strassenhundeproblem») auf der Plattform X. Auch die in Europa fast überall ausgerottete Tollwut ist in der Türkei immer noch eine reale Gefahr. Immerhin 30 Fälle der potenziell tödlichen Krankheit gab es in den vergangenen 20 Jahren.

Hinzu kommt ein kulturelles Element. Als Viehhüter und Wächter sind Hunde im Islam zwar akzeptiert. Der Legende nach sollen die ersten Hunde sogar durch die osmanische Eroberung von Konstantinopel in die Stadt gelangt sein. Dennoch gelten die Tiere als unrein. Sie als enge, fast freundschaftliche Begleiter des Menschen zu behandeln,

die einen Namen tragen oder sogar im selben Haus wohnen, ist bei konservativen Muslimen verpönt.

Entsprechend ist die Solidarität mit den Hunden – und die Empörung über die Regierungspläne – in jenen Kreisen grösser, die der religiös-konservativen Regierung Erdogans ohnehin kritisch gegenüberstehen. Auch deshalb hat die säkulare Opposition die Regierungspläne sofort lauthals verurteilt. Selim Kuru, ein Beobachter der polarisierten türkischen Gesellschaft, bezeichnet den Umgang mit Hunden als eine der vielen Bruchlinien im Kulturkampf des Landes.

Allerdings kritisierte auch die islamistische Yeniden-Refah-Partei, in der Erdogans AK-Partei bei den Lokawahlen im März erstmals eine ernstzunehmende Konkurrenz im religiösen Lager erwachsen ist, die Regierung. Nur Gott könne das Leben nehmen, das er geschenkt habe, sagte der Parteipräsident Fatih Erbakan.

Präsident Erdogan erklärte darauf beschwichtigend, seine Priorität sei es, die Tiere von der Strasse zu holen, nicht, sie zu töten. Deswegen wolle man ja neue Besitzer für sie finden. Es sei seine Partei gewesen, die 2004 das erste Tierchutzgesetz verabschiedet habe. Dieses sieht unter anderem vor, dass Strassenhunde sterilisiert und geimpft werden. Allerdings habe sich dieses Vorgehen als unzureichend erwiesen.

Laut Tierschützern würde es reichen, das bestehende Gesetz richtig umzusetzen. Käme die Regierung endlich ihrer

Verpflichtung nach und würde ausreichende Mittel für eine flächendeckende Sterilisation zur Verfügung stellen, liesse sich die Population innert weniger Jahre unter Kontrolle bringen. Dies wäre eine viel humanere Lösung für das Problem als die massenhafte Keulung, auf welche die Regierungspläne unweigerlich hinausliefen.

Angesichts des heftigen Gegenwinds ist unklar, welche Massnahmen Erdogans Regierung tatsächlich gegen die Strassenhunde ergreifen wird. Für Istanbul wäre eine Massentötung von Streunern allerdings keine Premiere.

Die unglückselige Insel

1910 liess die osmanische Regierung schätzungsweise Zehntausende Hunde auf Sivriada, eine der Prinzeninseln im Marmarameer, verfrachten, wo sich die Tiere gegenseitig auffrassen und letztlich alle verendeten. Auch damals wurde das Streunerproblem als Zeichen der Rückständigkeit gesehen, das einer modernen Metropole unwürdig sei.

Das Heulen der ausgesetzten Tiere und der Gestank der Kadaver soll während Wochen in Istanbul wahrnehmbar gewesen sein. Seither wird Sivriada auch Hayirsiz Ada, die unglückselige Insel, genannt. Bis heute hält sich in der Stadt die Legende, das grauenhafte Ende von Tieren, deren Vorfahren einst mit Mehmet dem Eroberer nach Istanbul gekommen seien, habe zum Fall des Osmanischen Reichs beigetragen. Es geht also um viel.

EINE PRODUKTION DES BERNHARD THEATERS

WANDA
WYLOWA

HANNA
SCHEURING

2 ENGEL FÜR HARRY

FLY ME TO THE MOON
Eine Krimikomödie von Sarah Marie Jones

WIEDERAUFNAHME
NACH GROSSERFOLG



19. Jun – 30. Jun 2024
20. Sep – 5. Okt 2024

Tickets: www.bernhard-theater.ch oder 044 268 66 99



Marktplatz

ANKAUF
fair und diskret!

Antiquitäten – Kunst – Möbel – Asiatika
Porzellan – Silber – Gemälde
Teppiche – Bücher – Handtaschen
Bestecke – Zinn – Luxusaccessoires
Musikinstrumente – Schmuck – Altgold
zu Höchstpreisen!

Sowie Uhren und Armbanduhren aller Art

HAAS Herr Simon Haas u. Söhne
077 420 22 30
info@artfine.ch
artfine.ch

HOPE
Help Organisation Pro Education

Bildung: Ein Weg zur Hoffnung
Gemeinsam Schulen für den Wandel bauen

- Zusammen schaffen wir eine bessere Zukunft für bedürftige Kinder
- Direkt, sicher und ehrenamtlich
- Deine lokale Non-Profit Hilfsorganisation aus der Schweiz

www.hopededucation.org
help.organisation.pro.education@gmail.com

Kundenakquise?

Verkaufsprofi (Eidg. dipl. Verkaufsleiter, Eidg. dipl. Finanzplanungsexperte) bietet sich für Akquise-, Führungs- und Verkaufstätigkeiten an. Mandat ab 20%. Raum CH/A/DE, Muttersprache CH-deutsch.

Navamus GmbH
www.navamus.ch
info@navamus.ch
Tel./WhatsApp +41 77 442 68 22

Normandie 4. – 15. September
Reise per Bahn für eine unternehmungslustige Kleingruppe. Anmeldeschluss Ende Juni. Alle Angebote nur auf der Webseite **chtour.ch**
Ausflüge und Reisen mit Kultur

Finanzmarkt

Roraima Finance Corporation in Liquidation
(Ein internationales Unternehmen, gegründet in Saint Vincent und den Grenadinen)

Brian Glasgow und David Collins wurden am 9. Juni 2022 durch Anordnung des Oskaribischen Hohen Gerichtshofs in Saint Vincent und den Grenadinen zu gemeinsamen Liquidatoren ernannt. Die gemeinsamen Liquidatoren laden nun zur Abgabe von Angeboten für den Erwerb der Vermögenswerte ein. Diese beinhalten die 100%ige Beteiligung an Roraima Asset Limited und damit verbundene Forderungssalden. Alle Angebote sind vor dem 17. Juni 2024 einzureichen. Um das Informationspaket sowie die Verkaufsbedingungen zu erhalten, kontaktieren Sie bitte die Liquidatoren unter: Roraima@interpathadvisory.com

Rendez-Vous

Ihre Partneragentur im Herzen von Zürich
persönlich | seriös | kompetent
Löwenstrasse 25, 8001 Zürich
044 534 19 50, 079 774 00 84
Wir freuen uns auf Ihre Kontaktaufnahme
Kathrin Grüneis
freieherzen.ch

Witwe (Schweizerin, 75 J., gepflegt, gesund und munter, vielseitig interessiert) sucht liebe, treue Begleitung, Mann und/oder Frau für Ferien (Wandern) und Freizeit. Zuschriften an Chiffre-Nr. 103903, NZZone, Falkenstrasse 11, 8021 Zürich oder an contact@nzzzone.ch

Sportl. Apothekerin, 38/175, blond, attrakt., tolle Figur, schlk., naturverb., Tennis, schwimmen, Ski uvm., sucht liebev., treuen Partner, bis Mitte 50. Kontakt ü. ☎ **044-500 93 40** tgl. 10–20 h, **PV-Exklusiv.ch**

Blonde Schönheit, 52/172, e. bildhüb. Innenarchitektin, mit verführerischer Figur, dkl.-blonden, schulterlg. Haaren, sehnt sich nach Liebe, Glück, Lachen, Zärtlichkeit... sucht IHN (bis Ende 60) zum Glücklich sein. Kontakt ü. ☎ **044-500 93 40** tgl. 10–20 h, **PV-Exklusiv.ch**

Brillanter Querdenker, 57/184, charism. Elite-Unternehmer von Weltgeltung, Akademiker, attrakt., mit sportl. Figur, jünger wirkend, sucht die Herzdame, bis Mitte 50, die wie er, offen ist für alles Schöne im Leben. Kontakt ü. ☎ **044-500 93 40** tgl. 10–20 h, **PV-Exklusiv.ch**

An eine ältere Dame... Charm. Prof. Dr. med., 80/1.80, Chefarzt i.R., verw., jünger wirkend, attrakt., mobil. Mir fehlt e. bezaub. Sie an meiner Seite, ähnl. Alters, mit der ich die vielen schön. Seiten des Lebens wieder gemeins. geniessen kann, getr. Wohnen. Kontakt ü. ☎ **044-500 93 40** tgl. 10–20 h, **PV-Exklusiv.ch**

Humor + Lachfalten inklusive... Sympath. Dr. jur., 69/181, verw., schlk., gepfl., sucht a.d.W. niveauev. Partnerin, evtl. bis 75, die gemeins. mit ihm lachen, reisen & geniessen möchte, bei getr. Wohnen. Kontakt ü. ☎ **044-500 93 40** tgl. 10–20 h, **PV-Exklusiv.ch**

Wussten SIE, dass sich 65 % der Singles bei Onlineportalen nach kurzer Zeit frustriert abmelden? Bei Ernestine meldet man sich ab, nachdem man seinen Traumpartner gefunden hat - weil es funktioniert. Und weil es aufgrund sorgfältigen Matchings schnell geht. Auch Ihre Zeit ist kostbar. **Tel. Beratung vorab ü. 044-2146487. Zufälle überlassen wir den anderen.**
www.pvernestine.ch
swiss@pvernestine.com

Blonde Allg.-Ärztin, 46/170, mit schön. weibl. Figur, schlank, hübsch, n. ortsg., o. Anhg., sucht zärtl., liebev. Mann, bis 60. Kontakt ü. ☎ **044-500 93 40** tgl. 10–20 h, **PV-Exklusiv.ch**

«Die Aufgabe von Präsident Trump wird es sein, die Abschreckung wieder herzustellen»

Mike Pompeo warnt vor einer weiteren Amtszeit Joe Bidens. Im Gespräch mit Isabelle Jacobi sagt der ehemalige amerikanische Aussenminister, er wäre bereit, unter Donald Trump wieder im Kabinett zu dienen

Herr Pompeo, letzte Woche erklärte Präsident Joe Biden, dass Israel einem Waffenstillstand zugestimmt habe, worauf Israel dementierte. Was ging Ihnen durch den Kopf, als Sie das hörten?

Das war das zweite Mal innerhalb von ein paar Wochen, dass es diesen Wirbel um angebliche Abkommen zwischen Israel und der Hamas gab. Das ist ein Gebell ohne Substanz. Die Hamas ist nicht bereit, die nötigen Bedingungen dafür zu erfüllen, nämlich die Geiseln freizulassen und ihre Waffensysteme zu vernichten. Daher wird es kaum einen Waffenstillstand geben. Deshalb muss Israel die Hamas besiegen und die Geiseln den Familien zurückgeben.

Aber sollte dieser Krieg nicht sofort beendet werden?

Ja, es sollte unbedingt ein Ende geben. Aber die Hamas muss zuerst verschwinden. Sie haben am 7. Oktober über 1000 Israeli barbarisch getötet. Es wäre einfach. Die Iraner müssen der Hamas sagen: Legt eure Waffen nieder, hört auf, eure Tunnel zu bauen, hört auf, die Lebensmittel eurer Zivilisten zu stehlen, erlaubt den Israeli, für die Sicherheit ihrer eigenen Leute zu sorgen. Wenn das geschieht, kann sich auch für die Menschen in Gaza und in der Region etwas zum Guten wenden.

Ministerpräsident Netanyahu hat noch keinen Plan für die Nachkriegsordnung vorgelegt, was seine Regierung zu zerreissen droht. Haben Sie Vorstellungen? Nun, es ist schwierig, darüber isoliert zu sprechen, denn es geht nicht allein um die Hamas. Es geht um den Hizbullah in Libanon und ursächlich um Iran. Solange Iran sich nicht in einer Weise verhält, die mit internationalen Normen vereinbar ist, weiss ich nicht, wie man über ein Danach sprechen kann.

Also ein endloser Krieg?

Israel muss für die Sicherheit seiner eigenen Nation sorgen. Übrigens, die arabischen Golfstaaten haben das gleiche Problem, die Bedrohung durch Iran. Die Regierung Biden hat sich einfach geweigert, etwas anderes zu tun, als den Ayatollah zu verhätscheln. Wie es in Gaza weitergeht, hängt davon ab, ob die USA und unsere Verbündeten Iran bewegen können, das Sponsoring von Terrorismus und die Entwicklung von Atomwaffen zu stoppen.

Sie sind ein scharfer Kritiker der Biden-Regierung. Aber sie hat doch die Israeli nach dem 7. Oktober unterstützt, und die Militärhilfe fliesst weiter.

Ja, und ich habe unmittelbar nach dem 7. Oktober die Politik des Weissen Hauses unterstützt. Die traurige Nachricht ist, dass sie davon abrückten, sobald der propalästinensische Flügel ihrer Partei begann, Druck auf Präsident Biden auszuüben, und dieser seine Wiederwahl bedroht sah. Er und Aussenminister Antony Blinken begannen Dinge zu sagen wie: Die Israeli müssten aufhören, die Israeli begingen Kriegsverbrechen. Oder dass Ministerpräsident Netanyahu diesen Krieg angeblich aus innenpolitischen Gründen in die Länge ziehe. Das ist eine böse Bemerkung über den Anführer eines Verbündeten. Man kann nicht mehr behaupten, dass Präsident Biden Israel weiterhin unterstützt.

Auch in der Ukraine tobt ein Krieg. Die Schweiz hat eine Friedenskonferenz für die Ukraine organisiert, die nächste Woche stattfindet. Unterstützen Sie diese Bemühungen?

Ich habe die Absicht teilzunehmen. Und ich gehe mit einem offenen Geist dahin. Aber bis jetzt gibt es keine Anzeichen dafür, dass Wladimir Putin auch nur im Entferntesten daran interessiert ist, die Waffen zu Bedingungen niederzulegen, die dem Westen entgegenkämen. Ich



«Man kann nicht mehr behaupten, dass Präsident Biden Israel weiterhin unterstützt», sagt der frühere amerikanische Aussenminister Mike Pompeo. Aufnahme vom Donnerstag bei einem Auftritt am Swiss Economic Forum in Interlaken.

SANDRA BLASER / NZZ

nehme an der Ukraine-Konferenz teil, weil ich für Frieden bin. Wir waren ziemlich gut darin, einen solchen zu sichern. In den vier Jahren der Trump-Regierung hatten wir null Kriege.

Präsident Trump hat erklärt, dass er diesen Krieg beenden werde, sobald er wieder im Amt sei. Wissen Sie, was er vorhat? Die Biden-Regierung hat in der Abschreckung völlig versagt. Wir hatten Wladimir Putin zuvor vier Jahre lang abgeschreckt. Präsident Obama hatte sich geweigert, der Ukraine defensive Waffensysteme zu liefern. Hätte er das getan, könnte die Welt heute anders aussehen. Ich bin überzeugt, dass wir unter einer neuen amerikanischen Regierung die Abschreckung wiederherstellen können. Es wird ein langer, mühsamer Weg sein. Putin hat in der Ukraine enormen Schaden angerichtet.

Zwischendurch regierte aber Präsident Trump, er hielt 2018 Militärhilfe der Ukraine zurück. Warum sorgte er nicht dafür, dass das Land sich gegen eine russische Invasion verteidigen konnte?

Welche der drei Regierungen, über die wir bisher gesprochen haben, hat der Ukraine Waffen geliefert? Es war die Trump-Regierung. Wir waren gegenüber Russland so hart wie keine andere Regierung in der amerikanischen Geschichte. Da waren die Sanktionen; da war die Tatsache, dass wir die russische Wirtschaft enorm strapazierten, weil wir Energie förderten und die Rentabilität des russischen Öls reduzierten. Ich bin sicher, das überzeugte Putin, sich nicht mit dem Westen anzulegen, vier Jahre lang. Es wird die Aufgabe von Präsident Trump sein, wenn er wiedergewählt wird, die Abschreckung wiederherzustellen, die wir verloren haben.

Würde sich eine Trump-Regierung also an die Nato-Verträge halten und sich im Fall eines russischen Angriffs für die europäischen Verbündeten einsetzen?

Die Antwort ist ein klares Ja. Wir haben es bewiesen. Generalsekretär Jens Stoltenberg sagte, dass die Nato nie mehr Ressourcen hatte als in der Zeit, als Präsident Trump im Amt war. Die Verbündeten zahlten endlich ihre vollen Beiträge. Unsere Regierung entsandte Truppen nach Osteuropa und in die baltischen Staaten. Daher möchte ich meine

leicht besorgten europäischen Freunde darauf hinweisen, dass die Dinge in Europa während der Trump-Regierung vier Jahre lang ziemlich gut liefen. Vier weitere Jahre Präsident Biden hingegen werden zu weiteren Aggressionen führen, fürchte ich, und ich bete, dass ich falschlüge. Wenn ich Europäer wäre, würde ich mir darüber Sorgen machen.

Abschreckung lautet Ihre Lösung für alle derzeitigen Konflikte. Über China haben wir noch gar nicht gesprochen. Haben die USA überhaupt die militärischen Kapazitäten dazu?

Die Antwort ist unmissverständlich: Ja. Und wir haben viele Freunde und Verbündete in der Welt: die Australier, die Japaner, die Südkoreaner, die Singapur, die Inder. Wir können Koalitionen bilden, um die chinesische Aggression abzuwehren. Wir haben Volkswirtschaften, die die wirtschaftlichen Risiken drosseln können. Aber Sie müssen sich auf die USA verlassen können, die Welt zählt darauf, dass wir die Führungsrolle übernehmen. Die bösen Jungs dieser Welt wie Kim Jong Un oder Xi Jinping oder Nicolás Maduro: Sie können Schwäche aus 5000 Meilen Entfernung riechen. Es braucht Abschreckung. Und deshalb muss man weiterhin widerstandsfähig und entschlossen sein und nicht ständig über rote Linien reden, die man aus Angst vor Eskalation dann ignoriert.

Der republikanische Senator Roger Wicker stellt in einem neuen Bericht die militärischen Kapazitäten der US-Streitkräfte infrage, vor allem bei der künstlichen Intelligenz und im Weltraum seien die USA nicht mehr wettbewerbsfähig. Teilen Sie diese Sorge nicht?

Wir brauchen immer mehr Waffensysteme. Wir brauchen industrielle Infrastruktur. Ich nehme an, dass unser Niveau für die Abschreckung ausreicht. Aber ja, die relative Lücke zwischen den Kapazitäten der USA mit anderen westlichen Ländern und denjenigen Chinas schliesst sich, die Chinesen gehen aggressiv vor. Ihre Budgets werden aufgestockt, ihre Fähigkeiten sowohl im Weltraum als auch im Cyberkrieg und in der biologischen Kriegsführung werden immer grösser.

Sie waren kürzlich in Taiwan. Wie beurteilen Sie die Situation dort? Wie nah ist ein möglicher Angriff?

Eine andere Nation mit der Flotte zu umzingeln, wie kürzlich nach der Inauguration des neuen Präsidenten, ist ein feindlicher Akt, auch wenn es sich angeblich um eine Übung handelte. Die Russen haben an der ukrainischen Grenze auch Übungen durchgeführt, bevor sie einmarschiert sind. Es besteht also ein echtes Risiko. Xi Jinping ist der festen Überzeugung, dass Taiwan ein Teil von China ist. Da liegt er einfach grundlegend falsch. Aber Xi Jinping glaubt es von ganzem Herzen.

Die USA schicken 2 Milliarden Dollar Waffenhilfe nach Taiwan, aber die Unabhängigkeit anerkennen sie nicht, weil sie eine Eskalation dadurch befürchten – zu Recht?

Es folgt einer linken Weltanschauung, dass realistische Massnahmen eskalierend wirken. Die Realität ist, dass Taiwan eine unabhängige Nation ist. Wir sollten nicht alle so tun, als ob das nicht so wäre. Das ist eine Dummheit, für die uns die Chinesen bloss verachten werden.

Donald Trump begann einen beispiellosen Handelskonflikt mit China. Joe Biden führt ihn fort. Stellt Sie das zufrieden?

Ich rechne es der Biden-Regierung hoch an, dass sie einiges fortgesetzt und an einigen Stellen sogar verbessert hat. Sie macht einige gute Sachen in Bezug auf Dual-Use-Technologien und hat den Handel mit Hightech-Unternehmen auf die schwarze Liste gesetzt. Was sie nicht begreift, ist, wie ideologisch die Vision von Xi Jinping ist. Sie denkt: Mensch, wir können uns alle vertragen, wenn wir nur ein weiteres Treffen, eine weitere nette Cocktailparty haben. Dann wird Xi Jinping sich ändern. Das ist töricht. Wir müssen die Chinesen jetzt konfrontieren, und zwar nicht nur im Ausland, sondern auch in den USA und Europa.

Können wir uns das überhaupt leisten? Die Volkswirtschaften der USA, Europas und Chinas sind so verflochten, eine Entflechtung würde die Weltwirtschaft doch in eine tiefe Krise führen?

Richtig. Es erzeugt immer Kosten, wenn man Massnahmen ergreift, um sich gegen eine gescheiterte Wirtschaftspolitik zu wehren. Die nackte Realität ist: Die Kommunistische Partei Chinas hat ihre Wirtschaft auf dem Rücken der amerikanischen und europäischen Arbeiter aufgebaut, indem sie unser geistiges Eigentum stahl, das Produkt im eigenen Land herstellte und es dann zu Dumpingpreisen in unsere Länder zurückbrachte. Wir schaden den westlichen Volkswirtschaften, indem wir dies zulassen. Eine vollständige Entkopplung werden wir wohl nie erreichen. Sollen sie dort – was weiss ich – Strandbälle produzieren, das ist völlig in Ordnung, aber nicht Spitzentechnologien, mit denen sie mein Enkelkind eines Tages umbringen könnten. Wir sollten uns diese Technologien niemals stehlen lassen. Die Chinesen sollen die harte Arbeit leisten, um sie selber zu entwickeln, wie wir es getan haben. Wenn sich jemand entkoppeln will, dann ist es sowieso Xi Jinping, damit er weniger abhängig ist von den USA und sein Endziel erreichen kann.

Sie haben sich erst diesen April für Donald Trump als Kandidaten der Republikanischen Partei ausgesprochen. Sie haben damit zugewartet. Warum?

Ich habe nicht gewartet. Ich bin schon seit sieben Jahren an der Seite von Präsident Trump.

Würden Sie wieder in seinem Kabinett dienen, falls er gewählt wird?

Wir werden sehen, wen Präsident Trump auswählen wird und ob er mich fragt. Ich glaube, ich könnte etwas bewirken. Es wäre mir eine Ehre, dies wieder zu tun.

«Ich möchte meine europäischen Freunde darauf hinweisen, dass die Dinge in Europa während der Trump-Regierung ziemlich gut liefen.»

Veranstaltungen

LUCERNE FESTIVAL

13.08. – 15.09.
Sommer-Festival 2024

TICKETS
AB CHF 30

Leif Ove Andsnes | Daniel Barenboim | Lisa Batiashvili | Berliner Philharmoniker | Rudolf Buchbinder | Riccardo Chailly | Gewandhausorchester Leipzig | Jakub Hruša | Patricia Kopatchinskaja | Lucerne Festival Contemporary Orchestra (LFCO) | Lucerne Festival Orchestra | Klaus Mäkelä | Anne-Sophie Mutter | Kent Nagano | Andris Nelsons | Yannick Nézet-Séguin | Víkingur Ólafsson | Orchestre de Paris | Kirill Petrenko | Sir Simon Rattle | Royal Concertgebouw Orchestra | Sir Andrés Schiff | The Cleveland Orchestra | Christian Thielemann | Daniil Trifonov | West-Eastern Divan Orchestra | Wiener Philharmoniker u. v. a.

OPER THEATER KONZERT

Werben auch Sie hier für Ihre Veranstaltung: [kulturmagnet.live](https://www.kulturmagnet.live)

<p>OPERNHAUS ZÜRICH 044 268 66 66, opernhaus.ch</p> <p>Sa 08. Juni, 19.00, Opernhaus L'Orfeo Oper von Claudio Monteverdi</p> <p>So 09. Juni, 11.15, Opernhaus Mozart 10. Brunch-/Lunchkonzert 19.00, Opernhaus <i>Premiere</i> I vespri siciliani Oper von Giuseppe Verdi</p> <p>Mo 10. Juni, 12.00, Opernhaus Mozart 10. Brunch-/Lunchkonzert</p>	<p>THEATER SCHAUSPIELHAUS ZÜRICH 044 258 77 77, schauspielhaus.ch</p> <p>Sa 08. Juni, ab 10.00, Pfauen-Foyer Family Dress Up. Kostümverleih. 11.00, Pfauen. Schneewittchen Beauty Queen nach den Gebrüdern Grimm. 13.00, Pfauen-Foyer. Pizza-Plausch. 18.00, Schiffbau-Box. Press Play. Schauspielhaus X Blickfelder Festival. 19.00, Pfauen-Foyer Anna Rosenwasser: Referat für Überforderte Keynote. 20.00, Pfauen. Liebes Arschloch von Virginie Despentes. 18.00 & 22.30, Schiffbau-Foyer. How to Say Goodbye. Warm up für die Zeit danach oder ein Ritual gegen die Verdrossenheit. 19.30, Schiffbau-Halle. Carmen von</p> <p>Sophia Al-Maria & Andrew Yee nach der Oper von George Bizet. 20.00, Schiffbau-Matchbox. Offene Bühne 23.00, Schiffbau-Box. House of Wokeness Party</p> <p>So 09. Juni, 12.00, Schiffbau-Foyer Brunch. 13.00, Schiffbau-Foyer. Alles muss raus Deluxe. Kostüm- und Requisitenauktion. 16.00, Pfauen. jetzt, jetzt, jetzt von Yunus Ersoy, Suna Gürlür, Lucien Haug, Alina Immoos & Ensemble 19.00, Schiffbau-Box. Press Play Schauspielhaus X Blickfelder Festival</p> <p>Di 11. Juni, 21.00, Schiffbau-Garten Opening-Konzert von Tapiwa Svosve. Sommerkino. 21.30, Schiffbau-Garten. Something You Said Last Night. Sommerkino</p>	<p>BERNHARD THEATER 044 268 66 99, bernhard-theater.ch</p> <p>Sa 08. Juni - So 16. Juni (jeweils Mi – So) Jukebox Heroes Musiktheater</p> <p>THEATER AM HECHTPLATZ 044 415 15 15, theaterhechtplatz.ch</p> <p>Sa 08. Juni, 19.30. Javier Rodriguez Cobos Mi 12. - Fr 14. Juni, 19.30. schön&gut Sa 15. Juni, 19.30. Stefan Heuss</p> <p>THEATER RIGIBLICK 044 361 80 51, theater-rigiblick.ch</p> <p>Do 13. Juni, 19.30. Tribute to Queen - Open Air PREMIERE mit Daniel Rohr, Sarah</p> <p>Kappeler, Andreas Lareida, Tobias Carshey, Timo Meyer, Pascal Hervouet des Forges, Tobias Schwab u.a.</p> <p>Fr 14. Juni, 19.30. Tribute to Queen - Open Air Sa 15. Juni, 19.30. Tribute to Simon & Garfunkel - Open Air mit Anna Känzig, Martina Linn, Tobias Carshey, Tobias Jensen, Daniel Rohr u.a.</p> <p>KONZERT TONHALLE-ORCHESTER ZÜRICH 044 206 34 34, tonhalle-orchester.ch, Tonhalle Zürich Sa 08. Juni, 18.30, TZ Concours Géza Anda: Abschlusskonzert Paavo Järvi, Music Director</p> <p>Drei Klavierkonzerte So 09. Juni, 11.15, TZ Literatur und Musik Musiker*innen des TOZ; Delia Mayer, Lesung; Reiner Stach, Einführung Haas, Pauer, Feld d.J., Kafka So 09. Juni, 17.00, TZ Kosmos Kammermusik Quatuor Ebène; Xavier Tribolet, Live Elektronik «Waves: Acoustic meets electronic»</p> <p>LUZERNER SINFONIEORCHESTER 041 226 05 15 / sinfonieorchester.ch Mi 12. & Do 13. Juni, 19.30, KKL Luzern «Eroica»</p>
--	---	--

ZÜRCHER VOLKSWIRTSCHAFTLICHE GESELLSCHAFT

VI. VERANSTALTUNG

Donnerstag, 13. Juni 2024, 18.00 Uhr
Ort: Pädagogische Hochschule Zürich, Lagerstrasse 2, Zürich, Gebäude LAA, Saal J002C

Vortrag von Marco Huwiler

Country Managing Director, Accenture Schweiz

«Gen AI – Wirtschaftskatalysator oder Jobvernichter?»

Ab 19.00 Uhr lädt die Gesellschaft die Teilnehmenden zu einem Apéro ein. Gäste sind herzlich willkommen. Anmeldungen sind nicht erforderlich.

Warren Haynes Band

now is the time tour

Mo 17.6.24 20.00 Kaufleuten Zürich

Einziges Konzert in der Schweiz

[kaufleuten.ch](https://www.kaufleuten.ch)
[ticketcorner.ch](https://www.ticketcorner.ch)
[allblues.ch](https://www.allblues.ch)

Kunsthandel

LUIS B

LIQUIDATIONEN

044 280 06 65
ch@luisb.ch
www.luisb.ch

☺

Wir kaufen ab CHF 1'000 bis 100'000.
Kunst, Skulpturen, Asiatica, Schmuck oder vollständige Sammlungen und Nachlässe.

Auch Waren, die Auktionshäuser ablehnen.
Top Service seit 33 Jahren. Ganze Schweiz.

Antiquariat kauft

Bücher, Bilder
und Antiquitäten

(ganze Schweiz)

Tel. 061 411 41 82
info@zwischenzeit.ch

W

BORDEAUX-WEINE GESUCHT

ZAHLE HÖCHSTPREISE

C. Hartmann Ilic oec. HSG
Tel. 079 123 2000
ch@weinankauf.ch
www.weinankauf.ch

Erzielen Sie den besten Preis für Ihre Weine!

Steinfels

WEINAUKTIONEN

Das älteste Weinauktionshaus der Schweiz

Liefere Sie jetzt ein für die Weinauktion vom 24. Aug. 2024

Pfingstweidstrasse 6, 8005 Zürich, Tel. 043 44 44 800
Fax 043 44 44 840, auktionen@steinfelsweine.ch

NZZ am Sonntag

Frühstück im Bett
und Geschichten
im Kopf.

So geht Sonntag.

NZZ

Live

Dienstag,
11. Juni 2024
20.00–21.30 Uhr

Kaufleuten, Zürich

Tickets und Informationen:
nzz.ch/live
+41 44 258 13 81

NZZ Megahertz live

Über die Kraft von
negativen Gefühlen

Negative Gefühle haben im Allgemeinen einen schlechten Ruf. Herausfordernde Gefühle bleiben oft im Verborgenen, da es vielen Menschen schwerfällt, darüber zu sprechen. Dennoch können negative Gefühle wichtige Hinweise auf unsere Bedürfnisse geben. Mit dem Psychologen Lukas Klaschinski begibt sich Sven Preger, Leiter Podcast «Neue Zürcher Zeitung», auf eine Erkundungsreise durch die Psyche: Wann entstehen negative Gefühle? Wie können wir mit ihnen umgehen? Und welche Erkenntnisse stecken in ihnen?

Teilnehmer:
Lukas Klaschinski,
Psychologe, Autor und Moderator

Moderation:
Sven Preger,
Leiter Podcast
«Neue Zürcher Zeitung»

© Katharina Pesemann

Parlament will Profiteure des Ärztetarifs stoppen – Verband spricht von Gesetzesbruch

Manche Mediziner verdienen wegen des veralteten Vergütungssystems Hunderttausende von Franken

SIMON HEHLI, FABIAN SCHÄFER

Die Schlagzeile hatte es in sich: «Der Neurologe, der 26 Stunden abrechnet». So stand es im Januar im «Tages-Anzeiger», und viele andere Medien griffen die Story auf. Der Titel suggeriert, dass es um Abzocker im weissen Kittel geht. Doch die Angelegenheit ist komplexer, wie sich dann auch im Artikel offenbarte. Der Krankenkassenverband Santésuisse stellte der Zeitung Daten von 6000 Einzelpraxen zur Verfügung. Dabei zeigte sich, dass mehr als 400 dieser Ärzte Leistungen in Rechnung stellten, die einem zeitlichen Aufwand von durchschnittlich 15 Stunden pro Tag entsprachen. Bei einzelnen waren es gar 23, 24 oder 26 Stunden wie beim Neurologen aus der Schlagzeile.

Fachleute sehen drei mögliche Erklärungen. Zwei sind relativ einfach: Entweder der Arzt hat betrogen. Oder es handelt sich um eine Praxis, die mehrere Ärzte beschäftigt, dies bei den Versicherern aber nicht angemeldet hat. Die dritte Erklärung setzt beim Tarif an, mit dem Ärzte ihre Leistungen abrechnen. Darin ist für viele Leistungen ein Zeitaufwand hinterlegt. Weil dieser Tarif aber heillos veraltet ist, sind diese Angaben oft längst vom medizinisch-technischen Fortschritt überholt.

Der Tarif wurde 2004 eingeführt, die Behandlungszeiten bilden die Realität um die Jahrtausendwende ab. Das Problem zeigt sich gut bei der Scanning-Laser-Ophthalmoskopie. Früher dauerte diese Untersuchung des Auges rund 15 Minuten, heute nur noch einige Sekunden. Eine Praxis kann also diese Checks quasi am Fliessband machen und dadurch das Einkommen optimieren, ganz legal. Auch eine Computertomografie geht heute viel schneller.

Ständerat fordert Obergrenze

Die Beispiele zeigen: Es sind vor allem Spezialisten, die mit technischen Leistungen dank dem veralteten Tarif hohe Umsätze generieren können. Mediziner hingegen, die viel Zeit im Gespräch mit ihren Patienten verbringen – also Haus- und Kinderärzte oder Psychiaterinnen –, haben kaum solche Verdienstmöglichkeiten. Diesem Geschäftsmodell der Spezialärzte will Pierre-Yves Maillard nun aber rasch einen Riegel schieben. Der SP-Ständerat hat in der Gesundheitskommission (SGK) erfolgreich einen



Spezialisten können von den gegenwärtigen Tarifen übermässig profitieren. Blick in das Wartezimmer einer Praxis. KARIN HOFER / NZZ

entsprechenden Vorschlag eingebracht. Die SGK will das zweite Massnahmenpaket für eine Kostendämpfung im Gesundheitswesen mit einer Klausel ergänzen, die sich direkt gegen Tarifprofiteure richtet: Der Bundesrat soll per 1. Januar 2025 die Zahl der Leistungen beschränken, die ein Arzt pro Tag abrechnen darf. Einen konkreten Wert nennt die Kommission dabei nicht. Die kleine Kammer entscheidet nächste Woche über den Vorschlag ihrer Kommission.

Die Ärztevereinigung FMH reagiert empört auf das Vorpreschen der Gesundheitspolitiker im Ständerat. Sie hat diesen und der Chefin des Bundesamtes für Gesundheit, Anne Levy, einen Protestbrief geschrieben, der der NZZ vorliegt. Die Ärzte schreiben von «sinnloser Symptombekämpfung». Und warnen vor einer Leistungsbeschränkung, die das Patientenwohl gefährde und zulasten der Gesundheit der einkommenschwachen Bevölkerung gehe. Zudem würden sich viele Fragen der Umsetzung stellen – etwa, wie

eine Begrenzung der Leistungen überhaupt kontrolliert werden könnte. Der Hauptvorwurf der FMH ist jedoch, dass das Vorgehen der Gesetzgeber rechtlich nicht haltbar sei. Der Verband ruft den Parlamentariern in Erinnerung, was im Bundesgesetz über die Krankenversicherung (KVG) steht: Es ist Sache der Tarifpartner – also der Ärzte, Spitäler und Krankenkassen –, den Tarif für ambulante Behandlungen auszuhandeln. Nur wenn dieser Tarif nicht mehr sachgerecht ist und die Partner sich nicht auf eine Reform einigen können, darf der Bundesrat von sich aus den Tarif anpassen.

Die Nerven liegen blank

Laut FMH ist in der gegenwärtigen Situation keine dieser Bedingungen gegeben. Tatsächlich haben sich die Ärzte mit einem Teil der Krankenkassen auf eine Reform geeinigt, bereits 2019 haben sie gemeinsam einen Vorschlag für einen neuen Tarif eingereicht: den

Tardoc. Der Bundesrat hat mehrfach Nachbesserungen verlangt, aus Sicht der beteiligten Partner sind diese nunmehr alle erfüllt. Doch noch immer ist unklar, ob der Bundesrat den Tardoc endlich einführen wird. Es geht um viel Geld. Jährlich werden ambulante Leistungen im Umfang von rund 12 Milliarden Franken abgerechnet.

Zurzeit liegen in der Branche die Nerven blank, weil die nächste Weichenstellung ansteht. Gesundheitsministerin Elisabeth Baume-Schneider hat angekündigt, dass der Bundesrat vor den Sommerferien über das weitere Vorgehen entscheidet. Somit muss der Entscheid noch im Juni fallen. Im Hintergrund wird emsig lobbyiert und agitiert.

Zwei Lager stehen sich gegenüber: Die Ärzte und der Krankenkassenverband Curafutura verlangen die rasche Umsetzung des neuen Tarifs. Die Spitäler hingegen haben zusammen mit dem anderen Kassenverband Santésuisse einen eigenen Vorschlag eingereicht:

Sie wollen für einen Teil der ambulanten Leistungen Fallpauschalen einführen. Nun verlangen sie, dass diese Pauschalen gleichzeitig mit dem Tardoc eingeführt werden. Dies lehnt wiederum das andere Lager ab, weil die Pauschalen noch nicht ausgereift seien.

Spitalärzte gegen Spitäler

Diese Woche hat die FMH den Druck auf Baume-Schneider weiter erhöht. Ihr «Parlament», die Ärztekammer, hat am Donnerstag einen Appell verabschiedet, in dem sie den Gesamtbundesrat aufruft, den Tardoc «unverzüglich» einzuführen. Das Besondere an dem Aufruf ist die Einhelligkeit: Die Ärzteschaft ist alles andere als homogen, sie umfasst Gruppen mit unterschiedlichen Interessen. Zum einen haben zum Beispiel Haus- und Kinderärzte oft andere Prioritäten als Spezialisten. Zum anderen umfasst die FMH so-

Die Ärztevereinigung reagiert empört auf das Vorpreschen der Politiker im Ständerat.

wohl Medizinerinnen und Mediziner, die in einer Praxis arbeiten, als auch solche, die in einem Spital angestellt sind. Nun haben sich aber auch die Vertreter der Spitalärzte für den Appell ausgesprochen: In der Ärztekammer sitzen Delegierte der Assistenz- und Oberärzte sowie der Leitenden Spitalärzte – und beide Gruppierungen haben den dringenden Aufruf an den Bundesrat laut der FMH unterstützt.

Der Gegensatz zum Spitalverband liegt damit offen zutage. Aus dem Appell der FMH geht deutlich hervor, dass die vereinte Ärzteschaft die von den Spitälern vorgelegten Pauschalen für noch nicht ausgereift hält und ein etappiertes Vorgehen verlangt: zuerst der Tardoc, dann die Pauschalen. Der Verband der Spitäler hingegen pocht weiterhin auf eine gleichzeitige Einführung.

Was wird der Bundesrat tun? Beim jüngsten Zwischenentscheid zum Tardoc hat er mehrere Bedingungen definiert. Eine gleichzeitige Einführung mit den Pauschalen gehörte nicht dazu.

An diesen Flüssen wird es in der Schweiz teuer und gefährlich

Die Hochwasserrisiken steigen, und die Schäden dürften sprunghaft zunehmen

IRÈNE TROXLER

Bayern kämpft noch immer mit dem Hochwasser. Mindestens sechs Menschen sind ums Leben gekommen. Die Schweiz hat diesmal Glück gehabt. Mehrere Seen und Flüsse sind zwar über die Ufer getreten, aber grosse Schäden gab es bis jetzt nicht. Doch das Risiko steigt auch hierzulande. Der Begriff «Jahrhunderthochwasser» hat sich abgenutzt, weil es wegen des Klimawandels weit häufiger zu anhaltend starken Niederschlägen kommt. Gemäss Fachleuten ist künftig mit zehn bis zwanzig Prozent höheren Wassermengen zu rechnen.

Mehr Niederschlag

Neue Berechnungen des Mobiliar Labs für Naturrisiken der Universität Bern zeigen nun: Steigen die Wasserpegel, so nimmt das Schadenspotenzial sprunghaft zu. Die Durchschnittstemperaturen liegen in der Schweiz bereits um 2,8

Grad höher als in vorindustrieller Zeit. Ein Temperaturanstieg von zwei Grad bedeutet, dass die Luft 14 Prozent mehr Feuchtigkeit speichern kann. Dies wiederum führe zu entsprechend mehr Niederschlag, der sich nicht gleichmässig auf das gesamte Land verteile, erklärt Markus Mosimann, der Entwickler des neuen Präventions-Tools der Universität Bern.

Die Schadenskurven, die Mosimanns Programm für diverse Flussabschnitte zeichnet, erinnern ein wenig an die berühmten R-Werte aus Zeiten der Corona-Pandemie. Erhöht sich der Abfluss der Gewässer um 10 Prozent, so steigen die Gebäudeschäden um durchschnittlich gut 40 Prozent. Bei 20 Prozent Mehrabfluss erreicht die Schadenskurve gar die 80-Prozent-Marke.

Besonders kritisch wird es an diesen Stellen, wenn viel Wasser kommt:

■ **Emme bei Burgdorf:** Beim Hochwasser des Jahres 2007 überschwemmte die Emme den Campingplatz Wald-

egg in Burgdorf und die Halle eines Logistik-Centers. Damals flossen pro Sekunde 550 bis 600 Kubikmeter Wasser ab. Kommt in einer nächsten Starkregenperiode zehn Prozent mehr Wasser, steigt die Anzahl betroffener Personen schon auf mehrere hundert. Bei zwanzig Prozent mehr errechnet das Tool 3064 betroffene Menschen. Die Gebäudeschäden würden auf etwa 54 Millionen Franken hochschnellen.

■ **Aare beim Thunersee:** Während des Juli-Hochwassers von 2021 hatte der Thunersee beim Ausfluss einen Pegelstand von 558,75 M. ü. M. Ein Altersheim musste damals evakuiert werden. Steigt der Pegel beim nächsten Mal nochmals um drei Viertel Meter an, werden in Thun 887 Gebäude im Wasser stehen.

■ **Thur bei Weinfelden:** Führt die Thur zehn Prozent mehr Wasser als beim bisherigen Höchststand, ist gemäss dem Geografen Mosimann ein Kippunkt erreicht:

Dann steigen die Schäden im Raum Weinfelden überproportional an. Bei zwanzig Prozent mehr Wasser belaufen sie sich auf knapp 60 Millionen Franken. Die Thurgauer Regierung hat kürzlich ein Hochwasserschutzkonzept für die Thur vorgestellt. Aber die Umsetzung dürfte dreissig Jahre in Anspruch nehmen.

■ **Muota bei Brunnen:** Bei der Muota liegt der höchste je gemessene Abfluss sehr nahe an der kritischen Grenze. Kommt zehn Prozent mehr Wasser, sind die Folgen drastisch. Bei zwanzig Prozent wären in Brunnen gar über tausend Menschen betroffen, und die Schäden würden auf 60 Millionen Franken ansteigen.

■ **Aare in Bern:** Das Berner Mattequartier wird jeweils schon bei relativ kleinen Hochwassern überflutet. Mobile Systeme bieten einen gewissen Schutz. Kommt allerdings einmal zehn Prozent mehr Wasser die Aare herunter als beim grossen Hochwasser von 1999, gera-

ten auch diese Schutzschläuche an ihre Grenzen. Dann wären fast 300 Gebäude und gegen 2000 Personen betroffen.

Schutzmassnahmen nötig

Sämtliche Berechnungen der Universität Bern basieren auf dem Schweizer Gewässer-Messnetz und auf hydrologischen Modellrechnungen. Wie gut einzelne Gebäude gegen Wasserschäden geschützt seien, habe man bei den Berechnungen nicht berücksichtigen können, sagt der Geograf Markus Mosimann. Die berechneten Schäden bewegten sich daher an der oberen Grenze. Andererseits lägen nur für einen Drittel der untersuchten Flussabschnitte zuverlässige Messdaten vor. Das bedeutet, dass längst nicht alle kritischen Stellen überwacht sind. Immerhin: Für diverse Flussabschnitte lassen sich dank den neuen Daten gezieltere Präventionsmassnahmen ergreifen.



Healer Scrolls (Apple Blossom), 2022, Pigment print, Kirigami cut paper, Tension, Watercolor, Perspex frame, 29,7 x 21 cm

Ringier-Chef profitiert vom Quellenschutz

Das Verfahren zu den Corona-Leaks wird wohl eingestellt, weil die Beweismittel nicht verwertbar sind

MARCEL GYR, INES HÄFLIGER

Das Berner Zwangsmassnahmengericht hat entschieden, dass die Bundesanwaltschaft den E-Mail-Verkehr zwischen Peter Lauener und Marc Walder nicht auswerten darf. Lauener war viele Jahre Kommunikationschef von Alt-Bundesrat Alain Berset, Walder ist der oberste Chef des Zürcher Medienhauses Ringier. In der heissen Phase der Corona-Pandemie tauschten sich die beiden intensiv per E-Mail aus. Diesen E-Mail-Verkehr möchte die Bundesanwaltschaft gerne auswerten. Sie führt gegen Lauener ein Strafverfahren wegen Verdachts der Amtsgeheimnisverletzung. Dem Ansinnen der Bundesanwaltschaft hat das Berner Gericht nun einen Riegel geschoben. Darüber hat der «Tages-Anzeiger» am Freitag als Erster berichtet.

Der Gerichtsentscheid, der öffentlich nicht zugänglich ist, enthält aber weiteren Sprengstoff. Laut Einschätzung des zuständigen Richters liegen «erhebliche und konkrete Hinweise dafür vor, dass Lauener das Amtsgeheimnis verletzt haben könnte». An anderer Stelle wird er noch deutlicher und zitiert aus drei E-Mails, die Bersets Vertrauensmann Ende 2020 an den Ringier-CEO Walder verschickt hat. Der umfangreiche Austausch von E-Mails zwischen Lauener und Berset, über deren Herausgabe das Berner Gericht entscheiden musste, umfasst die Periode von März 2020 bis Mai 2022. Als ausserordentlicher Staatsanwalt des Bundes verlangte Peter Marti ursprünglich die E-Mails innerhalb eines deutlich kleineren Zeitrahmens, der nur etwa zwei Wochen umfasste.

Lauener erfuhr erst im Rahmen einer Hausdurchsuchung an seinem Wohnort von den zusätzlichen E-Mails. Zwar beantragte er bei dieser Gelegenheit die sofortige Siegelung des E-Mail-Verkehrs, doch bis dahin hatte sich der Sonderermittler Marti den Datensatz bereits angeschaut. Im Verfahren am Berner Zwangsmassnahmengericht, das ziemlich genau zwei Jahre dauerte, musste der zuständige Richter darüber befinden, ob die E-Mails wieder entsiegelt werden dürfen.

Drei verdächtige E-Mails

Der Entscheid datiert vom 31. Mai 2024 und umfasst 99 Seiten. Die schriftliche Begründung enthält zahlreiche Informationen, die bisher nicht bekannt waren. Der Richter des Berner Zwangsmassnahmengerichts hat im Wust des E-Mail-Verkehrs verschiedene Triangen vorgenommen. Zuletzt blieben drei E-Mails übrig, die aus seiner Sicht den Verdacht nahelegen, dass Peter Lauener eine Amtsgeheimnisverletzung begangen haben könnte.

Die markanteste dieser drei E-Mails datiert vom 10. November 2020. Der In-



Wurde mit vertraulichen Informationen versorgt: der Ringier-CEO Marc Walder.

SVEN SIMON / IMAGO

halt der E-Mail wird in der Randziffer 181 des schriftlichen Entscheids zitiert.

«Guten Morgen Herr Walder», heisst es einleitend – trotz dem regen Austausch blieben die beiden also beim förmlichen Sie. Dann fährt Lauener fort: «Vertraulich einige Infos: Die Gelder für den Impfstoff sollten wir wohl erhalten. Wir unterzeichnen nächstens einen Vertrag mit Pfizer, die den angeblich sehr wirksamen Impfstoff entwickelt haben.» Abschliessend schreibt Lauener, dass diese Bestellung zu zwei anderen, bereits reservierten Impfstoffen dazukomme.

Die Medien und die Öffentlichkeit informiert der damalige Bundesrat Berset erst mehr als zwei Wochen später, am 26. November 2020. An diesem Tag gab der Gesundheitsminister an einer Medienkonferenz bekannt, die Schweiz habe Verträge mit AstraZeneca und Moderna abgeschlossen und bei Pfizer Impfstoffe verbindlich reserviert.

Der «Blick», das reichweitenstärkste Medium aus dem Hause Ringier, hat nicht vorab über die Impfstrategie des Bundesrats berichtet. Trotzdem steht für das Berner Gericht fest: «Die Informationen dürften zum damaligen Zeitpunkt geheim gewesen sein.» Darauf deutet allein schon der Umstand hin, dass Lauener in den drei vom Richter aussortierten E-Mails jeweils vorab darauf hinweise, es handle sich um vertrau-

liche Informationen. Jedenfalls könne nicht ausgeschlossen werden, dass allenfalls «geheimnisgeschützte Informationen» an Walder gelangt sein könnten, heisst es im schriftlichen Gerichtsentscheid. In Randziffer 186 fasst der Richter seine Überlegungen schliesslich wie folgt zusammen: Gestützt auf die drei E-Mails lägen erhebliche und konkrete Hinweise dafür vor, dass Lauener das Amtsgeheimnis verletzt haben könnte. «Das Vorliegen eines hinreichenden Tatverdachts ist zu bejahen.»

Vorab informiert

An anderer Stelle weist das Gericht auf zwei weitere Beobachtungen hin, die sich aus dem E-Mail-Verkehr zwischen Lauener und Walder ergeben. Zum einen wurde Walder stets auf dem Laufenden gehalten, was an den bevorstehenden Bundesratssitzungen diskutiert werden sollte. Zum anderen wurden dem CEO von Ringier die Medienmitteilungen regelmässig vorab geschickt, also bevor alle anderen Medienschaffenden damit bedient wurden.

Dass das Strafverfahren gegen Peter Lauener trotz all diesen belastenden Indizien vermutlich eingestellt wird, hat zwei Gründe: Es ist nicht das Berner Zwangsmassnahmengericht, das die Ermittlungen gegen Bersets Vertrauensmann führt, sondern die Bundesanwal-

schaft. Und ebendiese Bundesanwaltschaft darf die inkriminierten E-Mails nicht verwerten. Dem steht der Quellenschutz beziehungsweise das Redaktionsgeheimnis gegenüber, wie im schriftlichen Entscheid ausgeführt wird.

Zwar sei Marc Walder als CEO von Ringier nicht direkt journalistisch tätig. Weil er aber zumindest mittelbar an der Veröffentlichung von Informationen beteiligt sei, könne sich Walder auf den Quellenschutz für Medienschaffende berufen. «Damit unterliegt die Korrespondenz dem Beschlagnahmeverbot, das einer Entsigelung entgegensteht», heisst es abschliessend in förmlichem Juristendeutsch.

Lauener profitiert also davon, dass er die allfällige Amtsgeheimnisverletzung gegenüber einem Journalisten begangen hat. Im Fachjargon nennt sich das Fernwirkung von Beweisverwertungsverboten. Für die unterliegende Bundesanwaltschaft bedeutet dies, dass sie das hängige Strafverfahren gegen Peter Lauener wohl einstellen muss, weil sie keinen Zugriff auf die wichtigsten Beweismittel in Form seines E-Mail-Verkehrs hat.

Der Entscheid ist allerdings nicht rechtskräftig, er kann am Bundesgericht angefochten werden. Darüber will die Bundesanwaltschaft erst nach Ablauf der Beschwerdefrist von dreissig Tagen kommunizieren.

PAROLENSPIEGEL

Abstimmung vom 9. Juni

Prämieninitiative

Die Krankenkassenprämien steigen vor allem wegen des hohen Konsums von Gesundheitsleistungen stärker als die Löhne und die Gesamtwirtschaft. Die SP-Volksinitiative fordert einen massiven Ausbau der staatlichen Prämienverbilligung. Die ärmsten Haushalte zahlen schon jetzt wenig bis nichts an ihre Prämie. Der Bundesrat schätzt die jährlichen Zusatzkosten auf 7 bis 12 Milliarden Franken. Diese wären durch Sparen oder Steuererhöhungen zu finanzieren. Die NZZ lehnt die Initiative ab.

Parteien:

Ja	SP, Grüne
Nein	SVP, FDP, Mitte, GLP, EVP, EDU

Kostenbremseinitiative für das Gesundheitswesen

Auch eine weitere Initiative hat die Gesundheitskosten zum Thema. Wegen Fehlansätzen werden jährlich Milliarden verschwendet. Die Initiative der Mitte-Partei fordert eine Kostenbremse: Beim Überschreiten eines Schwellenwerts müsste der Bund Gegenmassnahmen ergreifen. Im Vordergrund dürften Eingriffe in die Tarife etwa für Ärzte und Spitäler stehen. Die NZZ lehnt die Initiative ab.

Parteien:

Ja	Mitte, EVP, EDU
Nein	SVP, SP, FDP, GLP, Grüne

Freiheitsinitiative

Die Initianten wollen eine neue Bestimmung in der Bundesverfassung verankern: «Eingriffe in die körperliche oder geistige Unversehrtheit einer Person bedürfen deren Zustimmung. Die betroffene Person darf aufgrund der Verweigerung der Zustimmung weder bestraft werden, noch dürfen ihr soziale oder berufliche Nachteile erwachsen.» Die Annahme hätte zur Folge, dass es bei künftigen Pandemien eine Zertifikatspflicht und Ähnliches kaum mehr geben dürfte. Die NZZ lehnt die Vorlage ab.

Parteien:

Ja	SVP, EDU
Nein	SP, FDP, Mitte, GLP, Grüne, EVP

Stromgesetz

Bis 2050 dürfte der Strombedarf bis 50 Prozent zunehmen, da die Schweiz aus fossilen Energien aussteigen muss. Gehen auch die Reaktoren vom Netz, klappt eine riesige Stromlücke. Das Stromgesetz will die inländische Stromproduktion steigern, vor allem auf bestehenden Gebäuden. Auch der Bau grösserer Kraftwerke soll erleichtert werden. Die Gegner des Gesetzes, die das Referendum ergriffen haben, kritisieren, dass dies etwa die Rodung von Wäldern ermögliche. Die NZZ empfiehlt die Annahme der Vorlage.

Parteien:

Ja	SP, FDP, Mitte, Grüne, GLP, EVP, EDU
Nein	SVP

Daheim sparen, im Ausland subventionieren

Der Bund unterstützt Tourismusprojekte in Marokko – das stösst auf Kritik

DAVID BINER, BERN

Die Aufregung war gross, als Christoph Blocher die Bundesgelder für Schweiz Tourismus auf noch einen einzigen Franken zusammenstreichen wollte. «Blocher tötet den Tourismus», titelte damals die Walliser Tageszeitung «Le Nouveliste». Das war vor 20 Jahren.

Der frühere SVP-Bundesrat hat sich nicht durchgesetzt. Mehr als die Hälfte des Gesamtbudgets von Schweiz Tourismus wird heute mit Bundesgeldern alimentiert. 2022 waren das 57 Millionen Franken. Mehr noch: Die Eidgenossenschaft hat offensichtlich Geld genug, um Tourismusprojekte auch im Ausland zu subventionieren – unter dem Label Entwicklungshilfe. Ein hochsensitiver Bereich, auch wenn es nur um kleine Beträge geht. Zwischen 2019 und 2025 sind 3,5 Millionen Franken für «nach-

haltigen Tourismus» in Marokko vorgesehen. Weil die Finanzlage der Schweiz immer schief wird, steigt der Druck, in der Entwicklungshilfe zu sparen. Diese ist vor allem dafür da, den Ärmsten auf dieser Welt zu helfen. Dass damit auch Tourismusförderung im Ausland betrieben wird, ist weniger bekannt.

Touristische Konkurrenz

Das Projekt in Marokko zielt darauf ab, das touristische Potenzial in den Provinzen Azilal und Béni Mellal auszuschöpfen, heisst es im Beschrieb des Aussendepartements (EDA). Es finanziert und betreut die Tourismusförderung in Marokko zusammen mit dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Man wolle langfristige Beschäftigungsmöglichkeiten «insbesondere für Frauen und junge Menschen» schaffen. Dies

mit der Hoffnung, die «negativen sozialen und ökologischen Auswirkungen zu minimieren und so zur Verringerung des Migrationsdrucks beizutragen».

Die Idee mag gut gemeint sein. Im Parlament stösst sie gleichwohl auf Kritik. In einer Interpellation fordert der Mitte-Fraktionschef Philipp Matthias Bregy das Seco auf, Klarheit zu schaffen. Bregys Verdacht: Das Seco soll in Marokko den Bau und Umbau von Ferienwohnungen und kleineren Hotelbetrieben finanzieren – «allenfalls sogar deren Betrieb». Es müsse die Frage gestellt werden, ob es sinnvoll sei, wenn mit Entwicklungsgeldern die touristische Konkurrenz im Ausland unterstützt werde. Die Präsidenten der FDP- sowie der SVP-Fraktion haben den Vorstoss mitunterzeichnet.

Die drei bürgerlichen Fraktionspräsidenten scheinen nachhaltig vom vergangenen Ausflug des Ratsbüros geprägt zu

sein. Angeführt vom diesjährigen Nationalratspräsidenten, dem SP-Mann Eric Nussbaumer, ging es Mitte Mai nach Marokko. Auf dem dichten Programm stand unter anderem ein Besuch in einer ebenfalls vom Seco unterstützten Firma, die pflanzliche Öle produziert. Ihr Chef soll gegenüber den Schweizer Gästen geschwärmt haben, wie gut sein Unternehmen laufe, wie Mitglieder der Delegation berichten.

Sparpotenzial vorhanden

Gleichwohl werden die marokkanischen Ölprodukte auch vom Schweizer Steuerzahler mitfinanziert. Das Unternehmen wird innerhalb eines längerfristigen Projekts gefördert. Gut 44,5 Millionen Franken Entwicklungsgelder werden während acht Jahren für Projekte in den «Partnerländern» des Seco aufgewen-

det. Unter anderem mit dem Ziel zu sparen. Die Schweizer Steuergelder sollen in Marokko, Moçambique oder Aserbaidschan ausgegeben werden, damit die dortigen Unternehmen die administrativen Kosten senken können – «so dass sie die frei werdende Zeit und das Geld produktiver einsetzen können».

Auch wenn die genannten Beträge niemals ausreichen würden, die Finanzlöcher in der Schweiz zu stopfen – die Beispiele legen zumindest den Schluss nahe, dass Sparpotenzial besteht. Wie das Parlament dabei im weit grösseren Massstab vorgehen will, hierfür werden in der laufenden Sommersession erste Plöcke eingeschlagen. Dabei wollen FDP und SVP bei der Entwicklungshilfe viel weiter gehen als die Mitte. Ein Antrag, die Milliardensummen auf einen Franken zu kürzen, wurde bis jetzt aber von niemandem gestellt.



Skin Pool (Oromom), 2019, Liquid, Thickeners, Coloring, Pumps, 120 x 1000 x 2500 cm, IF THE SNAKE, Okayama Art Summit, Okayama, Japan



Kauf/Verkauf



Gratis
Erstbewertung auf
homeofhomes.ch

Die beste Verkaufsstrategie für meine Immobilie wählen können.

Mit 80 Jahren bewährter Immobilienkompetenz entwickeln wir auch für Ihre Liegenschaft die optimale Verkaufsstrategie. Damit schaffen wir die Basis für den Verkaufserfolg, den Sie sich wünschen.

info@ginesta.ch
+41 44 910 77 33

Leading REAL ESTATE COMPANIES OF THE WORLD

SVIT

Ginesta
Immobilien

Stadt Zürich

Wüst und Wüst

Exklusives Wohneigentum. Seit 1954.

EXCLUSIVE AFFILIATE OF
CHRISTIE'S
INTERNATIONAL REAL ESTATE



Kanton Zürich

EXKLUSIVIMMOBILIEN
www.exklusiv-immobilien.ch

Einzigartige
Seeligenschaft
für 48 Mio
für Family Office
zu verkaufen



Adrian
Schnüriger
freut sich auf
Ihre Kontaktaufnahme

adrian.schnueriger@
exklusiv-immobilien.ch

Exklusiv Immobilien
Ein Familienunternehmen
Dorfplatz 3, 8832 Wollerau
www.exklusiv-immobilien.ch
T +41 44 585 99 19



Liegenschaftsbewertung – Nutzen Sie Ihre Chance!

Wüst und Wüst

Exklusives Wohneigentum. Seit 1954.



**6½-Zimmer
Architektenhaus
in Maur/ZH**

Modernes Wohnen auf 220 m²
mit unvergleichlicher Seesicht
und Ausbaupotenzial.
Verkaufsrichtpreis: CHF 4.5 Mio.

Wüst und Wüst AG
Tel. +41 44 388 58 37
astrid.gartenmann@wuw.ch



EXCLUSIVE AFFILIATE OF
CHRISTIE'S
INTERNATIONAL REAL ESTATE

Eigentumswohnungen in Eglisau



Wilerstrasse 24



Region Ostschweiz



Lengwil TG

Laufenwis

Ihre Traumwohnung nur 5 Minuten von
Kreuzlingen/Konstanz. Wir freuen uns
auf Ihre Kontaktaufnahme. 079 690 89 00



relesta

Wüst und Wüst

Exklusives Wohneigentum. Seit 1954.



Villa mit Seesicht im Dolderquartier

Diese Jugendstil-Villa bietet
alle Voraussetzungen
für grosszügiges Wohnen.

Wüst und Wüst AG
Tel. +41 44 388 58 40
stefanie.oechsli@wuw.ch



EXCLUSIVE AFFILIATE OF
CHRISTIE'S
INTERNATIONAL REAL ESTATE

WALDE

Wangen b. Dübendorf

Wohnraum mit Pool

Grosses 6.5-Zimmer-Einfamilienhaus an
verkehrsreicher Lage angrenzend an
Landwirtschaftszone. Ca. 165 m²
Wohnfläche, 3 Bäder, Cheminée,
Hobbyraum mit Sauna, Wintergarten,
Luftwärmepumpe, Baujahr 1995, stete
Investitionen. Verkaufspreis CHF
2'950'000 inkl. 2 Parkplätze.

walde.ch/L14.086
Arlene Kühnis-Wettenschwiler
+41 44 905 40 97

Zürich | **Sotheby's**
INTERNATIONAL REALTY

Attikawohnung in Kilchberg

Die offen gestaltete Wohnung bietet 146 m²
Wohnfläche, viel Tageslicht, 190 m²
Terrassenfläche mit traumhaftem Seeblick,
Innen- und Aussenkamine sowie eine
hauseigene Badewiese mit direktem
Seezugang. Verkaufspreis auf Anfrage.

Ghilaine Wagner
+41 (0) 44 512 61 51
office@zurichsothebysrealty.com
www.zurichsothebysrealty.com

Zürich | **Sotheby's**
INTERNATIONAL REALTY

Modernes Mehrfamilienhaus in Thalwil

Mehrfamilienhaus mit einem Studio und drei
2.5-Zimmer-Wohnungen. Nach einer
umfassenden Sanierung 2019 präsentiert
sich das Gebäude in hervorragendem
Zustand. Nur 10 Autominuten von der Zürcher
Stadtgrenze und nahe dem Zürichsee
gelegen. Verkaufspreis auf Anfrage.

Sandra Furrer
+41 (0) 44 512 61 51
office@zurichsothebysrealty.com
www.zurichsothebysrealty.com

STEINAUER
IMMOBILIEN

Bachenbülach

5½-Zimmer-Maisonettewohnung

Die Wohnung Nähe des Zentrums von
Bachenbülach eignet sich ideal für eine
Familie und Paare, die sich in einer familien-
freundlichen Umgebung niederlassen wollen.
Wohnfläche ca. 144 m². Baujahr 1995.
Inklusive zwei Garagenparkplätze.
Verkaufspreis CHF 1'220'000.-.

Steinauer Immobilien AG
Immishop Bülach
Telefon +41 44 864 16 14

Zürich | **Sotheby's**
INTERNATIONAL REALTY

3.5-Zimmer-Wohnung in Kilchberg

Diese helle Wohnung besticht durch 136 m²
Wohnfläche mit Seeblick, 3 m hohe Decken,
grosse Fenster und einen begrünten
Aussensitzplatz. Weitere Pluspunkte:
3 Parkplätze, Keller, Lift, Waschküche,
Erdsonde. Verkaufspreis auf Anfrage.

Sandra Furrer
+41 (0) 44 512 61 51
office@zurichsothebysrealty.com
www.zurichsothebysrealty.com

B&Partner
Immobilien AG

Altehrwürdige Villa sucht neuen
Eigentümer!

Mit knapp 580 m² Nutzfläche in
steuergünstiger CH-Bodensee-gemeinde
mit atemberaubender Bodensee- &
Bergsicht und Baulandreserve steht zum
Verkauf. Ihr Traumhaus auf rund 8'200 m²
Grundstückfläche in unmittelbarer
Bodenseenähe wartet.

Weitere Informationen erhalten Sie hier:
Brunner & Partner Immobilien AG
Schulstrasse 6 | 9323 Steinach
Tel. +41 71 447 60 20
livia.brunner@brunnerundpartner.ch

WALDE

Rona GR

Alpines Liebhaberobjekt

Alt und Neu wunderschön vereint:
5.5-Zimmer-Einfamilienhaus, erhöhte
Sonnenlage im idyllischen Bergdorf
zwischen Lenzerheide und St. Moritz,
zwei Sitzplätze. Baujahr 1779, 2015
renoviert. Wohnfläche ca. 140 m².
Verkaufspreis CHF 1'100'000

walde.ch/L12.913
Nicole Manojlovic
+41 81 544 81 79

Auch Schweizer Soldaten messen sich mit Russen

Der Militärsport-Verband gerät in die Kritik – und mit ihm auch diverse Streitkräfte

ANDREA FOPP, BERN

An Weihnachten 1914 verlassen deutsche und britische Soldaten in Flandern ihre Schützengräben und spielen gemeinsam Fussball auf dem gefrorenen Acker. Das Spiel hebt für einen Moment die Stimmung und geht als nicht autorisierter Weihnachtsfrieden in die Annalen ein. Ein Vierteljahrhundert später organisiert ein amerikanischer General im Zweiten Weltkrieg Wettkämpfe zwischen den verbündeten Nationen. Spiel und Sport dienen nicht nur der Ablenkung, sondern sind neu auch integraler Bestandteil der Soldatenausbildung – und bald auch ein Vehikel für den Austausch zwischen den Nationen. So treffen sich nach Kriegsende 1948 fünf Armeen und gründen gemeinsam den Internationalen Militärsport-Verband (CISM). Das Ziel ist, Beziehungen zwischen Streitkräften zu knüpfen. Das Motto lautet bis heute: «Freundschaft durch Sport».

141 Nationen gehören mittlerweile der drittgrössten Sportorganisation der Welt an, darunter auch die Schweiz. Jährlich organisiert der CISM mehrere Wettkämpfe zwischen Athleten der Armeen, unter anderem die Weltmeisterschaft im Schiessen, die hohes Ansehen geniesst.

Halbmarathon in Sarajevo

Doch nun gerät der Militärsport-Verband in die Kritik. Und mit ihm auch diverse Streitkräfte. Nachdem deutsche Politiker die Bundeswehr kritisiert hatten, gerät nun die Schweizer Armee in den Fokus. Denn zu den CISM-Mitgliedern gehört auch Russland. Schweizer Soldaten haben laut der Armee erst letzten Monat Seite an Seite mit Angehörigen von Putins Streitkräften am Halbmarathon in Sarajevo teilgenommen, wie der Sprecher Stefan Hofer auf Anfrage schreibt. Und im vergangenen Jahr sei die Schweiz an drei Weltmeisterschaften mit russischer Beteiligung angetreten. Es handelte sich um folgende Disziplinen: Judo in Santo Domingo,



Eine andere Zeit: Die Schweizer Delegation an den Militärweltspielen in Wuhan 2019.

ATHLETIX.CH

Schiessen in Rio de Janeiro und Ringen in Baku.

Marianne Binder, Ständerätin der Mitte, findet das «schon sehr anspruchsvoll». Sie fragt: «Wie geht ein Schweizer Soldat damit um, dass er sich in Freundschaft mit Angehörigen einer Armee messen soll, die Völkerrecht und Menschenrecht krass verletzt und ungestraft Gewalt gegen die Zivilbevölkerung ausübt? Wie erklärt man ihm das?» Rechtsstaaten sind angehalten, sich an klare Regeln zu halten. Bei Gewalt gegen die Zivilbevölkerung müssen sich auch Soldaten vor Gericht verantworten. «Die russische Regierung schert sich dagegen

um gar nichts», sagt Binder. Aus solchen Gründen boykottieren gewisse skandinavische und baltische Staaten die Spiele, an denen Russland teilnimmt. Doch die Schweizer Delegation dürfe auf Weisung des Armeechefs Thomas Süssli an Wettkämpfen mit russischer Beteiligung teilnehmen, ausser diese fänden in Russland oder Weissrussland selbst statt, schreibt der Armeesprecher Stefan Hofer. Es gilt der Primat des Sports und nicht derjenige der Politik. So wird die Beteiligung nicht von anderen Teilnehmerstaaten, sondern «ausschliesslich aufgrund der sportlichen Selektionen und der zu erwartenden Resultate»

festgelegt. Die Schweiz folgt dabei der Praxis des CISM: Die Mehrheit der Mitgliedsstaaten ist dagegen, mit Sanktionen belegte Nationen generell von den Wettkämpfen auszuschliessen.

Dass es auch anders geht, zeigen das Internationale Olympische Komitee (IOK) und andere Sportverbände. Diese lassen Athleten aus Russland und Weissrussland nur unter neutraler Flagge starten, und dies auch nur, wenn sie den Krieg in der Ukraine nicht unterstützen und keine Verbindungen zum Militär haben. Bei den Militärweltspielen des CISM wäre das allerdings schwierig umzusetzen – dort nehmen nur Solda-

ten teil. Allerdings reagiert die Schweiz durchaus auf die gegenwärtige Lage. Im März 2025 kommen die Winter-Militärweltspiele nämlich hierher. Gastgeberstadt ist Luzern, die nordischen Disziplinen und das Wetschiessen finden im Goms im Wallis statt, und auch Engelberg ist involviert. Die Schweiz hat nun dafür gesorgt, dass keine russischen Soldaten einreisen.

Eine «salomonische Lösung»

Zwar ist der CISM aufgrund der Regelwerke verpflichtet, alle 141 Mitgliedernationen einzuladen. Doch: «Die Schweiz hat die russische und weissrussische Delegation auf dem diplomatischen Weg orientiert, dass die Einladung durch den CISM ausgesprochen worden sei, die Einreise in die Schweiz aber nicht unterstützt werde», sagt Hofer. So ist zu bezweifeln, dass russische Soldaten ein Visum für die Schweiz erhalten würden.

Die Sicherheitspolitikerin Marianne Binder findet das eine «salomonische Lösung». Sie erlaubt es auch denjenigen Staaten, teilzunehmen, welche die letzten CISM-Spiele boykottiert hatten. So werden laut Armee beispielsweise Polen und Tschechien erwartet. Und auch der Gesamtverband kann den Krieg nicht komplett ignorieren. So hätte die Generalversammlung 2023 in Moskau stattgefunden. Doch eine Reise nach Russland kam für die meisten Nato- und EU-Staaten nicht infrage. Also trug der CISM die Versammlung erstmals an zwei Orten aus. Die Schweizer Delegation reiste an den Alternativstandort Brüssel.

Der Sport kann sich der Politik eben doch nicht entziehen. Das zeigt auch das Motto, welches die hiesige CISM-Delegation noch vor dem Angriffskrieg gegen die Ukraine für die Winter-Militärspiele in der Schweiz gewählt hat: «Military Champions for Peace». Angesichts der internationalen Lage bekommt es auf einmal einen sehr politischen Nebenton.

Bei der Betreuung der Opfer hapert es

Am 1. Juli tritt das neue Sexualstrafrecht in Kraft, das die Anzeigebereitschaft erhöhen soll

DANIEL GERNY

Nur wenige Strafrechtsrevisionen haben so hohe Wellen geschlagen wie das neue Sexualstrafrecht. Eine Vergewaltigung, ein sexueller Übergriff oder eine sexuelle Nötigung liegen künftig bereits dann vor, wenn das Opfer dem Täter nur schon signalisiert, dass es mit der sexuellen Handlung nicht einverstanden ist. Es genügt, dass sich der Täter über das Opfer hinwegsetzt – auch wenn sich dieses nicht wehrt. Am 1. Juli tritt dieses sogenannte «Nein heisst Nein»-Modell in Kraft.

Die Hoffnung ist gross, dass damit auch die Bereitschaft wächst, Sexualdelikte anzuzeigen. Bis anhin muss nämlich von einer äusserst hohen Dunkelziffer ausgegangen werden: Gemäss einer Befragung des Institutes GfS von 2019 melden nur zehn Prozent der Opfer von sexueller Gewalt den Vorfall der Polizei, und nur acht Prozent erstatten Strafanzeige. Viele befürchten, dass ihnen nicht geglaubt wird, sie für die Tat mitverantwortlich gemacht werden oder das Strafverfahren schlicht nicht zum Erfolg führt.

Romandie besser aufgestellt

Ebenso wichtig wie ein griffiges Strafrecht ist deshalb die Betreuung der Opfer von sexueller Gewalt. Das Opferhilfegesetz sieht zwar vor, dass jede Person, die durch eine Straftat in ihrer körperlichen, psychischen oder sexuellen

Integrität unmittelbar beeinträchtigt worden ist, Anspruch auf Unterstützung erhält. Doch verantwortlich für die Umsetzung sind die Kantone – und dort sind die Unterschiede beträchtlich.

Das zeigt eine Umfrage, die von einer interdisziplinären Forschergruppe in Zusammenarbeit mit dem Think-Tank Reach durchgeführt wurde. So verfügen beispielsweise Bern, der Jura, Uri, die Waadt und das Wallis bereits über eigene Dispositive oder führen diese derzeit ein. In Kantonen wie Appenzell Ausserrhoden, Glarus oder Obwalden existierten dagegen noch kaum Bemühungen, die über einen runden Tisch hinausgingen, heisst es in dem Papier. Allgemein seien die Kantone in der Romandie besser aufgestellt als jene in der Deutschschweiz.

Unerfahrenes Spitalpersonal

So habe der Kanton Wallis seine Gesetzgebung explizit mit Blick auf die Istanbul-Konvention geändert. Dieses Europarat-Übereinkommen verpflichtet die Schweiz dazu, Frauen vor Gewalt zu schützen. Der Kanton Obwalden gab in der Reach-Umfrage dagegen beispielsweise an, bisher noch keine konkreten Massnahmen erarbeitet zu haben. Eine zentralschweizerische 24-Stunden-Notrufnummer für Opfer von sexueller Gewalt befinde sich erst im Aufbau. Auch in den beiden Appenzell sind Kontaktgremien erst geplant, wobei noch offen ist, welche Ressourcen zur Verfügung stehen werden.

Die NZZ weiss vom Fall einer Betroffenen, die nach einer Vergewaltigung sowohl im Spital als auch bei der Polizei auf Personal traf, das kaum Erfahrung im Umgang mit Opfern von Sexualdelikten hatte. In eine ähnliche Richtung deutet eine Einschätzung der Rechtskommission des Ständerates aus dem letzten Jahr: An vielen Orten in der Schweiz werde das Sichern von Spuren durch wenig oder nicht spezialisiertes medizinisches Personal durchgeführt, erklärte sie damals. Das mindere die Wertbarkeit und damit die Chance der Strafverfolgung.

Nach Aussage der Ärztin Rahel Schmidt, der federführenden Autorin der Reach-Umfrage, schätzen Vertreterinnen und Vertreter der Verwaltung die Betreuung der Opfer allgemein als besser ein, als dies das medizinische Personal tut. Auch das zeigten Befragungen. Der Kantönligest sei für eine optimale Ressourcennutzung hinderlich, so Schmidt: «Es besteht erheblicher Handlungsbedarf.»

Als Vorreiter auf diesem Gebiet gilt der Kanton Bern. Er führte sein als Berner Modell bekanntes Konzept vor fast vierzig Jahren ein – zu einer Zeit also, als noch nicht einmal die Vergewaltigung in der Ehe strafbar war und das Opferhilfegesetz ebenfalls noch in weiter Ferne lag. «Unser Modell war damals revolutionär», erklärt Nicole Fernandez, Rechtsanwältin und Fachverantwortliche für Sexualdelikte bei der Kantonspolizei Bern. Das Modell basiert auf drei Säulen:

■ **Umfassende medizinische Versorgung und Spurensicherung:** Eine qualitativ hochstehende Betreuung unmittelbar nach der Tat kann negative gesundheitliche, rechtliche und psychosoziale Folgen der Gewalt mindern. So müssen gewisse Medikamente – etwa zur Aids-Prophylaxe oder die Pille danach – rasch eingenommen werden. Auch die Spuren in Blut oder Urin sind nur während einer beschränkten Zeit nachweisbar. Häufig steht das Opfer unter Schock und ist nicht in der Lage, rasch über eine Anzeige zu entscheiden. Spuren werden dennoch gesichert und während fünfzehn Jahren aufbewahrt. So bleiben die Chancen auf eine Strafverfolgung intakt.

■ **Die Betreuung durch weibliche Fachpersonen.** Dieses Element gehört inzwischen auch ausserhalb des Kantons Bern vielerorts zum Standard: Dies, weil in den meisten Fällen Frauen betroffen sind. Heute gelte im Kanton Bern, dass dem Opfer die Wahl offenstehe, welchem Geschlecht die Betreuungsperson zugehören solle, erklärt Fernandez. Vor allem in kleinen Kantonen kann dies allerdings zum Problem werden. Es sei in einem kleinen Polizeikorps herausfordernd, eine lückenlose Abdeckung während 24 Stunden an 365 Tagen pro Jahr durch Polizistinnen zu gewährleisten, erklärte beispielsweise der Kanton Uri kürzlich im Rahmen einer parlamentarischen Anfrage. Dies, auch wenn es bei der bisherigen Anzahl der Fälle gelun-

gen sei, die Betreuung durch weibliches Personal abzudecken.

■ **Die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Akteuren:** Polizei, Staatsanwaltschaft, medizinisches Personal und Opferhilfe müssen mit den unterschiedlichen Bedürfnissen vertraut sein. Der Kanton Bern hat dafür ein Gremium geschaffen, das sich mindestens vier Mal jährlich zu einem institutionalisierten Austausch trifft. Bei Bedarf ist in diesem auch ein auf den Einzelfall abgestimmtes Case-Management möglich.

Zürich mit Spezialteam

In mehreren Kantonen seien inzwischen auf das Berner Modell aufbauende Konzepte übernommen worden, so Fernandez von der Kantonspolizei Bern. Für Aufsehen sorgte kürzlich der Kanton Zürich, der für Opfer von Sexualdelikten ein Spezialteam auf die Beine gestellt hat. Sogenannte Forensic Nurses kommen auf Abruf in jedes Spital, um die Spurensicherung vorzunehmen. Und dies unabhängig davon, ob ein Opfer schon dazu bereit ist, die Polizei einzuschalten.

Doch längst nicht überall ist dieser Standard erreicht. Das Parlament hat deshalb vor einem Jahr beschlossen, dass in allen Regionen Krisenzentren nach dem Berner Vorbild geschaffen werden sollen. Derzeit ist der Bundesrat daran, die entsprechenden Rahmenbedingungen auszuarbeiten.

Kauf/Verkauf

Region Zentralschweiz

ZU VERKAUFEN

Ebikon (LU)

4½- bis 6½-Zimmer-Einfamilienhaus mit BAULANDRESERVE für EFH, REH, DEH oder kleines MFH, ruhige Lage am Ende einer Sackgasse. Preis auf Anfrage.

Ennetbürgen (NW)

4½-Zimmer-Terrassenwohnung mit grandioser Aussicht auf Vierwaldstättersee und Stanserhorn, Erstbezug nach Gesamtrenovation, ruhige Lage am Ende einer Sackgasse. Preis auf Anfrage.

Nähere Infos unter:

are REAL ESTATE
ARE Real Estate, 055 442 33 68
info@are-realestate.ch

Übrige Schweiz

TOP Villa, Herrschaftshaus, Wohlen AG



Wohn-, Geschäfts- und Verwaltungsgebäude direkt am Bahnhofplatz

Grundfläche mit altem Baumbestand 2240 m² öffentliche Bauzone

Herrschaftsvilla, Baujahr 1892, renoviert 2005 Südanbau mit Treppenhaus und Lift

Untergeschoss, Hochparterre, 1. OG und voll ausgebautes Dachgeschoss, 2 Terrassen

Bruttogeschossfläche 530 m²

Seriöse Angebote bitte an info@bauqu.ch

WALDE

Ueken

Wohnraum mit Aussicht

An sehr ruhiger Lage mit unverbaubarer Fernsicht attraktives und helles 8.5-Zimmer-Einfamilienhaus mit Einliegerwohnung. Ca. 251 m² Wohnfläche, div. Nebenräume, gepflegter Garten. Baujahr 2006, laufend unterhalten. Verkaufspreis CHF 1'650'000 inkl. PP.

walde.ch/L13.969
Stéphanie Basu
+41 56 520 70 72

3-FH Bellinzona-Preonzo



1033 m² an bevorzugter, ruhiger, sonniger Lage. Totalsaniert.

2 x 4½-Zi.-Etagenwohnungen 120 m²

1 x 3½-Zi.-Einliegerwohnung 80 m²

Neubau. 3 Garagen, 3 PP, VP 1,280 Mio.

info@boac.ch

Zu verkaufen

Ferientraum mit Panoramablick

Saas-Grund 1560m mit Anschluss an 3200 m ü. M.

3½-Zimmer-Luxus-Ferien-Wohnung/ 3 Parkplätze.

VP CHF 1.125 Mio, auch WIR-Anteil.

+41 79 305 29 69/ddeozordo@bluewin.ch

WALDE

Engelberg OW

Möblierte Zweitwohnung

3.5-Zimmer-Ferienwohnung im TITLIS Resort, nur wenige Fussminuten von Bahnhof, Dorfzentrum und Talstation der Titlisbahnen entfernt. Baujahr 2014. Wohnfläche ca. 76 m², Balkon ca. 9 m², Keller ca. 5 m² und Skiraum. Verkaufspreis CHF 1'150'000 inkl. Einstellplatz.

walde.ch/L14.323
Remo Mathis
+41 41 227 30 34

Residenz am Sonnenberg mit traumhaftem Weitblick

Zu verkaufen in Kriens, 7.5 Zimmer Villa mit 3.5 Zimmer Einliegerwohnung:

- 488 m² Nutzfläche an zentraler Lage
- 2'998 m² grosszügige Grundstückfläche
- Einzigartiger Ausblick auf den Pilatus
- Wunderschöner und hochwertiger Ausbau
- Umfassende Kernsanierung im Jahr 2020

Martina Knobel 041 418 08 55 • domba.ch Doris Bader Immobilien

Seltene Gelegenheiten - Wohnung im Herzen der Luzerner Altstadt

5.5 Zimmer Attika-Maisonette-Wohnung mitten in der Altstadt von Luzern zu verkaufen:

- 265 m² Wohnfläche
- 112 m² Dachterrasse
- Luxuriöser Innenausbau
- Traumhafte Aussicht direkt auf die Reuss und die Kapellbrücke

Timothy Graf 041 418 08 00 • domba.ch Doris Bader Immobilien

Zu verkaufen HOTEL LANDGASTHOF MENZBERG (LU)

Bestens unterhaltene Liegenschaft mit vielseitigen Nutzungsmöglichkeiten. 25 Zimmer, 5 Seminar-/Eventräume, Aussichtsrestaurant mit 100 Plätzen, optionales Baugrundstück.

WELCOME Immobilien AG
Patrik Fischer, patrik.fischer@w-i.ch
+41 41 289 63 65, www.w-i.ch



Ausland



Wohnen am Yachthafen – Lago Maggiore
Villa u. Penthouses in gehobener Wohnanlage mit Hotelservice und Zutritt zum Yachthafen. Penthouse ab 340.000€, provisionsfrei vom Bauträger.

Tel. +39 0471 978873, www.laveno.com/dc

CANADA - property for sale

Near Burns Lake, B.C., 640 acres, own water, electricity, cabin. Good hay, interesting for horse pension, small lake. CAD 850'000. info@psconsulting.ch

Traum-Waldgrundstück in Kanada

bei Thessalon/Ontario direkt am Lake Huron mit mehr als 1 km Küstenlinie am See, 114 Hektar, gesamtes Areal bewaldet, provisionsfrei direkt vom Eigentümer 870.000 CAD (ca. 578.000 CHF)
Web und E-Mail: info@atlantic-touch.ca

GRUNDSTÜCKE IN KANADA

Direkter Blick auf die Bucht und den Atlantik, z.B. 11.727 m², Hanglage, Süd-West-Ausrichtung, Lighthouse Road in Port Bickerton, Nova Scotia, Sie können direkt bauen, kein Bauzwang, provisionsfrei, direkt vom Eigentümer, Preis 59.000 CAD (ca. 39.200 CHF)
Web und E-Mail: info@atlantic-touch.ca

Kaufgesuche

WALDE

Stadt Zürich und Seegemeinden

MFH aus Jahrhundertwende

Für einen Privatinvestor suchen wir ein Mehrfamilienhaus in der Stadt Zürich oder in den nahen Seegemeinden, idealerweise mit Baujahr 1880 – 1930. Mindestens 6 Einheiten, bis CHF 12 Mio. Diskrete Abwicklung.

walde.ch
Ramona Ruh, +41 44 396 60 62



Schwaar Immobilien

Die Immobilien-Begleiter

Zu kaufen gesucht:
Mehrfamilienhäuser
Bauland
Einfamilienhäuser

Schwaar-Immobilien.ch | 079 822 15 15

Investoren/PK sucht/kauf

– MFH – ab Baujahr 2000 oder Neubau
– Büro-, Geschäftshäuser, Logistik
– Grundstücke ab 2000 m²/W3
Angebote an Globo.immo@gmail.com

seit 1988 vermitteln wir zu fairem Honorar **SOLVENTE, DANKBARE KÄUFER** für familienfreundliche schöne Häuser & Villen in ZOLLIKON, KÜSNACHT & AM ZÜRICHBERG Ihr Vertrauen als Verkäufer/-in ist für uns alles Daniel Ledermann erzielt Ihnen einen Top-Preis. **BELLEVEUE** 044 955 01 55 LIEGENSCHAFTEN 8702 Zollikon

Solvente Familie sucht für Eigennutzung in der Stadt Zürich **Mehrfamilienhaus – Mehrfamilienvilla** mit 2 – 4 Wohneinheiten, auch mit Sanierungsbedarf. Kontakt S. Weiss, 079 216 43 13

Miete/Vermietung

Region Ostschweiz

Anf. 2025 vermieten wir langfristige kleine **Villa im Park** am Ufer vom Bodensee

Umweltfreundlicher Neubau in gehobenem Ausbaustandard, 7 grosse Zimmer, moderne Küche, 2 Bäder/Dusche, 2 WC, Cheminée, grosser Balkon, 2 Parkplätze für E-Autos, Photovoltaik, Heizung/Kühlung mit Erdsonde. Info: Tel. 071 841 40 28 - info@emilanderegg.ch

NZZ

Shop

shop@nzz.ch
+41 44 258 13 83

Rosé-Rhapsodie:
Ein Trio voller
Eleganz und Verführung.

Kuratiert von
NZZ-Weinredaktor
Peter Keller

Rosés sind beliebt wie nie. Die Qualität der Weine vermag auch Skeptiker zu überzeugen – erst recht wenn die Produkte von anerkannten Gütern stammen. Dies beweist diese hervorragende Selektion aus Frankreich und Österreich. Herkunftstypizität, Mineralität und Spannung.

Im Weinpaket enthalten, je **zwei** Flaschen:
Rosé 2022 Weingut Dorli Muhr
Le Rosé 2021 Château Seguin
Rosé Cuvée Tibouren Tradition 2022 Clos Cibonne

Preis: CHF 119.-* / CHF 129.-

*Sonderpreise für Abonentinnen und Abonnenten



Peter Keller ist Weinredaktor der «NZZ am Sonntag» und schreibt schon seit Jahren über önologische Themen. Der Weinakademiker leitet zudem erfolgreich die Weinseminare für NZZ-Leserinnen und -Leser.

Antisemitische Schmierereien an Zürcher Galerien

Vier Anzeigen wegen Sachbeschädigung eingereicht – die Ermittlungen laufen

ISABEL HEUSSER, TOBIAS MARTI

Als die Galeristin Maria Bernheim am Freitagmorgen auf ihr Handy schaut, ist sie schockiert. Eine ihrer Mitarbeiterinnen hat ihr Fotos von der Fassade ihrer Galerie an der Rämistrasse in der Stadt Zürich geschickt. Sie ist verschmiert mit dem Schriftzug «Free Palestine». Auf dem Boden steht in roter Schrift geschrieben: «No art for genocide!» Bernheim sagt: «Nie hätte ich gedacht, dass so etwas in der Schweiz passieren könnte.» Im Laufe des Morgens wird Bernheim erfahren: Sie ist nicht die Einzige, deren Galerie mit antiisraelischen Parolen verunstaltet wurde.

Die NZZ hat Kenntnis von mindestens vier weiteren Institutionen in der Stadt, die vermutlich in der Nacht auf Freitag verschmiert wurden, darunter das Cabaret Voltaire in der Altstadt – mit den gleichen Parolen wie an der Rämistrasse. Vor eine Galerie an der Limmatstrasse wurde «Intifada for Victory» gesprayt, darunter ein rotes Dreieck – das gleiche Symbol verwendet auch die Terrororganisation Hamas, um ihre Feinde zu markieren. In der Galerie werden derzeit Werke einer jüdischen Künstlerin ausgestellt.

Die Polizei angerufen

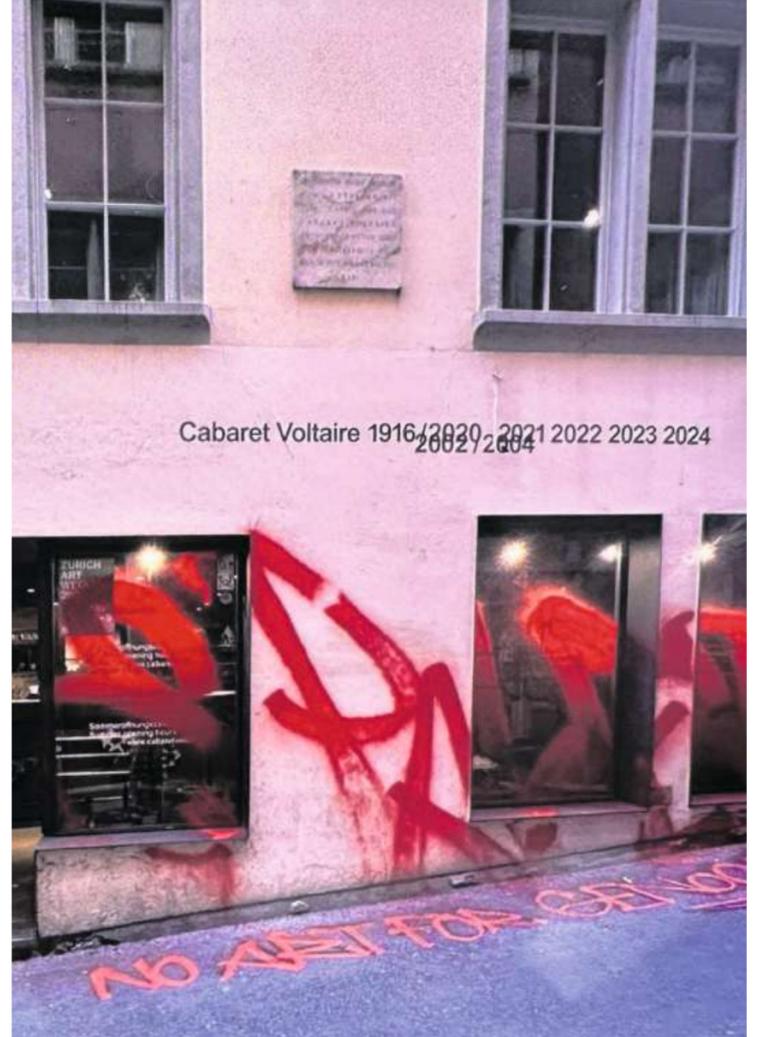
Die Stadtpolizei bestätigt der NZZ, dass am Freitag in dem Zusammenhang vier Anzeigen wegen Sachbeschädigungen eingegangen sind. Die Ermittlungen dazu würden laufen. Der Inhalt der Graffiti werde nun dahingehend geprüft, ob er auch strafrechtlich relevant sei.

An der Rämistrasse war Pauline Renevier, die Direktorin der Galerie, am Morgen als Erste vor Ort. Sie hat die Polizei informiert und lobt deren schnelle Reaktion: «Um 9 Uhr 15 habe ich angerufen, eine Viertelstunde später war die Polizei da.» Auch sie ist fassungslos über die Szenerie, die sie angetroffen hat. «Ich bin Christin. Jetzt habe ich eine Vorstellung davon, wie Jüdinnen und Juden sich fühlen müssen, wenn sie angefeindet werden.»

Am frühen Nachmittag sind Arbeiter vor Bernheims Galerie damit beschäftigt, die letzten Reste der Schmierereien zu entfernen. Die rote Farbe am Boden hält sich hartnäckig, die Mitarbeiterinnen haben die Türen geschlossen, damit kein Wasser eindringt. Trotz dem Farbanschlag hat Bernheim entschieden, ihre Galerie zu öffnen. Als Zeichen dafür, dass sie sich nicht einschüchtern lässt. Und als Zeichen dafür, dass ihre Galerie und die Kunstszene ganz allgemein für Offenheit und Diskurs stehen. «Bei uns sind alle willkommen, Politik und Religion haben nie eine Rolle



An die Fassade der Galerie Bernheim in der Rämistrasse wurden Donnerstagnacht Parolen gesprayt. Auch das Cabaret Voltaire ist betroffen.



BILDER NZZ

Trotz dem Farbanschlag hat Bernheim entschieden, zu öffnen. Als Zeichen dafür, sich nicht einschüchtern zu lassen.

gespielt. Auch darum verstehe ich die Graffiti nicht.»

Bernheim ist sich sicher: Der Zeitpunkt der Farbanschläge war kein Zufall. Noch bis Sonntag findet in der Stadt das Zurich Art Weekend statt, ein wichtiger Anlass für Kunstinstitutionen in der Stadt. Diese erwarten viel Publikum. «Man wollte uns schaden», sagt Bernheim. Doch sie lasse sich nicht unterkriegen. Am Wochenende will sie ihre Galerie wie geplant öffnen. «Ich glaube daran, dass Kunst die Kraft hat, Grenzen zu überwinden.»

Die Tür geht auf, ein Mann tritt ein, in der Hand einen Blumenstrauss, eingepackt in rosa Papier. Er tritt auf Bernheim zu und sagt: «Für dich als Unterstützung.» Die beiden tauschen ein paar Worte auf Hebräisch aus, dann geht er wieder. Bernheim ist gerührt, wischt sich eine Träne weg. Sie hat den Mann nicht gekannt. «Den ganzen Tag schon melden

sich Leute bei mir und drücken ihre Solidarität aus. Das tut gut.» Alle paar Minuten leuchtet ihr Handy auf, Freunde und Bekannte melden sich besorgt.

Die Galeristin eröffnete im Jahr 2023 einen Ableger in London, nahe der Regent Street. Dort, sagt sie, fanden regelmässig propalästinensische Demonstrationen statt. Dann werde jeweils die Strasse, an der sich ihre Galerie befindet, gesperrt. Und das Publikum bleibt aus. Ein ungutes Gefühl sei das, sagt Bernheim. Ein Gefühl, das sie in der Schweiz nie gehabt habe.

Erinnerungen an düstere Zeiten

Jonathan Kreutner, der Generalsekretär des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes, sagt: «Da wird unverhohlener Israelhass an jüdischen Geschäften ausgelebt.» Schliesslich handle es sich in einem Fall um

eine jüdische Galerie, mit jüdischem Namen und jüdischer Inhaberin. «Das ist purer Antisemitismus, nun jüdische Geschäfte und Mitbürger für den Staat Israel verantwortlich zu machen und auf diese abzielen», sagt Kreutner. Die Schmierereien hätten ihn an düstere Zeiten erinnert.

Kreutner sagt weiter, er kenne die Urheberchaft nicht, aber sie scheine zu wissen, was die Art Week ist. «Es ist erschreckend, wenn man daran denkt, aus welchem Milieu die Urheber wohl stammen.» Die Sicherheitslage in der Schweiz für Jüdinnen und Juden sei seit dem 7. Oktober eine andere geworden. Maria Bernheim sagt: «Ich werde auch weiterhin keine Angst haben.» Sie hat in zahlreichen europäischen Städten gelebt, Zürich ist ihr Zuhause geworden. Nächste Woche geht sie zum Einbürgerungstest. Sie will Schweizerin werden.

ANZEIGE

Lokalmarkt – Support Your Local Business

Summerfäscht 14./15.6.24

Strassenfest mit Food, Drinks und Livemusik. **IM VIADUKT™** im-viadukt.ch

Dieses Wochenende 20% mit Code „NZZ“

Verwöhnen Sie sich und Ihre Liebsten mit den neuen, von Hand gemalten Seiden-Kreationen von Fiona-K. www.fiona-k.ch

WICK SHOES ZÜRICH

Rahmengenäht – der feine Unterschied! www.wickshoes.ch

Regen lässt Hänge rutschen

Wege im Stadtwald gesperrt

fpr. · Nach den Regenfällen der letzten Tage sind die Böden gesättigt. Und es ist noch mehr Niederschlag im Anmarsch. Wie die Stadt Zürich am Freitag mitteilte, ist es am Uetliberg und am Entlisberg zu Hangrutschen gekommen. Die Gefahrenstellen seien abgesperrt und signalisiert, schreibt die Stadt weiter. Wo möglich seien Umleitungen ausgeschildert. Die gesperrten Wege dürfen zur eigenen Sicherheit nicht begangen werden. Der Föhreneggweg auf dem Uetliberg bleibt voraussichtlich bis Juli gesperrt. Eine Umleitung ist signalisiert. Der Biketrail Triemli ab Sädlen ist voraussichtlich bis Mitte Monat gesperrt. Der Sihlfurweg auf dem Entlisberg bleibt voraussichtlich bis Juli gesperrt.



Das «Dolder» empfängt mit fünf Restaurants, hoch über der Stadt Zürich. Der Hoteldirektor Markus Granelli (oben) ist seit fünfzehn Jahren dabei, der Concierge Markus Dorner seit fast dreizehn.

BILDER SILAS ZINDEL FÜR NZZ

«Mühsame Gäste gibt es nicht»

Das «Dolder» wird 125 Jahre alt. Der Hoteldirektor Markus Granelli äussert sich im Gespräch mit Tobias Marti und Daniel Fritzsche über Roboter und die Zukunft seines Hauses – und der Concierge Markus Dorner erklärt, welche Sonderwünsche der Gäste selbst er nicht erfüllen kann

Hoch über der Stadt im Grünen thront ein Märchenschloss mit Türmchen. Das «Dolder». Vielleicht das bekannteste Grand-Hotel Zürichs. Ganz sicher aber ein Wahrzeichen vergangener Epochen. Hier verfasste Thomas Mann im Turmzimmer Weltliteratur, hier verhandelte der amerikanische Aussenminister Henry Kissinger über die Zukunft Südafrikas, hier checkte der Schah von Persien samt Entourage ein.

Es ist ein Freitagnachmittag, und es regnet. Aber das Hotel ist ausgebucht. Vor wenigen Tagen feierte das «Dolder Grand», wie es heute in weltläufiger Unbescheidenheit heisst, seinen 125. Geburtstag. In der Lobby herrscht Vollbetrieb. Kaum jemand nimmt Notiz von der Gestalt, die neben der Rezeption am Boden lümmelt, mehr Clochard als Reisender. Bei näherer Betrachtung entpuppt sich der verwahrloste Mann als eine Skulptur des Künstlers Duane Hanson.

Zu diesem «Traveller» passen die Werke an der Wand zur Bar. Es sind eingerahmte Pappkartons, wie sie Bettler benutzen, wenn sie um eine milde Gabe bitten. Die Kunst, die im ganzen Haus verteilt ist, gehört dem «Dolder»-Besitzer und Kunstsammler Urs Schwarzenbach. Manche Leute hätten sich über diese «Bettelbriefe» schon gewundert, sagt der Hoteldirektor Markus Granelli, der seit fünfzehn Jahren für das Hotel arbeitet. Der 46-jährige General Manager, wie es auf Neudeutsch heisst, ist eine Frohnatur. Die Kunst findet er für das Haus genau richtig.

Herr Granelli, ist es nicht etwas pietätlos, solche Werke in einem Luxushotel auszustellen?

In der Kunst gilt doch: Nicht alle müssen alles mögen. Das trifft auch auf das «Dolder» zu. Unser Hotel polarisiert, jeder hat eine Meinung, auch wer noch nie bei uns war. Wir wollen auch etwas

anders sein, ein bisschen frecher als andere Fünfsternehäuser.

Sonst setzen Grand-Hotels in der Vermarktung oft ganz auf die eigene, traditionsreiche Geschichte. Beim «Dolder» ist das anders.

Mit Tradition allein kommen wir nicht weiter. Obwohl wir eine mittlerweile 125-jährige Geschichte haben, schauen wir lieber in die Zukunft. Wir müssen uns laufend erneuern. Zimmer allein zu verkaufen, reicht heute nicht mehr. Wir müssen den Leuten Entertainment bieten.

Entertainment statt klassischer Eleganz?

Wir sind kein Stadthotel, wir sind ein Resort – schon elegant, aber nicht bieder. Die Leute wollen sich bei uns entspannen und länger als eine Nacht bleiben. Wir haben fünf Restaurants, darunter eines mit zwei Michelin-Sternen, wir haben 4000 Quadratmeter Spa, ein grosses Sportangebot, den Wald... Je länger jemand bei uns bleibt, desto besser können wir auf Bedürfnisse eingehen. So entsteht Loyalität.

Die Liste der Stars, die im «Dolder» nächtigen, lässt Normalsterbliche schwindlig werden: Walt Disney, John Wayne, Sophia Loren, Michael Jackson, die Rolling Stones, um einige zu nennen. An diesem regnerischen Tag begegnet einem zumindest manchmal ein bekanntes Gesicht. Joe Ackermann, der ehemalige Chef der Deutschen Bank, steigt lautlos die Treppe aus dem Untergeschoss hoch. Nach einem Blick durch die Lobby entschwindet er im Neubau, den der britische Stararchitekt Lord Norman Foster gebaut hat. Dort, auf den langen Fluren, wo die Leute entweder in Konferenzräumen oder im Spa verschwinden, zieht der ehemalige Zürcher SVP-Nationalrat Christoph Mörgele raschen Schrittes seine Bahnen.

Herr Granelli, wer sind die typischen Gäste des «Dolder Grand»?

Rund 60 Prozent sind Businessgäste, 40 Prozent Freizeitgäste. Jede zweite Person kommt wieder. Die Schweizer schaffen es auf rund 20 Prozent Marktanteil, nur Amerikaner besuchen uns mehr.

Wie gehen Sie mit den Ansprüchen der Gäste um?

Die meisten unserer Gäste können überall auf der Welt nächtigen. Es gibt unglaublich viele schöne Hotels. Den Unterschied macht man in der Qualität des Service. Wenn jemand schnell einchecken will, muss ich nicht noch alle Angebote herunterbeten, sondern möglichst rasch den Schlüssel aushändigen. Oder umgekehrt, wenn jemand alle Zeit der Welt hat, muss ich auch ein bisschen mit dem Gast plaudern können.

Führen Sie noch Karteikarten über die Vorlieben der Gäste?

Die Vorlieben des Gastes sind wichtig, manches haben wir selbstverständlich auch im System gespeichert. Aber man darf es nicht übertreiben. Nur weil ich aus einer Laune heraus einmal einen Gurkensaft bestellt habe, will ich nicht ständig Gurkensaft vorgesetzt bekommen.

Wie gehen Sie mit einem mühsamen Gast um?

Mühsame Gäste gibt es nicht. Es gibt vielleicht Gäste, die etwas fordernder sind als andere, die das Personal mehr auf Trab halten.

Aber wo sind die Grenzen?

Wenn jemand die Mitarbeitenden respektlos behandelt, mische ich mich ein. Bei Rassismus, Diskriminierung oder sexueller Belästigung kennen wir null Toleranz. Da verweisen wir auch Leute des Hotels. Das kommt immer wieder einmal vor.

Was sind Sie für ein Hoteldirektor?

Ich bin kein Hotelier, der hierarchisch führt und alles im Detail kontrolliert. Ich überlasse dem Team gerne auch die Rolle des Gastgebers.

Neue Zürcher Zeitung

Aber bei Reklamationen wird explizit nach Ihnen verlangt?

Einmal ging wirklich alles schief. Der Gast wollte mit der Limousine am Flughafen abgeholt werden, wir kamen mit dem Minibus. Auf dem Kuchen sollte «I love you Baby» stehen, wir schrieben stattdessen «Happy Birthday Baby!». Für den Helikoptertrip auf die Rigi waren vegane Sandwiches verlangt, wir packten die allerbesten Roastbeef-Sandwiches ein. Das sind so Momente, in denen der Gast explodiert. Er dachte, es liefe eine versteckte Kamera. Da musste ich mich beim Gast aufrichtig entschuldigen. Das ist zuerst unangenehm, aber in solchen Momenten kann man auch eine Beziehung aufbauen. Dieser Gast ist seither Stammkunde bei uns.

Wie halten Sie es mit Stilregeln?

Wir haben keinen offiziellen Dresscode, das hat sich über die letzten Jahre verändert. Klar, in Flipflops und im Träger-shirt im Restaurant aufzutreten, geht nicht. Aber es gibt heutzutage zum Beispiel sehr schöne Turnschuhe. Jemanden anhand seines Autos oder seiner Uhr zu bewerten, ist trügerisch. Auch ich ziehe oft erst am Abend eine Krawatte für einen entsprechenden Anlass an. Man muss sich den Gästen und der Zeit anpassen. Das gilt auch für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Früher wäre ein sichtbares Tattoo ein No-Go gewesen, auch ein Bart ging nicht. Wir gehen mit der Zeit, bei vielem, so waren wir die Ersten in der Schweiz, die Kryptowährungen akzeptierten. Künstliche Intelligenz und Robotik sind für uns auch ein riesiges Thema.

Das tönt futuristisch, nimmt bald Siri an der Rezeption den Anruf entgegen?

Wir haben noch immer zwei Mitarbeitende, die mündlich Telefone entgegennehmen. Aber die Technik soll uns helfen, damit das Team mehr Zeit mit dem Gast verbringen kann. Unsere Bar ist ein gutes Beispiel dafür. Der Weg von dort in die Küche ist weit. Wenn jemand ein Gipfeli bestellt, ist der Mitarbeitende eine kleine Ewigkeit weg. Seit kurzem haben wir einen Roboter im Einsatz, der diese Strecke auf sich nimmt. Dieser kann sogar selber den Lift bedienen. Nach sieben Minuten ist das Gipfeli da. Und der Mitarbeitende konnte in dieser Zeit beim Gast bleiben.

In der Lobby hat sich nun ein halbes Dutzend Männer in Anzügen versammelt. Mit ihren akkurat gebundenen Krawatten und ausrasierten Nacken könnten sie Chauffeure sein. Wären da nicht ihre muskulöse Statur und das schneidige Auftreten. Als zwei Frauen im Schleier die Lobby betreten, kommt Leben in die Anzugträger. Sie eilen den Damen zur Seite, um ihnen Geleitschutz zu geben. Geschlossen verlässt die Gruppe die Lobby in Richtung der Presidential Suites.

Herr Granelli, der Emir von Katar soll mehrfach bei Ihnen abgestiegen sein, als er sich in Zürich medizinisch behandeln liess. Wie war das für Sie?

Zu einzelnen Gästen will ich nichts sagen, ausser diese haben das selber kommuniziert. Aber ja, im Sommer kommen jeweils sehr viele Gäste aus dem Mittleren Osten, aus der Golfregion, zu uns. Davon profitiert in Zürich eine breite Wertschöpfungskette.

Man hört jeweils von ganzen Grossfamilien mit Gefolgschaft, die anreisen. Das können durchaus grosse Entourage sein, das ist so. Dann ist Flexibilität wichtig, möglichst auf ihre Kultur eingehen. Manche Gäste wollen um zwei Uhr in der Nacht Abendessen auf der Terrasse. Dann passen wir halt die Öffnungszeiten des Restaurants oder des Spas an. Alles, was ethisch und politisch vertretbar ist, versuchen wir zu ermöglichen.

Bitte ein paar Extravaganzen.

Ich erinnere mich zum Beispiel an einen Gast, der seinen Hund dabei hatte und für das Tier einen echten englischen Rasen auf dem Zimmerbalkon verlangte. Also gingen wir los und kauften einen Rollrasen. Oder als Rihanna ...

Die Sängerin ...

Ja, als sie ein Konzert in der Stadt gab und nach Mitternacht retour kam, wollte sie unbedingt Schlittschuhlaufen. Zum

Glück haben wir ja eine eigene Eisbahn. Also schnell das Flutlicht angestellt, und Rihanna hatte ihren Spass.

Laden Sie zuweilen auch Influencer ein und buchen das als Werbung ab? Viele andere Hotels tun das offensiv.

Punktuell arbeiten wir mit Influencern zusammen, aber in einem bescheidenen Rahmen. Wir wählen sie vorsichtig aus. So schauen wir etwa, wer die Follower sind und ob sie zu uns passen.

Kürzlich war eine russische Influencerin in Ihrem Hotel und verbreitete Fotos von ihrem Aufenthalt. Inwiefern kann so etwas auch negative Schlagzeilen geben? Das sind so Situationen, auf die wir keinen Einfluss haben. Wir haben natürlich jeden Gästenamen, aber den genauen Hintergrund der Personen kennen wir nicht. Wir halten uns an die Devise: Jeden, der legal in die Schweiz einreisen darf, dürfen wir auch beherbergen.

Kommen weniger Gäste aus Russland? Die Übernachtungszahlen haben abgenommen, aber sie sind nicht bei null.

Bringen Stars wie Rihanna oder Influencer mit vielen Followern dem Hotel mehr Aufwand oder Ertrag?

Für die Reputation des Hauses sind Stars eine grossartige Sache. Auch die Gäste mögen es, wenn Prominenz anwesend ist, der man im Spa oder am Frühstücksbuffet begegnet.

Aber jeder in der Lobby zückt doch gleich sein Handy?

Das kann einmal passieren. In der Regel sind die Schweizer aber zurückhal-

tend. Vielleicht wird aus der Distanz ein Foto geschossen, aber man belagert die Leute nicht für ein Selfie. Auch ein Star muss sich wohlfühlen, wir machen nicht ein grosses Aufheben. Spannend wird es, wenn bei uns Prominente aufeinander treffen und etwa zusammen in der Bar sitzen, so entstehen Geschichten. Wir leben als Grand-Hotel von solchem Stoff.

Apropos Geschichten: 2017 erreichte der Streit zwischen den Zollbehörden und dem «Dolder»-Besitzer Urs Schwarzenbach seinen Höhepunkt. Die Zollbehörden tauchten im Hotel auf und konfiszierten Bilder. Wie war das für Sie?

Der Tag kam anders als geplant (lacht). Da versucht man, das Beste daraus zu machen, und informiert die Leute, die informiert werden müssen. Alles ging sehr schnell und fiel letztlich nur wenigen Gästen auf. Solche Geschichten, ob nun positiv oder negativ, zeichnen ein legendäres Hotel aus. Und sie tragen dazu bei, dass man im Gespräch bleibt. Die besagten Bilder hängen übrigens längst wieder.

Mischt sich der Besitzer Schwarzenbach eigentlich oft ins Tagesgeschäft ein?

Wir haben einen Verwaltungsrat mit dem Chairman Guy Schwarzenbach und Urs Schwarzenbach. Die Kommunikation ist direkt. Das Operative ist aber unsere Verantwortung. Der Verwaltungsrat entscheidet auf strategischer Ebene.

Es ist bekannt, dass Schwarzenbach im «Dolder» immer wieder Finanzlöcher stopfen musste. Hat sich das mittlerweile gebessert?

Wir eröffneten 2008 neu, mitten in der Finanzkrise. Nach dem teuren Umbau mit dem Foster-Anbau war es anfangs schwierig mit den Zahlen. Aber die Probleme haben sich gelegt. 2023 haben wir ein Rekordergebnis erzielt, was den Umsatz und das Betriebsergebnis betrifft. Alles was wir in den Betrieb investieren – die neuen Restaurants, die Kantine, die Solarpanels – ist selber finanziert. Unser Besitzer muss keine Löcher mehr stopfen.

Trotzdem hört man immer wieder Verkaufsgerüchte. Wird das «Dolder» bald verkauft?

(Schüttelt den Kopf). Das Gerücht höre ich seit fünfzehn Jahren, das poppt immer wieder auf. Langsam allerdings etwas weniger regelmässig.

Der Hoteldirektor Markus Granelli hat nun weitere Termine; er verabschiedet sich freundlich. Für ihn übernimmt der Head Concierge Markus Dörner, der seit fast dreizehn Jahren im Hotel arbeitet. Am Revers trägt er zwei goldene Schlüssel. Es ist das Erkennungszeichen seiner Zunft, der Concierges des Clefs d'Or. Nur 4500 Mitglieder zählt dieser exklusive Zirkel weltweit. Niemand kennt mehr Geheimnisse der Gäste als sie. Und niemand ist so vernetzt. Wenn Dörner etwas braucht, ruft er einfach die Kollegen in New York oder London an.

Herr Dörner, was macht Ihren Beruf als Concierge aus?

Ich verstehe mich als Zwischending von Kindermädchen und persönlichem Assistenten. Oftmals haben ja Menschen, die Millionen am Tag umwälzen, keine Zeit für profane Dinge: irgendwo online einchecken zum Beispiel oder nach verlorenem Gepäck am Flughafen suchen. Wir sind dazu da, den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Wir müssen uns in der Stadt auskennen, Restaurants empfehlen, Ausflüge planen. Was ich empfehle, ist selbst getestet.

Manchmal müssen Sie das Unmögliche möglich machen. Tickets fürs Konzert von Taylor Swift organisieren oder kurzfristig einen Platz in der «Kronenhalle» reservieren?

Taylor Swift ist einfacher als der Tisch in der «Kronenhalle». Wir haben zwar gute Verbindungen zu den Zürcher Restaurants. Aber ausgebucht heisst in Zürich ausgebucht, da kann man nicht mit Tischen jonglieren. Wir suchen dann die bestmögliche Alternative.

Was ist denn die Superkraft eines Concierges?

Dass wir freundlich und diskret sind, versteht sich von selbst. Aber ohne Multitasking geht es bei uns nicht. Das ist kein

Schoggi-Job, manchmal stehen wir zehn Stunden unter Dauerbeschuss. Ich habe den Gast vor mir, das Telefon klingelt, E-Mails kommen rein. Der Chauffeur meldet, er finde den Gast am Flughafen nicht, dazu habe ich noch irgendwelche Coiffeurtermine im Hinterkopf.

Erkennen Sie die Novizen und die Stammgäste sofort?

Natürlich gibt es Gäste, die weit gereist sind und wissen, wie man sich im Luxus-hotel ganz natürlich verhält. Diese steuern mich oft gezielt an und bitten nicht selten um Hilfe bei sehr privaten Anliegen. Die anderen erkennt man daran, dass sie etwas unsicher sind. Sie parkieren ihren Wagen lieber selbst, weil sie denken, mit der alten Karosse könnten sie nicht vorfahren. Diese Gäste muss man etwas beruhigen: Auch ein Opel Corsa ist okay.

Wie wichtig ist Ihnen das Trinkgeld, das üppig sein dürfte?

Klingt doof, aber mir ist ein ehrliches Merci von Herzen viel mehr Wert als Geld.

Das tönt jetzt sehr bescheiden.

Ist aber so. Mir macht es Spass, das Besondere zu organisieren. Wenn ich Gäste im Sommer über den Klausenpass schicke, und sie sehen zum ersten Mal Kühe, dann bleibt das in Erinnerung. Das sind unvergessliche Erlebnisse.

Welche Sonderwünsche der Gäste bleiben denn bei Ihnen für immer haften?

Es gibt schon so Helikoptergeschichten, wenn die Gäste unbedingt den zweimotorigen Helikopter verlangen. Wir mussten auch schon Dokumente nach Weissrussland oder Kasachstan bringen. Da haben wir einen Piloten aufgetrieben, der die Papiere mitgenommen hat. Oder diese arabische Familie, die zum Geburtstag des Sohnes kurzfristig ein Barbecue im Garten wollte. Nur Frauen im Service. Und dazu Tauben und Pferde. Bei den Pferden gab's Probleme. Dazu muss man wissen: Wenn es zu umständlich wird, kann in der Schweiz eben nicht alles mit Geld geregelt werden. Es gibt zwar viele Gestüte rund um Zürich. Aber alle sagten, das würden sie nicht machen, zu aufwendig für zwei Stunden. Zum Glück fanden wir über einen Zoo doch noch jemanden, der sich erbarmte. Die Familie war zufrieden.

Denken Sie nicht manchmal, man könnte mit dem vielen Geld auch was Besseres anstellen?

Ja, ganz am Anfang der Karriere war das schon so. Ich selber stamme nicht aus wohlhabenden Verhältnissen. Man lernt über die Jahre, zu differenzieren. Aber jeder hat doch seine eigenen Präferenzen. Ich für meine Person brauche in der Freizeit kein Bling-Bling, und in den Ferien gehe ich lieber Zelten.

PAROLENSPIEGEL

Abstimmung vom 9. Juni

Stadt Zürich

Plus 2000 Alterswohnungen bis 2035

Die Volksinitiative «Mehr Alterswohnungen für Zürich (Plus 2000)» verlangt, dass die Zahl günstiger Wohnungen für ältere Menschen in der Stadt bis ins Jahr 2035 deutlich erhöht wird. Dann sollen zusätzliche 2000 Alterswohnungen mit Kostenmiete zur Verfügung stehen. Stadtrat und Gemeinderat haben der Initiative zugestimmt. Auch die NZZ befürwortet die Vorlage, denn bis 2050 muss in Zürich laut der Gemeindeordnung ein Drittel aller Mietwohnungen in der Stadt gemeinnützig sein. Es ist richtig, dass diese Wohnungen von Genossenschaften oder Stiftungen wirklich Bedürftigen zugutekommen – namentlich Seniorinnen und Senioren, die schon lange in der Stadt leben.

Ja AL, Die Mitte, EVP, FDP, GLP, Grüne, SP, SVP

Rahmenkredit von 200 Millionen Franken fürs EWZ

Für das Elektrizitätswerk der Stadt Zürich (EWZ) soll ein Rahmenkredit von 200 Millionen Franken bereitgestellt werden. Damit kann der Zürcher Stadtrat künftig Energieprojekte in eigener Kompetenz bewilligen. Die Investitionen werden mit selber erwirtschafteten Mitteln des EWZ getätigt und belasten weder die Stadtkasse noch die Steuerzahler. Die NZZ sagt Ja zur Vorlage.

Ja AL, Die Mitte, EVP, FDP, GLP, Grüne, SP, SVP

Erweiterung Wache Süd für rund 70 Millionen Franken

Neben der Berufsfeuerwehr sollen künftig auch die Sanität und die Milizfeuerwehr auf dem Areal der Wache Süd in Wiedikon Platz finden. Dafür soll die bestehende Wache der Feuerwehr um einen Neubau für die Sanität und um ein Logistikgebäude erweitert werden. Baubeginn ist Anfang 2025 und dauert bis Ende 2028. Die Arbeiten werden im laufenden Betrieb ausgeführt. Umbau und Erweiterung kosten knapp 70 Millionen Franken. Die NZZ heisst die Vorlage gut.

Ja AL, Die Mitte, EVP, FDP, GLP, Grüne, SP, SVP

ANZEIGE



Mit Ihrem Legat ermöglichen Sie Menschen mit Behinderung ein selbstbestimmteres Leben.



Ihr direkter Link zu Ihrem Testament

Wir nehmen Abschied von

Peter A. C. Blum

31. Dezember 1954 bis 3. Juni 2024

Wo Peter war, erhellte er die Welt mit seinem sonnigen Gemüt.
Er besass ein grosses Herz und die Gabe,
die Menschen in seiner Umgebung glücklich zu machen.

Peter, Du warst ein Mensch voller Herzlichkeit und Güte. Dein Erfolg,
Deine Grosszügigkeit und Deine Bescheidenheit waren bewundernswert.
Du hast uns gelehrt, das Leben mit Freude und Leichtigkeit zu geniessen.

Dein ansteckender Humor, Deine positive Einstellung und
Deine tiefe Menschlichkeit haben alle berührt, die das Glück hatten,
Dich zu kennen und zu lieben.

Unser Herz schmerzt vor Sehnsucht – wir vermissen Dich unendlich.

In Liebe und Dankbarkeit
Bea Blum
Fabia und Heiko Blum mit Amy und Grace
Robert und Miriam Blum mit Bobby und Ella
Verwandte und Freunde

Die Abdankung findet am 20. Juni 2024 um 14:15 Uhr in der
reformierten Kirche, Untere Heslibachstrasse 2, in Küsnacht statt.
Die Beisetzung findet im engsten Familienkreis statt.

Traueradresse:
Familie Blum
Bollerrain 2
8132 Hinteregg

BESTATTUNGEN UND BEISETZUNGEN

Stadt Zürich
Bevölkerungsamt
Stadthaus, Stadthausquai 17, 8001 Zürich
Telefon 044 412 40 00
www.stadt-zuerich.ch/bestattungsamt

Bestattungen und Beisetzungen vom Montag, dem 10. Juni 2024

Giroud geb. Walther, Marita Elli, Jg. 1938, von Grandevent VD, verwitwet, 8047 Zürich, Flurstrasse 130. – 13.30 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Albisrieden.

Krienbühl geb. Strube, Elise, Jg. 1938, von Zürich und Schwyz SZ, verwitwet von Krienbühl-Strube, Karl Josef, 8051 Zürich, Glatzstegweg 7. – 14.15 Uhr Trauerfeier in der ref. Kirche Schwamendingen.

Künzle geb. Müller, Maria Josefa, Jg. 1945, von Gossau SG, Gattin des Künzle-Müller, Werner Anton, 8038 Zürich, Dangelstrasse 20. – 13.30 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Manegg, um 14.30 Uhr Abdankung in der röm.-kath. Kirche St. Franziskus.

Levoni geb. Schneiter, Annemarie, Jg. 1944, von Luzern, 8053 Zürich, Kienastewiesweg 2. – 15.00 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Üetliberg.

Lüthi, Peter, Jg. 1940, von Zürich, Lützelflüh BE, 8050 Zürich, Ohmstrasse 24. – 10.30 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Nordheim.

Macher geb. Padrun, Monika, Jg. 1951, von Zürich und Sagogn GR, 8053 Zürich, Kienastewiesweg 2. – 13.30 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Witikon.

Bestattungen und Beisetzungen vom Dienstag, dem 11. Juni 2024

Beuter, Karl, Jg. 1931, von Zürich und Herisau AR, verwitwet von Beuter geb. Schneider, Anna, 8055 Zürich, Burstwiesenstrasse 20. – 13.30 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Sihlfeld D, Platz der Gemeinschaft.

Strässler, Robert, Jg. 1949, von Hüntwangen ZH, 8057 Zürich, Künzlistrasse 15a. – 10.30 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Witikon.

Der stille Grund

Der Mondschein verwirret
Die Täler weit und breit,
Die Bächlein, wie verirret,
Gehen durch die Einsamkeit.

Da drüben sah ich stehen
Den Wald auf steiler Höh,
Die finstern Tannen sehen
In einen tiefen See.

Ein Kahn wohl sah ich ragen,
Doch niemand, der es lenkt,
Das Ruder war zerschlagen,
Das Schiffein halb versenkt.

Eine Nixe auf dem Steine
Flocht dort ihr goldnes Haar,
Sie meint', sie wär alleine,
Und sang so wunderbar.

Sie sang und sang, in den Bäumen
Und Quellen rauscht' es sacht
Und flüsterte wie in Träumen
Die mondbeglänzte Nacht.

Ich aber stand erschrocken,
Denn über Wald und Kluft
Klangen die Morgenglocken
Schon ferne durch die Luft.

Und hätt ich nicht vernommen
Den Klang zu guter Stund:
Wär nimmer mehr gekommen
Aus diesem stillen Grund.

Joseph von Eichendorff

NZZ | PRO Global

Unser Blick voraus auf Weltwirtschaft und Geopolitik.

Lernen Sie uns kennen unter nzz.ch/pro-global

NZZ



Die «NZZ am Sonntag» gibt es am Kiosk oder bequem im Abonnement. Jetzt bestellen: abo.nzz.ch oder leserservice@nzz.ch oder Telefon 044 258 10 00

Morgen in der «NZZ am Sonntag»

Wieso macht uns Fussball so glücklich?

Wenn nächste Woche die Fussball-EM startet, schauen Millionen von Menschen stundenlang 22 Männern zu, die nur selten ein Tor schiessen – und werden emotional wie nie. Lesen Sie am Sonntag, was dies mit Politik zu tun hat, und vieles mehr zur Euro 2024.

Ein Bauprojekt, vierzig Einsprachen

Die Flut der Rekurse gegen neue Wohnungen und Geschäftshäuser erreicht Rekordhöhen. Wie ein Unternehmer seit fast zehn Jahren um sein Einkaufszentrum kämpft – jetzt will die Politik reagieren.

Lücken im Universum

Aus dem Urknall sind alle Sterne und Galaxien entstanden: Wir stellen uns die Entwicklung des Weltalls relativ simpel vor. Doch ist das Bild zu einfach, um wahr zu sein? Neue Teleskope sollen Antwort geben.

Ist die Mutter die Mörderin?

Ein Mädchen wird erschlagen im Wald aufgefunden. Am nächsten Tag verhaftet die Polizei die Mutter. Es gibt einen Zeugen: einen 12-jährigen Buben. Doch die Mutter streitet alles ab. Szenen eines Prozesses.

Die Temperatur steigt langsam

Im Testspiel gegen Österreich wollen die Schweizer Fussballer den EM-Ernstfall simulieren

STEPHAN RAMMING

Murat Yakin braucht eine Weile, um am Tag vor dem letzten EM-Testspiel gegen Österreich richtig wach zu werden. «Da hätte ich nichts dagegen», sagt er zu Beginn. Der Medienchef hielt Ausschau nach einem Journalisten, der eine Frage stellen möchte, und bemerkte launig, dass die Veranstaltung wohl als kürzeste Pressekonferenz in die Geschichte der Schweizer Nationalmannschaft eingehen werde. So weit kommt es dann nicht, die Müdigkeit wird zur Lockerheit, und zwanzig Minuten später kann Yakin fast nicht mehr an sich halten vor lauter Lachen, weil ihm eine besonders absurde Frage gestellt worden ist.

Das Publikum bekommt den ganzen Yakin vorgeführt. Es gibt den maulfaulen Trainer, der einen lästigen Pflichttermin wahrnimmt und das auch nicht gross verbergen mag. Und es gibt da auch den sympathischen Kumpel-Typ, der es zwischendurch gerne mal lustig und Freude an einem lockeren Spruch hat. Man muss ja auch auf den Bauch hören. Ob er Mahlzeiten auslasse, damit das Team an der EM richtig siegeshungrig sei, lautete die Frage. Manchmal hilft auch im Leben als Nationaltrainer nur noch Lachen.

Jashari bekommt letzten Platz

Zwischen dem müden Anfang und dem lustigen Schluss gab Yakin aber durchaus den einen oder anderen Einblick in seine Gedanken, die ihn umtreiben vor dem letzten Aufwärmen für das Turnier. Klar wurde, dass Denis Zakaria weiter um eine Rückkehr ins Training kämpft und Breel Embolo am Montag mitreisen wird ins EM-Quartier in Stuttgart Vaihingen. Im Abschlusstraining stand Embolo auf dem Feld. Danach gab Yakin bekannt, dass nicht der Stürmer Andi Zekiri den letzten der 26 Plätze im Kader bekommt, sondern der Mittelfeldspieler Ardon Jashari. Es sieht also so aus, dass Yakin eher mit einem Back-up für den rekonsolidierten Zakaria rechnet.

Breel Embolo, mit 63 Länderspielen und 13 Toren der erfahrenste Schweizer Angreifer, ist mit einer Muskelverletzung eingetrückt. Erst Ende April gab der 27-Jährige das Comeback bei



Manchmal hilft ein Lachen: Nationaltrainer Murat Yakin.

GIAN EHREZZELLER / KEYSTONE

Monaco nach einer wegen eines Kreuzbandrisses verpassten Saison. Yakin muss deshalb für den EM-Start ohne die Wucht und Kampfkraft des Stürmers disponieren. Wie das gehen könnte, probierten die Schweizer am Dienstag beim 4:0 gegen Estland aus: mit dem Debütanten Kwadwo Duah, dem Yakin einmal mehr mit lobenden Worten den Rücken stärkte. Oder mit Zeki Amdouni, der sich mit einem Tor Selbstvertrauen geholt hatte. Gegen die Esten noch unpässlich, stünde Noah Okafor als weitere Option bereit.

Ruben Vargas spielt in den Überlegungen Yakins eine wichtige Rolle. Der wirblige Dribbler hat im FC Augsburg eine gute Saison hinter sich und hat weiter dazugelernt, die physischen Nachteile mit flinkem Spiel und Über-

sicht zu Vorteilen zu machen. Steven Zuber dürfte nach dem starken Comeback abermals eine Chance bekommen. Über Xherdan Shaqiri sagte Yakin das, was er immer sagt: ein Spieler, der immer für eine entscheidende Aktion gut sei. Gegen Österreich werde Shaqiri zeigen müssen, dass er auch in der Defensive mitarbeitet. Im ersten Test am Dienstag war das nicht nötig.

War Estland ein Gegner fürs EM-Vorglühen, ist Österreich nun eine Mannschaft fürs Aufwärmen. Hat die Mannschaft in Luzern etwas fürs gute Gefühl gemacht, will Yakin gegen die Auswahl des Nachbarn sehen, ob die seit fast zwei Wochen eingeübten Planspiele auch gegen Österreich funktionieren. Es ist davon auszugehen, dass die Mannschaft so beginnen wird, wie es Yakin

auch gegen Ungarn plant. Nicht nur die Leistung, sondern auch das Resultat ist bedeutsam für die Stimmung in der Mannschaft und der Öffentlichkeit in den Tagen vor dem Turnierstart. Es zähle erst gegen Ungarn wirklich, sagte Yakin zwar zuerst an der Medienkonferenz. Kurz danach sagte er gegenüber dem Schweizer Fernsehen, das Resultat gegen Österreich sei durchaus wichtig. Wahrscheinlich gilt auch für Yakin Letzteres. Wie auch immer.

Abschalten beim Segeln

Jedenfalls ist die Vorfreude auf den Moment, wenn es am Samstag in einer Woche gegen Ungarn wirklich zählt, bei Yakin und in der Mannschaft durchaus zu spüren. «Was aussen passiert, kön-

nen wir nicht gut beurteilen», sagt er, «in der Mannschaft aber ist die Freude aufs Turnier riesig.» So sind lauter fröhliche Spieler und Staff-Mitglieder zu sehen auf den Bildern und Filmchen, die der Verband am Donnerstag verbreitete: In Segelbooten auf dem Bodensee hatte die Mannschaft grossen Spass bei einer Plausch-Regatta, obwohl es fast windstill war.

Die Vorfreude ist also da, jetzt muss der Funke nur noch überspringen. In der Ostschweiz ist er bereits so weit gesprungen, dass das Stadion in St. Gallen gegen Österreich ausverkauft ist. Aber es wartet noch viel Arbeit. Das Publikum hat sich unterdessen daran gewöhnt, dass die Schweizer Fussballer an einer Endrunde teilnehmen. Ausser 2012 waren sie seit 2004 an jedem Finalturnier dabei. Die Teilnahme ist, ganz anders als beispielsweise im begeisterten Österreich, so etwas wie die Vorbe-

War Estland ein Gegner fürs EM-Vorglühen, ist Österreich nun eine Mannschaft fürs Aufwärmen.

Siegen lernen nach Schweizer Vorbild

Der ÖFB-Teamchef Ralf Rangnick will den österreichischen Fussball neu positionieren

WERNER PIETSCH, KLAGENFURT

Die Geschichten ähneln sich: Der Zürcher Marcel Koller hatte sich im Herbst 2015 mit dem Nationalteam von Österreich gerade eindrücklich für die Euro 2016 qualifiziert, als Gerüchte über attraktive Alternativangebote für den Erfolgstrainer aufkamen. Ganz Fussball-Österreich wirkte auf Koller ein, der schliesslich mit einem aufgebesserten Vertrag zum Verbleib bewegt werden konnte. Und nun war Ralf Rangnick nach der erfolgreich abgeschlossenen Euro-Kampagne mit dem Team des Österreichischen Fussball-Bundes (ÖFB) wochenlang Kandidat im heiteren Trainer-Raten beim FC Bayern.

Sein Bauchgefühl habe ihm geraten, den Bayern abzusagen, bekannte Rangnick in einem ORF-Gespräch. Unter der vorübergehenden Doppelbelastung – die Europameisterschaft mit Österreich und die Saisonvorbereitung für den FC Bayern – hätte ein Projekt gelitten, so der zum Perfektionismus neigende Coach. Die Freiheitsgrade im Österreichischen Verband waren dem Schwaben wohl mehr wert als ein vielfach höher dotierter Vertrag aus der Säbener Strasse.

Blickt man auf die Karriere des «Fussball-Professors» aus Backnang bei Stuttgart zurück, so wurden alle Arbeit-

geber, die ihm weitreichende Kompetenzen einräumten, mit Erfolg belohnt.

Das Team neu aufgestellt

Eine Verkettung günstiger Umstände führte vor zwei Jahren zum Engagement von Ralf Rangnick. Ausgerechnet der aktuelle Bayern-Sportdirektor Christoph Freund gab dem ÖFB den Tipp, dass sein ehemaliger Mentor aus dem Red-Bull-Universum Interesse hätte, mit dem österreichischen Team bei der EM in Deutschland seine Art von modernem Fussball zu präsentieren. Ob die Entscheidung im DFB gegen Rangnick als Deutscher Teamchef Zusatzmotivation war, ist nicht belegt.

Innert weniger Wochen gelang es dem 65-Jährigen, das zuvor notorisch erfolglose ÖFB-Team neu aufzustellen. Gleich im ersten Spiel siegte es gegen Kroatien in Osijek mit 3:0, Frankreich wurde in Wien ein 1:1 abgerungen. Aggressives Spiel gegen den Ball und schnelles Umschalten führten zu Erfolgserlebnissen und neuem Selbstvertrauen. Die Handschrift des Trainers war auch am vergangenen Dienstagabend im Wiener Prater gegen Serbien sichtbar, wenn auch nicht über die gesamte Spieldauer.

Er habe aus dem 2:1 gegen den physisch und spielerisch starken Gegner



Ralf Rangnick
Österreichischer Fussball-Nationalcoach

viele Erkenntnisse gewonnen, sagte Rangnick nach dem Match. Die ersten 30 Minuten seien ganz nach seinen Vorstellungen gewesen, besser könne man nicht in ein Spiel starten. Im letzten EM-Test gegen die Schweiz am Samstag in St. Gallen wird es kaum noch Experimente geben. Marcel Sabitzer wird zwar geschont, Heinz Lindner, der Goalie mit GC-, Basel- und Sitten-Vergangenheit, soll aber im Tor stehen.

Impulse von Ralph Krueger

Immerhin konnte das ÖFB-Team die vergangenen sechs Partien in Folge gewinnen. Das Muster der jüngsten Erfolge, darunter gegen Deutschland (2:0) und die Türkei (6:1), ist leicht auszumachen. Als motiviertes Kollektiv mit hoher Präsenz von Beginn an gelingt es immer wieder, den Gegner zu über-

raschen. Nicht zufällig hält Christoph Baumgartner mit seinem Blitztreffer nach 6,3 Sekunden gegen die Slowakei den Weltrekord für das schnellste Tor in einem Länderspiel.

Die Devise lautet, mit kalkuliertem Risiko mutig nach vorne zu spielen, den Gegner unter Druck zu setzen und Überraschungsmomente zu nutzen. Diese hohe Intensität ist naturgemäss nicht über 90 Minuten zu halten, gegen Serbien führte das in der zweiten Spielhälfte zu einem Abnutzungskampf mit klaren Vorteilen für das Team vom Balkan.

Alaba mit Sonderrolle

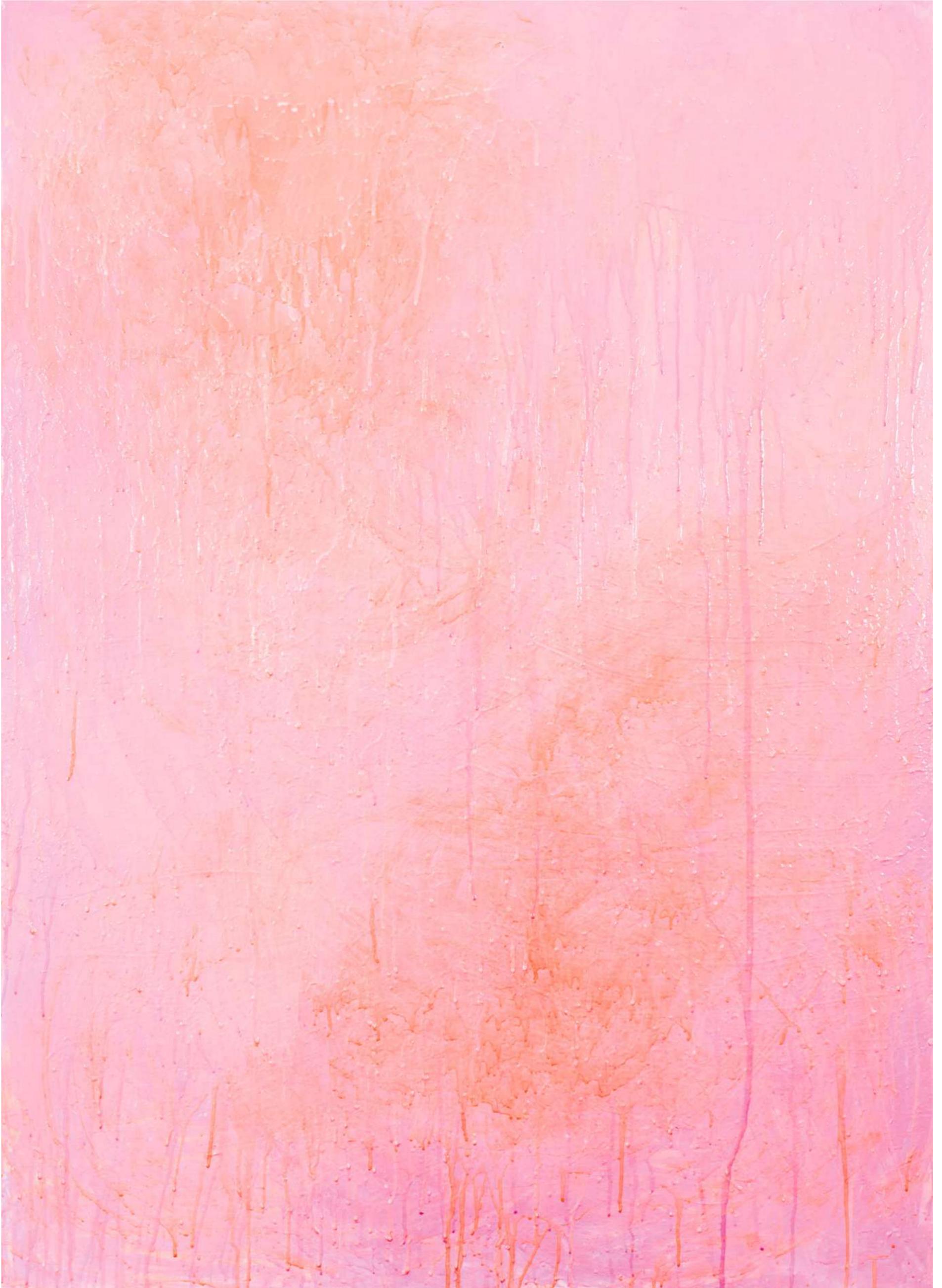
Neben hoher Dynamik legen Rangnick und sein Stab grossen Wert auf den Teamgeist. Dabei setzt man bewusst auf Impulse von aussen. So wurden Ralph Krueger, der langjährige Coach des Schweizer Eishockey-Teams, oder der deutsche Kampfsportler Marc Gassert in die Teamcamps eingeladen. Auch die Kraft der Symbole setzt Rangnick bewusst ein: Jeder Spieler bekam von ihm einen Karabinerhaken als Schlüsselbund. Dieser soll mehrmals täglich an die persönliche Verbundenheit mit dem Team erinnern.

Wurde das Nationalteam in der Vergangenheit oft auf wenige bekannte Namen wie Marko Arnautovic, Marcel

Sabitzer oder David Alaba reduziert, so machen inzwischen die Dichte und Tiefe des Kaders die Qualität des ÖFB-Teams aus. Langzeitverletzte wie Angreifer Sasa Kalajdzic, Mittelfeldmotor Xaver Schlager und Captain Alaba müssen ersetzt werden. Letzterer wird das Team aber in einer Sonderrolle als Teil des Betreuerstabs während der Euro unterstützen.

Ralf Rangnick hat den Ehrgeiz, den ÖFB nachhaltig erfolgreich zu machen. Abseits vom Tagesgeschäft als Teamcoach beschäftigt er sich mit vielen Themen, die nicht in seiner Aufgabenbeschreibung stehen. Und greift dabei tief in die Verbandsstrukturen ein. Mit Leidenschaft und Akribie entwirft er Nachwuchskonzepte, verhandelt mit Kanzler und Vizekanzler den Neubau eines Nationalstadions, kümmert sich aber auch um die richtige Rasenhöhe in einer Spielstätte.

Der im Umbruch befindliche ÖFB ist dankbar für das Engagement des Visionärs und Strategen Rangnick: «Warum soll Österreich im europäischen Fussball zukünftig nicht eine ähnlich erfolgreiche Rolle wie Kroatien, Belgien oder die Schweiz spielen?», fragte der Trainer öffentlich und ermuntert die Österreicher, sich mehr zuzutrauen. So wie es Länder mit ähnlichen Voraussetzungen seit vielen Jahren erfolgreich vorleben.



Sexual Power (Viagra Painting, Falling), 2020, Acrylic on Aluminium, 150 x 105 cm

Hoch in der Luft, stabil am Boden

Nach Rückschlägen ist die Stabhochspringerin Angelica Moser an den EM eine Medaillenanwärterin – auch dank dem neuen Trainer

CHRISTOF KRAPP, MAGGLINGEN

Angelica Moser und ihr Trainer Adrian Rothenbühler pflegen einen liebevoll ausgetragenen Disput. An der Stabhochsprunganlage in Magglingen hängt anstelle einer Latte ein elastisches Seil. Moser ist der Meinung, dass dieses um 20 Zentimeter durchhängt, das Hindernis also 4,75 Meter hoch ist. Rothenbühler findet, es seien höchstens 10 oder 15 Zentimeter, die Höhe also über 4,80. In einem Wettkampf ist Moser noch nie höher als 4,75 Meter gesprungen. Das führt zur zweiten Diskussion zwischen den beiden. Rothenbühler stellt im Training manchmal Höhen ein, die für Moser scheinbar ausser Reichweite liegen. Die 26-jährige Zürcherin sagt dann: «Ich will auch einmal darüber kommen.» Rothenbühler antwortet: «Dann mach es.»

Rothenbühler ist einer der prominentesten Trainer der Schweizer Leichtathletik, wurde bekannt als Förderer von Mujinga und später Ditaji Kamundji, diese Zusammenarbeit endete 2022. Bespricht Rothenbühler mit einer Athletin die nächsten Ziele, zeichnet er vier Quadrate. Diese stehen für «Technik», «Athletik», «Mentales» und «Umfeld». Unter den einzelnen Punkten stehen Sachen, die in den jeweiligen Themenbereichen verbessert werden müssen, um Erfolg zu haben. Bei Moser fanden die beiden beim Mentalen und im Umfeld viele Baustellen. Rothenbühler sagt: «Ich habe eine destabilisierte Athletin angetroffen.» Das war im Frühjahr 2023.

2021 kommt es zum Stillstand

Heute, in der Woche vor den Europameisterschaften in Rom, spricht Rothenbühler anders. Anfang Mai hat Moser in Marrakesch zum ersten Mal an einem Diamond-League-Meeting gewonnen, eine Woche später triumphierte sie an einem Wettkampf in Nancy. Rothenbühler sagt: «So wie es jetzt läuft, müssen wir über eine EM-Medaille reden.» Und Moser sagt: «Das Ziel ist, meine persönliche Bestleistung zu verbessern, dann ist in Rom ein Podestplatz möglich.» Nach Rom führen bekanntermassen viele Wege; Mosers Weg war beschwerlich.

Der in Paris zu Ende gehende Olympia-Zyklus dauerte zwar wegen der Verschiebung der Spiele in Tokio nur drei Jahre. Doch Moser hat in dieser Zeit



Angelica Moser ist in diesem Jahr bis jetzt die Nummer 3 Europas.

MICHAEL BUHOLZER / KEYSTONE

mehr erlebt als andere in einer ganzen Karriere. Am Anfang war Stillstand. Zwar wurde sie im Winter 2021 Europameisterin in der Halle, doch im Sommer darauf verpasste sie an den Olympischen Spielen in Tokio den Final. Die Enttäuschung war gross. Eine Woche nach der Rückkehr aus Japan passierte Moser das, wovor sich Stabhochspringerinnen am meisten fürchten. Im Training brach der Stab, sie knallte mit dem Rücken voran in die Einstichbox.

Die Diagnose: ein kleiner Pneumothorax – eingedrungene Luft zwischen innerem und äusserem Lungenfell –, Muskelfaserrisse, Bluterguss am Rücken. Im Spital fragte Moser die Ärztinnen, wann sie wieder springen dürfe. Sie sagten: «Sei froh, dass du noch laufen kannst.» Die Österreicherin Kira Grünberg verunfallte 2015 im Training auf ähnliche Weise wie Moser. Sie sitzt seitdem im Rollstuhl. Moser konnte nach

dem Unfall den linken Arm nicht bewegen. Spazieren gehen durfte sie nur in Begleitung, der Kreislauf war geschwächt. Während der Physiotherapie wurde sie ohnmächtig, musste mit dem Krankenwagen ins Spital eingeliefert werden. Sie sagt: «Es war mental schwierig. Ich hatte keine Lust, irgendetwas zu machen.»

Freude am ersten Liegestütz

Das wurde erst besser, als sie wieder Sport treiben durfte. Im Training freute sich Moser an jeder Übung, die funktionierte, zum Beispiel, als sie zum ersten Mal einen Liegestütz schaffte. Sie sagt: «Ich habe gemerkt, dass nichts selbstverständlich ist. Ich habe keine Sekunde daran gedacht, den Bettel hinzuschmeissen.» Moser kämpfte sich zurück an die Wettkämpfe, sagt, es fühle sich heute an, als liege der Unfall schon viel länger zu-

rück. «Es ist so viel passiert seither», sagt sie. Damit meint sie wiederkehrende Verletzungen, Trainerwechsel, eine ungewisse Zukunft. Davor arbeitete sie während eines Jahres mit der Schweizer Rekordhalterin Nicole Büchler zusammen, doch diese konnte aus familiären Gründen nicht mehr an internationale Wettkämpfe reisen. Moser fehlte plötzlich die Cheftrainerin, die engste Bezugsperson einer Spitzensportlerin.

Im Training und an den Wettkämpfen bekam sie Mühe beim Wechsel auf härtere Stäbe, die stärker federn. Moser fühlte sich verunsichert, lief manchmal nach dem Anlauf durch, anstatt abzuspringen. Fehlt im Stabhochsprung die Sicherheit, wird es kompliziert. Bei der Sportart müssen alle Komponenten zusammenpassen: Anlauf, Einstich, Absprung, Flugphase. Fehlt das Selbstvertrauen, bringt das den Ablauf durcheinander.

Die Unsicherheiten und Verletzungen gipfelten in den verkorksten Hallen-EM 2023 in Istanbul. Moser spürte, dass sie etwas ändern musste, und intensivierte die Zusammenarbeit mit Rothenbühler. Dieser war schon länger für Mosers Athletik- und Sprinttraining zuständig, seit dem Frühjahr 2023 ist er hauptverantwortlich. Es habe sich nach und nach herauskristallisiert, dass Rothenbühler die ideale Lösung sei, auch wenn er nicht aus dem Stabhochsprung komme, sagt Moser. Rothenbühler war selbst Mehrkämpfer und sagt, Stabhochsprung sei immer seine Lieblingsdisziplin gewesen, «auch wenn ich nicht sonderlich begabt war». Moser sagt: «Am Anfang fragten mich die Gelehrerinnen, wer mein Trainer ist.»

Rothenbühler spürte rasch, wie verunsichert seine Athletin war, liess sie mentale Aspekte mit Fachleuten aufarbeiten. Er sagt: «Ich habe ihr gesagt, dass ich sie schon stärker und schneller machen könne. Wenn der mentale Unterbau fehlt, bringt das alles aber nichts.» Das Duo fokussierte sich sportlich stärker auf die Grundlagen. «Wir drehten nicht mehr an jedem Schraubchen», sagt Moser. Das trug dazu bei, das Mentale und das Umfeld zu stabilisieren. Rothenbühler sagt, bei der letzten Besprechung seien in diesen Bereichen fast keine offenen Punkte mehr gestanden.

Nervöser als vor dem Final

Auch Moser sagt, die Blockaden von einst seien verschwunden: «Ich springe mit voller Überzeugung.» Die Zusammenarbeit mit Rothenbühler fruchtete im Sommer 2023 erstmals. Moser wurde WM-Fünfte und schaffte die Olympia-Qualifikation. Vor der TV-Kamera brach sie in Tränen aus, so gross war die Befreiung. Kurz vor den EM in Rom wirkt sie locker. Während der letzten Trainingstage in Magglingen scherzt Moser manchmal mit ihrem Trainer und den Eishockeyspielern, die gerade im militärischen Wiederholungskurs sind.

Diesen Samstag findet in Rom die Qualifikation der Stabhochspringerinnen statt. Moser ist nervös, nervöser als vor einem möglichen Final. Sie sagt: «Angst habe ich keine, die hatte ich vor grossen Wettkämpfen noch nie.» Rothenbühler meint, die Nervosität sei bei Moser ein gutes Zeichen. «An einem goldenen Tag gibt es für sie kaum eine Grenze.»

Eine Hilfeleistung gefährdet die Vendée-Globe-Teilnahme

Der Schweizer Segler Oliver Heer ruft nach einer Notsituation seinen Mentalcoach an – nun läuft eine Untersuchung gegen ihn

WALTER RÜEGSEGGER

Kann ein Telefongespräch, das ein Skipper nach vielen Stunden Überlebenskampf mitten im Atlantik mit seinem Mentalcoach geführt hat, sanktioniert werden? Sind die strengen Auflagen des bekanntesten und grössten Offshore-Wettbewerbs im Zeitalter der modernen Kommunikation noch zeitgemäss? Diese Fragen dürften fünf Monate vor dem Start der Vendée Globe für Diskussionsstoff sorgen.

Das Solo-Rennen nonstop um die Welt lebt nicht nur vom Mythos als härteste Segel-Regatta, sondern auch von der Philosophie, dass jede Leistungshilfe für das Boot oder für den Skipper untersagt ist. Dieses Reglement wird auch in den Qualifikationsrennen angewendet. Die wichtigsten dieser Regatten sind zwei Atlantiküberquerungen: von Lorient nach New York und zurück. Die erste Transat fand im Mai statt, die zweite zurück nach Frankreich ist im Gange.

Neben Justine Mettraux und Alan Roura (nur auf dem Hinweg) ist auch der Schweizer Oliver Heer dabei. Seine Qualifikation für die Vendée Globe ist noch nicht sicher; er braucht die Meilen der beiden Transatlantik-Rennen. Auf dem Weg nach New York schien sein Vorhaben zu scheitern: Wegen der Folgen eines plötzlichen Defekts des automatischen Piloten

mitten in der Nacht kenterte sein Boot. Wasser drang ein, die gesamte Elektrik stieg aus, Heer wurde herumgeschleudert und erlitt leichte Verletzungen.

«Ich habe einen Albtraum erlebt. Es war ein Gemetzel. Das Schlimmste war, dass ich nach zehn Sekunden einen kompletten Blackout im Schiff hatte, keinen Strom, nichts. Um drei Uhr morgens bei 40 Knoten ist das keine sehr angenehme Situation.» Nach stundenlangen Reparaturarbeiten gelang es Heer, mithilfe der Solarzellen Strom zu erzeugen. Anschliessend musste der 36-Jährige seine Rennjacht während sechs Tagen von Hand steuern.

Am absoluten Tiefpunkt

In New York sprach der St. Galler auch über seine mentale Verfassung während seiner mehrtägigen Notlage. Normalerweise sei er belastbar, kreativ und positiv. Doch in dieser Situation sei er an einem absoluten Tiefpunkt angelangt. «Zum ersten Mal auf einem Segelboot wusste ich nicht, was ich tun sollte oder wie ich es tun sollte.» Ein oder zwei Tage lang habe er sich in diesem Tief befunden, er sei überwältigt gewesen. Dann habe er mit seinem Mentalcoach telefoniert. Der habe ihm klar gesagt, er müsse diese Situation akzeptieren, sonst verschwende



Oliver Heer
Schweizer
Hochseesegler

er seine geistige Energie, die er brauche. Daraufhin habe Heer an die Bordwand geschrieben: «Nimm diesen Sch... an!»

Seine Schilderungen waren im Pressedienst des Veranstalters nachzulesen. Heer hat also freimütig über die Hilfe seines Mentalcoachs berichtet. Offenbar war dem Skipper, der als erster Deutscher an der Vendée Globe teilnehmen will, nicht klar, dass er gegen die Segelanweisung Artikel 21.2. der Transat verstossen hat: «Alle Leistungshilfen für das Boot oder den Skipper, die von einer Quelle ausserhalb des Skippers und des Bootes stammen, sind verboten, mit Ausnahme entweder von Situationen, die ausschliesslich mit der Sicherheit des Skippers zusammenhängen, oder von nachgewiesenen Kollisionsrisiken und/oder Risiken von Materialbruch, die das Leben des Skippers gefährden können.»

Heer, der stundenlang ums Überleben kämpfte, hat in seiner Notlage also

den Rat seines Mentalcoachs gesucht. Das dürfte im Rahmen der Vendée Globe ein Novum sein. Das Reglement schreibt vor, dass eine medizinische Betreuung nur durch den Rennarzt oder aber den Vertrauensarzt des Skippers erfolgen darf, dessen Namen er vorher der Rennleitung mitteilen muss. Allerdings kann in diesem Fall zu Recht die Frage gestellt werden, ob in einer solchen Situation der Rat einer Vertrauensperson nicht auch eine lebensrettende Massnahme bilden kann. Heers Rennteam, das von seiner Frau geleitet wird, will sich momentan nicht zum Fall äussern, ebenso wenig sein Mentalcoach.

Klareres Regelwerk gefordert

Das Thema Leistungshilfe führt in der Vendée Globe seit vielen Jahren zu Diskussionen. Es geht dabei vor allem um verbotene Hilfeleistungen auf der Kommunikationsebene. Vor drei Monaten sorgte der Fall Crémer für Schlagzeilen. Der französischen Seglerin wurde vorgeworfen, während der letzten Vendée Globe Wetterdaten von ihrem Mann erhalten zu haben. Das Ehepaar wurde mit der Begründung freigesprochen, die Seglerin hätte keinen Vorteil aus den Informationen ziehen können. Im Rahmen der Affäre wurden die Skip-

per zum Thema Hilfeleistung befragt. Eine der Hauptforderung: ein klareres Regelwerk.

Ein Skipper oder eine Skipperin, ein 60-Fuss-Einrumpfboot, eine Weltumrundung, keine Zwischenstopps und keine Hilfeleistungen. Mit diesem kompromisslosen Konzept wurde 1989 die Vendée Globe ins Leben gerufen. In der Geschichte der alle vier Jahre stattfindenden Regatta hat die Rennleitung diese Grundlagen meistens rigoros durchgesetzt. Das musste auch der Schweizer Hochseesegler Bernard Stamm erfahren. 2013 wurde der Waadtländer disqualifiziert, weil ihm zwei Matrosen eines russischen Forschungsschiffes gegen seinen ausdrücklichen Willen beim Ankermanöver für einen Reparaturstopp in einer neuseeländischen Bucht geholfen hatten. Obschon der Vorfall unbeobachtet blieb, meldete der Segler die Aktion, Stamm wurde vom Rennen ausgeschlossen.

Heer drohen gemäss einem französischen Pressebericht nun leichte bis schwere Strafen. Letztere wäre die Disqualifikation von der ersten Transat, was bedeuten würde, dass Heer die notwendigen Meilen für die Vendée Globe fehlen würden. Gegenwärtig liegt der Segler auf der New York Vendée zurück nach Frankreich auf Platz 27.

Eine Welt aus Zuckerwatte

Eine Vorstellung des Schweizer Nationalzirkus Knie ist eine sehr süsse Sache

LEONIE C. WAGNER

Vor dem Zirkuszelt mischt sich der derbe Geruch von Heu mit dem süsslichen Duft von Popcorn. Ein passender Vorbote für einen Abend voller Glitzer und Konfetti, voller Arm- und Bauchmuskeln, die der Schwerkraft trotzen. Ein Abend irgendwo zwischen High-School-Musical, Variété und Schweizer Chilbi. Der Zirkus Knie hat für seine 105. Saison geladen. Er tourt durch die Schweiz, macht halt an 23 Orten. Erst Zürich, dann Basel, und im Spätsommer die Südwestschweiz. Es ist das zweite Jahr nach dem schweren Corona-Jahr 2022, der schlechtesten Spielzeit der Unternehmensgeschichte.

An diesem Abend Anfang Juni ist das Zelt fast ausverkauft, das Publikum gemischt, Tendenz sechzig plus. Ein paar wenige Jacketts, einige Lederjacken, vereinzelt Kinderschuhe. Schon im quietschroten Eingangsbereich ist spürbar: Hier beginnt eine andere Welt. Kinder tragen riesige Lollis vor sich her, ihre Zucker-Augen sind hypnotisiert. Es gibt Popcorn, Eiscrème, Gummibärchen, gebrannte Mandeln und Prosecco für die Erwachsenen. Mitten auf den scheppernden Metallstufen, die in die Manege hinabführen, bleibt eine Frau stehen, probiert von ihrer Zuckerwatte und verzieht das Gesicht.

Zu süss, das Ganze? Diese Frage stellt man sich an diesem Abend immer wieder. Im Zelt werden die Zuschauer von dampfigem rot-blauem Licht empfangen, sie reiben sich die Augen. Als jeder seinen Platz gefunden hat, sagt eine Stimme aus dem Off: «Lassen Sie sich verzaubern!» Und plötzlich wird das Getuschel und Geraschel von einem deftigen Bass verschluckt. Es «wummst». Eine Truppe Tänzer – bauchfrei, in Röckchen und Turnschuhen – zieht ein und verkündet «The Power of Love», die Kraft der Liebe. Sie schmeissen die Beine in die Höhe und singen mit gespitzten roten Lippen: «Set yourself free in the Circus Knie.»

«Hazawazawahaza»

Die Familie Knie tischt ordentlich auf. Seit der Zirkus 2015 die letzten Wildtiere aus dem Repertoire genommen hat, müssen die Artisten die Show allein stemmen. Aber dieses Jahr scheint man nicht allein auf das Ensemble zu vertrauen, sondern fährt üppig Technik auf. Um die Showeinlagen hat der Zirkus ein Multimedia-



Höhepunkt der Vorstellung ist die Pferdeshow der Knie-Kinder, der einzige Auftritt mit Tieren.

MICHEL CANONICA / TBM

Universum arrangiert. Neben Lichtshow und feuerspeiender Bühne gibt es eine durchsichtige Leinwand, auf die Feuerwerke, Vögel, Federn und Stadtlandschaften projiziert werden. Es dampft, dröhnt, flirrt. Géraldine Knie, die den Zirkus in siebter Generation leitet, sagt: «Man muss mit der Zeit gehen.»

Dabei zeigen die Artisten, dass sie bestens ohne Schnickschnack auskämen. Den meisten reicht Stange, Seil oder eine Handvoll Kugeln, damit tiefes Rausen und Staunen durch das Zelt zieht. Im blauen Glitzerbody tänzelt Victor Moiseev, Meister der horizontalen Jonglage, in die Manege. Erst eine, dann zwei, dann drei und plötzlich neun (oder waren es zwölf?) rot leuchtende Kugeln fliegen wie kleine Feuerbälle durch die Luft. Mit schier übermenschlichem Geschick lässt der Jongleur sie durch die Manege fliegen.

Der grösste Meister der Sparsamkeit ist Great Coperlin, Clown und Magier aus Las Vegas. Er verzichtet auf Technik und

setzt voll auf Show. Seine Kunst besteht darin, die eigenen Tricks mit unbestechlichem Charme zu demontieren. Coperlin hält ein rotes Tuch in die Höhe, dann ein schwarzes. Beide steckt er in einen Samtbeutel. Während er magisch die Hände über dem Beutel kreisen lässt, sagt er «Hazawazawahaza» und stellt erfreut fest: Es hat funktioniert! Das rote Tuch ist schwarz geworden, das schwarze rot. Oder so ähnlich. Das Publikum ist quietschvergnügt. «It's all about the show», sagt Coperlin munter, greift in die Hosentasche und lässt eine Handvoll Konfetti in die Luft fliegen. Dem Publikum gefällt das bestens. Es klatscht im Takt, feuert an, singt mit. Ein Abend zwischen Traumreise und Volksfest.

Der Zirkus Knie will mit der Zeit gehen, fährt einen technischen Clou nach dem anderen auf. Aber eigentlich ist das Publikum gar nicht so anspruchsvoll. Es freut sich über ein Tuch, das (vermeintlich) die Farbe wechselt.

Es ist Pause, drei Damen sitzen bei Weisswein im Vorzelt. «Absolut super», so ihre Einschätzung. Aber wie die Suva diese halsbrecherischen Darbietungen erlauben kann, sei ihnen nicht klar. Gekicher. Dann läuten Peter Pfändler und Carlos Amstutz die zweite Hälfte ein. Die beiden Moderatoren sind für die Erwachsenen-Schenkelklopfer mit Schweiz-Färbung zuständig und grasen alle erdenklichen Witze über das Eidgenössische ab. Über den Kleinkrieg zwischen Städten und Regionen («Verstehen Sie den Basler ohne Untertitel?»), die SBB, den Böög, den Schwingerverein.

Ein Teenager scheint sich nicht ganz sicher zu sein, ob der das Ganze lustig oder blöd finden soll. Er ist mit seiner Mutter gekommen, die Prosecco aus einem Plastikglas trinkt. Wenn das Publikum wieder zum rhythmischen Mitklatschen ansetzt, lehnt er sich entweder mit verschränkten Armen zurück oder klatscht so übertrieben, dass seine Mutter ent-

geistert die Augen verdreht. In Sachen Publikum macht der Zirkus einen Spagat. Einerseits will man Kinder, andererseits Eltern bespassen. Wahrscheinlich fallen da Teenager einfach aus dem Raster. Dabei ist das grosse Technikaufgebot wohl ein Versuch, die Jugendlichen abzuholen, von denen man annimmt, dass sie sich ohne Wumms und Spezialeffekte gar nicht mehr beeindrucken lassen.

Alles ist voller Vergnügen

Und weil der Zirkus eine Geschichte von Dynastien ist, muss auch der Familie Knie die höchste Ehre erwiesen werden. Höhepunkt ist die Pferdeshow der Knie-Kinder. Trotz dem technischen Tamtam ist etwas so geblieben, wie es immer war: Die Familie Knie feiert sich selbst. Ivan, 22 Jahre, reitet wie ein Prinz mit zurückgegeltem schwarzem Haar und Glitzerjäckchen in die Manege. Zwar machen die weissen Pferde an diesem Abend nicht ganz das, was Ivan von ihnen verlangt, aber das ist vor allem sympathisch. Manchmal stehen sie stur herum oder beschnuppeln das Publikum. Auch sie dürfen einmal machen, was sie wollen. Später wird der sechs Jahre alte Maycolino Zwergponys über Attrappen springen lassen, deren zerzauste Mähnen im Galoppwind flattern. Und seine Schwester Chanel, 13, lässt ein paar Pferde rückwärts laufen.

Am Ende der Show stehen die Knie-Nachfahren auf einer Hebebühne und werden zu herzerreissender Geigenmusik in die Höhe gefahren. Ein Springbrunnen schießt Wasser in die Luft, zu den Füßen der Kinder tanzt das gesamte Ensemble. Der Zirkus ist der Ort, an dem masslos übertrieben werden darf. Aber das ist dann doch etwas dick aufgetragen.

Die Effekte überschlagen sich, so laut, so bunt, so zuckersüß. Manchmal entfaltet diese Welt aus Kitsch, Wundern und Absurditäten eine gewaltige Kraft. Liebe, Konfetti, Kunst: Die Welt ist voller Abenteuer und Vergnügen – vergesst das nicht, scheint der Zirkus Knie sagen zu wollen. Dann wieder fühlt es sich an, als würden einem Knallfrösche ins Hirn verpflanzt. Das Publikum aber tobt. Es gibt Standing Ovation. Vielleicht ist das die Logik der Zirkus-Läuterung: Reizüberflutung als Methode. Nach der Vorstellung sagt eine junge Frau zu ihrer Familie: «Das war soooooooooo kitschig», und biegt sich vor Lachen. Aber: Sie lacht.

Der lebenswürdigste Versager der Welt wird neunzig Jahre alt

Donald Duck widerspricht mehr denn je dem Zeitgeist – und ist gerade deshalb so erfolgreich

INES HÄFLIGER

Mickey Mouse ist schlau, Superman ist stark, aber was ist mit Donald Duck? Die Ente mit Matrosenshirt und nacktem Hinterteil wirkt zwischen all den heldenhaften Comicfiguren fehl am Platz. Donald Duck ist cholerisch, rachsüchtig, tollpatschig, er gerät andauernd in missliche Lagen, lernt nie aus Fehlern. Und das ist auch gut so.

In einer Zeit, in der sich alles um Selbstoptimierung dreht, Scheitern als Folge von Willensschwäche gilt, ist Donald Duck eine erfrischende Alternative. Er widerspricht dem Zeitgeist; gerade das macht ihn so erfolgreich. Er zeigt seit neunzig Jahren, dass Versagen zum Leben gehört.

Weder Held noch Bösewicht

Am Sonntag feiert Donald Duck Geburtstag. Er ist nach Mickey Mouse die älteste Zeichentrickfigur des amerikanischen Unterhaltungsriesen Disney. Am 9. Juni 1934 trat er erstmals im Fernsehen auf. Donald Duck blickt auf eine Karriere zurück, von der Hollywoodstars nur träumen können. Er zählt zu den beständigsten und beliebtesten Figuren in der Unterhaltungsindustrie. 2004 hat er einen Stern auf dem Walk of Fame

erhalten; auf jener Strasse in Hollywood, auf der die Berühmtesten verewigt sind. Nur eine Handvoll Zeichentrickfiguren erhielten bislang diese Ehre.

Donald Duck debütierte im Zeichentrickfilm «The Wise Little Hen» – «Die kluge kleine Henne». Schon bei seinem ersten Auftritt im Jahr 1934 drückte er sich vor der Arbeit: Als eine Henne ihn fragte, ob er bei der Feldarbeit helfen könne, krümmte er sich vor Schmerzen. Die Henne pflanzte den Mais ohne ihn an. Nur ihre Küken halfen und beackerten in mühsamer Arbeit das Feld. Donald Duck hat sich seinen Erfolg mit Faulheit verdient. Sobald die Henne den Mais geerntet hatte, waren Donald Ducks Bauchschmerzen verschwunden. Die Henne durchschaute den plumpen Täuschungsversuch und servierte ihm eine Flasche Medizin. Donald erhielt von der Henne seine erste Lektion.

Seit 1934 ist Donald Duck in mehr Filmen aufgetreten als jede andere Disney-Figur. Er ist für Disney zu einem Markenzeichen geworden – und ist ein Marketinginstrument. Er ist eine Attraktion in Disney-Themenparks, sein Kopf prangt auf Tassen, T-Shirts, WC-Brillen.

Donald Duck ist wandlungsfähig. Im Zweiten Weltkrieg wurde er gar für die amerikanische Propaganda instrumentalisiert. Statt gegen die alltäglichen

Tücken des Alltags kämpfte er in den Kurzfilmen dieser Zeit in der Normandie gegen die Nazis und im Pazifik gegen die Japaner. In dieser Zeit wurde die Figur Donald Duck immer facettenreicher. Damals begann ihn der amerikanische Comiczeichner zu zeichnen, verlieh ihm Persönlichkeit, schuf die Geschichten rund um dessen reichen Onkel Dagobert, den Cousin Gustav Gans, Daniel Düsentrub, die fiktive Stadt Entenhausen.

Der Onkel Dagobert Duck ist steinreich, schwimmt wortwörtlich in seinem Geld. Daniel Düsentrub ist ein genialer Erfinder. Gustav Gans vom Glück geküsst. Donald Duck ist nichts von dem. Donald Duck kämpft wie die meisten von uns mit Neid und Eifersucht. Seine Schwächen lassen ihn menschlich und nahbar wirken. Er ist kein Bösewicht, kein Held, kein Vorbild; sondern Identifikationsfigur. Er versagt lebenswürdig.

Donald Duck glaubt stets an das Gute, steht immer wieder auf, ist loyal und hilfsbereit. Er hat ein grosses Herz, besonders für seine Neffen Tick, Trick und Track. Und er stellt sich seinen Ängsten, wächst über sich hinaus: Donald riskiert sein Leben, zum Beispiel um ein Leck in einem Deich zu stopfen und damit die Stadt Entenhausen vor einer Überschwemmung zu be-

wahren. Der Comicautor Barks soll einmal über Donald Duck gesagt haben: «Manchmal ist er ein Schuft, oft ist er ein richtig guter Kerl. Er macht dieselben Fehler wie wir alle. Deshalb wird er von den Leuten so gemocht.»

Bizzarrer Fanklub

Als Barks Donald Duck zu entwickeln begann, liess er autobiografische Elemente in seinen Charakter einfließen. Auch er hatte sich vom Pech verfolgt gefühlt, als ein Opfer der Umstände. Als Barks fünfzehn Jahre alt war, verlor er seine Mutter, dann sein Gehör. Und wie Donald Duck sprang er von Job zu Job: Er war Bauer, Holzfäller, Cowboy, Buchdrucker, Maultiertreiber. Dann wurde er Comiczeichner. Jahrelang zeichnete Barks anonym, 1960 wurde seine Identität von Fans aufgedeckt. Heute gilt er als einer der einflussreichsten Comiczeichner der Geschichte.

Donald Duck hat auf der ganzen Welt eine riesige Fangemeinde. Seine grössten Anhängerinnen und Anhänger nennen sich Donaldisten. Sie verehren die Zeichnungen von Barks als eine «Quelle nie versiegenden Vergnügens», beschäftigen sich leidenschaftlich und humorvoll mit dem Entenhausen-Mikrokosmos. Über 1200 Perso-

nen aus dem deutschsprachigen Raum sind Mitglieder eines skurrilen Vereins, der «Deutschen Organisation nicht-kommerzieller Anhänger des lautereren Donaldismus».

Donaldisten treffen sich in der Schweiz, Deutschland oder Österreich zu Stammtischen, Kostümwettbewerben, Konferenzen. Die meisten Mitglieder sind männlich und Akademiker. Sie diskutieren pseudowissenschaftlich über physikalische Gesetze in Entenhausen. Zu Donalds Geburtstag werden sie Kuchen backen, die von Donald Duck komponierte Hymne «Der rührselige Cowboy» singen, Donald-Pull-over stricken.

Karsten Bracker ist Präsident der deutschen Donaldisten, man nennt ihn auch «Präsident». Bracker kann gut nachvollziehen, dass Donald Duck so populär ist: Donald bewahre seine Würde, aber nehme sich nicht allzu ernst. Bracker sagt: «Donald versucht, irgendwie durchs Leben zu kommen. Es geht ihm nicht darum, zu zeigen, dass er der Grösste ist. Er würde niemals einen Instagram-Filter verwenden. Dafür ist er viel zu ehrlich.»

Donald Duck besitzt eine Charaktereigenschaft, die heute seltener als je zuvor ist: Er hat Mut zum Durchschnittlichen.

Der letzte Kalif

Auf Europas Strassen skandieren Islamisten für ein neues Kalifat. Dabei war Abdülmecid II. ein Kind der Aufklärung. Erst die Muslimbrüder wollten ein anderes Kalifat: antieuropäisch, antikolonialistisch, antisemitisch und antikapitalistisch. Gastkommentar von Rasim Marz



«Meine Absetzung und die Abschaffung des Kalifats ist grundsätzlich ein Sakrileg und nichtig!», erklärte Abdülmecid II. am 11. März 1924 vor Pressevertretern der Agenturen Reuters, Wolff und Havas im schweizerischen Territet. Der letzte Kalif des Islams wurde zuvor mitsamt der Herrscherfamilie Osman aus der Republik Türkei verbannt und sollte für die nächsten sieben Monate im Hôtel des Alpes mit Blick auf den Genfersee und den Dents du Midi residieren. Wo ihn das türkische Parlament in Ankara noch zwei Jahre zuvor durch demokratischen Entscheid zum Kalifen gewählt hatte, stimmte es am 3. März 1924 auf Druck Atatürks für die Abschaffung des Kalifats.

Atatürks Entscheidung, die Republik Türkei aus der islamischen Welt nach Europa zu führen, bildete eine tiefgreifende Zäsur in der Geschichte des Islams. Die Abschaffung des osmanischen Kalifats, die Schliessung islamischer Hochschulen und Lehranstalten, die Zwangspensionierung der islamischen Gelehrten und die Zerschlagung ihrer staatlichen Institution, der «Ilmiye», hinterliessen ein Vakuum, das weder die Al-Azhar-Universität in Kairo noch die Dar al-Ulum im indischen Deoband zu schliessen vermochten. Seither versuchen islamistische Bewegungen wie die Muslimbruderschaft, Hizb ut-Tahrir oder Terrororganisationen wie Hamas, al-Kaida und IS dieses Vakuum zu füllen.

Der Islam verlor, gemäss Samuel Huntington, mit dem Untergang des Osmanischen Reiches seinen Kernstaat, der die Ordnungsfunktion innerhalb des islamischen Kulturkreises ausfüllte. Diese historischen Entwicklungen bildeten nach Huntington einen wichtigen Faktor für das heutige Wiedererstarken des Islams. Auch der türkische Staatschef Recep Tayyip Erdogan strebt seit Jahren wieder eine Führungsrolle der Türkei in der islamischen Welt an.

Ein Reformwerk für alle

Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass eine europäisch ausgebildete und westlich gesinnte High-Society der Istanbuler Hauptstadt ihre religiöse Autorität und Deutungshoheit 1924 an eine neue islamistische Bewegung verlor, die aus der urbanen und ruralen Mittelschicht in den von europäischen Mächten besetzten Mandatsgebieten oder Kolonien emporstieg. Dabei erfüllte Abdülmecid II. durchaus die Erwartungen eines aufgeklärten, westlich gesinnten Geistes, der in der Person Atatürks ein Reformwerk für die gesamte türkische Bevölkerung anstrebte.

1868 als Sohn von Sultan Abdülaziz (Regentschaft 1861 bis 1876) geboren, wendet sich Abdülmecid sehr früh der Malerei zu und studiert Komposition und Musiktheorie. Er wächst weitestgehend von der Aussenwelt abgeschirmt unter der Herrschaft seines autokratischen Cousins Abdülhamid II. (Regentschaft 1876 bis 1909) auf. Das Studium von Fremdsprachen und europäischer Literatur in Ge-

fangenschaft prägt den späteren Kalifen massgeblich. Der Sturz seines Cousins durch die Jungtürken eröffnet dem Prinzen 1909 den Weg in die europäische Künstlerszene. Abdülmecid wird Mäzen und Schirmherr von Künstlervereinigungen. Seine Werke werden in Berlin, London, Paris und Wien ausgestellt. Künstler und Schriftsteller wie Fernand Cormon, Octave Guillonnet, Claude Farrère oder Pierre Loti zählen zu Abdülmecids persönlichen Freunden. Die Jahre unter der absolutistischen Herrschaft wandelten ihn zu einem überzeugten Demokraten.

Auf dem Höhepunkt des türkischen Unabhängigkeitskrieges wählt ihn die Nationalversammlung in Ankara am 20. November 1922 zum Kalifen. Das Amt des «Stellvertreter Gottes auf Erden», das die Osmanen sich 1517 durch die Eroberung der arabischen Welt aneigneten, war das Ergebnis der politischen Krise, die der Tod des Propheten Muhammad (632) auslöste. Nach den ersten vier Kalifen aus Mekka waren drei Dynastien für die islamische

Der Islam verlor, gemäss Samuel Huntington, mit dem Untergang des Osmanischen Reiches seinen Kernstaat, der die Ordnungsfunktion innerhalb des islamischen Kulturkreises ausfüllte.

Geschichte bestimmend: Umayyaden (661–750), Abbasiden (750–1517) und Osmanen (1517–1924).

Atatürk sah im islamischen Kalifat und im Herrscherhaus Osman die letzten Hindernisse, die es für seine Republik zu überwinden galt. Für den Fortschritt einer säkularen Türkei wurde die osmanische Vergangenheit zu einem Ballast, der keinen Nutzen für die Zukunft in sich barg. Das Kalifat der Osmanen erreichte auch eine aussenpolitische Dimension, weckte es bereits während des Ersten Weltkrieges unter den Muslimen in den europäischen Kolonien Afrikas bis nach Südostasien Unruhen. Nichts sollte dem Aufbau einer westlichen Türkei nach europäischem Vorbild im Wege stehen. Atatürk schuf bereits das weltliche Sultanat der Osmanen im November 1922 ab. Zwar gilt er durch den Sieg über die europäischen Besatzungsmächte als unbestrittener Führer des türkischen Widerstandes, seine stetig wachsende Macht und sein autoritärer Kurs veranlassen jedoch prominente Generäle und Gefährten ins oppositionelle Lager zu wechseln.

Die Unterzeichnung des Friedensvertrages in Lausanne am 24. Juli 1923 legt das Fundament eines neuen türkischen Staates, dessen zukünftige Staatsform weiterhin unklar bleibt. Während Atatürk auf die Republik zusteuert, setzen seine engsten Kriegskameraden auf die Fortsetzung einer parlamentarisch-konstitutionellen Monarchie mit dem Kalifen an der Spitze. Atatürk liess bei den Parlamentswahlen im Juni 1923 eigene Kandidaten ins neue Parlament wählen, um die Opposition de facto auszuschalten.

Mit der Ausrufung der Republik am 29. Oktober 1923 beendete er den Zustand eines hybriden Staates und liess sich zu ihrem ersten Staatspräsidenten wählen. Der Versuch der oppositionellen Generäle, Abdülmecid II. als Gegengewicht zu Atatürk an die Spitze des neuen Staates zu setzen, scheiterte. Die Abschaffung des Kalifats am 3. März 1924 und die Verbannung der osmanischen Dynastie aus der Republik sollten jeden Restaurationsversuch verhindern und Atatürks Stellung als Staatspräsidenten zementieren.

Totalitäre Ideologie

Während der letzte osmanische Kalif Abdülmecid II. in Europa versuchte, das Kalifat zu restaurieren, gründete 1928 der Volksschullehrer und geistige «Vater des modernen Islamismus», Hasan al-Banna, die Bewegung der Muslimbruderschaft im britisch dominierten Ägypten. Sein Ziel war die Schaffung eines neuen Kalifats, das sich gänzlich von dem Weltbild der Osmanen unterschied: antieuropäisch, antikolonialistisch, antisemitisch und antikapitalistisch.

Die Muslimbrüder um al-Banna, Sayyid Qutb (1906–1966) und den Grossmufti von Jerusalem, Mohammed Amin al-Husseini, entwickelten mit dem Islamismus eine totalitäre Ideologie, die den religiösen islamischen Raum politisch zu durchdrin-

gen begann. «Dem Islamismus beziehungsweise Salafismus geht es dabei auch um eine Dominanz im Alltags- und Privatleben», konstatiert der Extremismusforscher Armin Pfahl-Traughber, «wozu etwa ein entsprechendes Geschlechterverhältnis oder feststehende Kleidungs Vorschriften gehören. Gerade in dieser Hinsicht ist der beabsichtigte Grad einer Kontrolle des sozialen Miteinanders noch höher als in der politischen Praxis des Nationalsozialismus oder des Stalinismus».

Im Zentrum steht ein exklusiver Erkenntnisanspruch, der theologische Debatten und Diskurse kategorisch ablehnt, manifestiert in einem dogmatischen Absolutheitsanspruch und einem deterministischen Geschichtsbild, das durch die politische Bewegung vorgegeben wird. Die ganzheitliche Steuerung der Gesellschaft soll in eine identitäre Gesellschaftskonzeption führen, die auf einem dualistischen Rigorismus baut, der jede abweichende Interpretation zur Irrlehre erklärt, was zu einer fundamentalen Verwerfung anderer Glaubensrichtungen und Weltanschauungen führt.

Während Frankreich die Idee verfolgte, den frankophilen Sultan von Marokko als neuen Kalifen einzusetzen, um die Kolonien in Nord- und Westafrika näher an Paris zu binden, favorisierte Grossbritannien den haschemitischen König Hussein ibn Ali, um den Nahen Osten und die Muslime in Indien unter Kontrolle zu halten, scheiterten jedoch.

Kalif Abdülmecid II., der aufgrund einer Apagnage des Fürsten von Hyderabad sowohl in Paris als auch in Nizza im Exil ein unbeschwertes Leben führen konnte, blieb über Syed Ameer Ali in London mit dem indischen Widerstand um Gandhi und Muhammad Ali Jinnah in Kontakt und pflegte mit dem Führer des Senussi-Ordens in Paris Verbindung zum italienisch besetzten Libyen. Die Pariser Zentralmoschee wurde zum Zentrum des exilierten Kalifats, an dem jeden Freitag Tausende Muslime mit dem Kalifen das Gebet verrichteten. Die Kriegsniederlage Frankreichs und die Besetzung von Paris durch das nationalsozialistische Deutschland kappten nicht nur die Verbindungen in die islamische Welt, sondern beendeten auch jedes politische Engagement einer Restauration.

1943 verhaftete die Gestapo sieben junge Résistance-Kämpfer im Hause des Kalifen am Rande des Bois de Boulogne. Einige Mitglieder der Dynastie unterhielten enge Verbindungen zur französischen Résistance. Der 75-jährige Abdülmecid erreichte durch persönliches Ersuchen in der deutschen Kommandantur ihre Freilassung auf Ehrenwort. Nur wenige Tage vor der Befreiung der Stadt starb Abdülmecid II. am 23. August 1944 in seinem Anwesen in der Avenue du Maréchal Maunoury. Die Türkei lehnte eine Überführung ab, so dass Abdülmecid II. schliesslich 1954 in Medina seine letzte Ruhestätte fand.

Rasim Marz ist Historiker und Publizist für die Geschichte des Osmanischen Reiches und der modernen Türkei.



Healer Scrolls (Regency), 2023, Pigment print, Kirigami cut paper, Tension, Watercolor, Perspex frame, 42 x 29,7 cm

Fangewalt in Zürich

Der FCZ-Präsident macht es sich zu einfach

ROBIN SCHWARZENBACH

«Ich fühle mich gedemütigt.» – «Ich weiss nicht, was in den Köpfen dieser Menschen vorgeht.»

Ancillo Canepa ist erschüttert. Der Präsident des FC Zürich findet klare Worte für die Untaten gewaltbereiter Anhänger seines Klubs: «Immer wenn etwas passiert, kommen die schlechten Fans irgendwie davon. Wir reden stets von 95 Prozent der Fans, die keine Gewalt wollen. Doch wenn etwas passiert, schützen diese 95 Prozent die Täter.» Und er weiss, was seine Aufgabe ist. Canepa sagt: «Ich bin der Präsident des FC Zürich. Und die Fans sind ein Teil des Klubs. Also bin ich auch verantwortlich, wenn etwas passiert. Zumindest aus moralischer Sicht.»

Das Problem: Diese präsidialen Worte liegen Jahre zurück. Sie stammen aus einem Interview von 2011, kurz nachdem ein Derby zwischen den Grasshoppers und dem FCZ wegen massiver Ausschreitungen hatte abgebrochen werden müssen. Heute wäre ein Appell des Präsidenten nötiger denn je.

Ultras gegen Ultras, das reicht dem radikalen Teil der FCZ-Anhänger nicht mehr. Diese Schläger wollen die Grasshoppers vernichten. Und das bekommen auch gewöhnliche GC-Fans zu spüren. Wer in Zürich mit einem GC-Trikot unterwegs ist, muss damit rechnen, von verummten FCZ-Ultras bespuckt, bedroht, mit Pfefferspray besprüht, verprügelt und

ausgeraubt zu werden. Der Angriff auf einen GC-Supporter bei der Bäckeranlage Ende Mai ist nur einer von vielen Fällen der vergangenen Jahre.

Das Ziel dieser perfiden Strategie: Anhänger des Rekordmeisters sollen derart eingeschüchert werden, dass sie eines Tages gar nicht mehr zum Stadion gehen und ihren ohnehin schon angeschlagenen Klub in existenzielle Nöte bringen. Die Grasshoppers sind, wie jeder Klub im Schweizer Profifussball, auf Zuschauereinnahmen angewiesen. Merchandising ist ebenfalls wichtig. Aber warum sollte man ein GC-Trikot kaufen, wenn man es nicht anziehen kann, ohne Angst zu haben?

GC-Anhänger in Zürich leben gefährlich. Das wissen bereits Buben und Mädchen, die selbst im Turnunterricht darauf verzichten, die Farben ihres Lieblingsklubs zu tragen. Und das weiss auch Ancillo Canepa. Er will nichts mehr wissen von der Verantwortung, die er sich vor Jahren selbst auferlegt hat, zumindest öffentlich nicht. Lieber macht er Täter zum Opfer und umgekehrt.

Als am Züri-Fäscht 2023 ein Stand des polysportiven Gesamtvereins der Grasshoppers am Utoquai von FCZ-Ultras überfallen und demoliert wurde, bezeichnete Canepa den GC-Stand als «Provokation». Als nach Ausschreitungen von FCZ-Fans die Südkurve im Letzigrund im Januar gesperrt wurde, rekurrierte der Präsident dagegen: Man wolle

einen Grundsatzentscheid bewirken, Kollektivstrafen fehle die rechtliche Grundlage. Und als der Gemeinderat im März über den seltsamen Zustand diskutierte, dass beim Letzigrund nach Fussballspielen aus Sicherheitsgründen seit Jahren keine Trams mehr fahren, war für Canepa klar, wie das Problem zu lösen sei: Die VBZ-Chauffeure sollten FCZ-Trikots tragen. Mal sind es die Eltern, die schuld seien, dass sich ihre nicht mehr ganz kleinen Kinder nicht im Griff haben. Mal ist es der Staat, der den FC Zürich für etwas bestraft, wofür der Klub doch gar nichts könne. Mal bezeichnet der FCZ-Präsident die Schläger und Fackelwerfer seines Klubs als «Depen», «Idioten» oder «Psychopathen».

Nur eines sind sie für ihn offenbar nicht mehr: FCZ-Fans, die Polizisten, Tramchauffeure und GC-Supporter angreifen. Die sich verummten, gezielt auf ihre Opfer losgehen und dann wieder verschwinden, bevor die Polizei eingreifen kann: sei es bei der Bäckeranlage, beim Bahnhof Wiedikon, Altstetten oder Oerlikon, auf der Hardbrücke oder an irgendeiner Busstation in einem Wohnquartier der Stadt. Die meisten der Gewalttäter bleiben unbehehlt – auch, weil ihre Opfer vor einer Anzeige zurückschrecken. Diesen Gefallen sollte man ihnen nicht tun.

Im Stadion ist die Situation nicht besser. Dort verschwinden die Schläger und Petardenwerfer immer wieder in der anonymen Masse der Südkurve. So

zum Beispiel bei einer Attacke im Oktober 2021, als mehrere FCZ-Chaoten über die Tartanbahn ranneten, brennende Fackeln in den GC-Sektor warfen und wieder zurückrannten und dabei von Teilen der Südkurve auch noch bejubelt wurden. Danach geschah genau das, was Canepa zehn Jahre zuvor zu Recht kritisiert hatte: Wenn etwas passiert, schützt die grosse Mehrheit der Fans die wenigen Täter.

Heute jedoch mag der FCZ-Präsident diesen Zustand nicht mehr anprangern. Im Gegenteil: Seit Oktober verfügt der Klub mit dem grünen Gemeinderat Luca Maggi über einen Sicherheitschef, der selber aus der Südkurve stammt. Das verstärkt den Eindruck, dass Canepa den mächtigen Kern der FCZ-Anhänger und zahlenden Jahreskartenbesitzer nicht weiter belästigen will mit unangenehmen Fragen zur problematischen Rolle der Südkurve beim Thema Fangewalt. Der FCZ-Präsident versteckt sich hinter dem immergleichen Statement, dass er sich stets klar und deutlich von Gewalt distanziert habe und dass es dazu nichts mehr zu sagen gebe.

Damit macht er es sich zu einfach. Canepa könnte sich ein Beispiel nehmen an Bernhard Heusler, dem früheren Präsidenten des FC Basel. Als FCB-Ultras nach einem Auswärtsspiel auf gegnerische Fans losgingen, stellte sich Heusler beim nächsten Match hin, griff im Stadion zum Mikrofon und sagte zu den eigenen Fans: «Mir wänn' das nid!»

Die Slowakei nach dem Attentat

Robert Fico nutzt die Tat für politische Attacken

MERET BAUMANN, WIEN

Drei Wochen lang herrschte in der Slowakei Unklarheit über den Zustand des Ministerpräsidenten. Unmittelbar nach dem Attentat auf Robert Fico Mitte Mai durchlebte das Land bange Tage: Auch nach zwei Operationen hiess es noch, der Politiker sei nicht ausser Lebensgefahr. Wenn überhaupt eine Rückkehr ins Amt möglich sei, werde dies Monate dauern. Umso überraschender kam vergangene Woche die Meldung, dass Fico aus der Klinik in die Pflege zu Hause entlassen worden sei. Am Mittwoch meldete er sich nun mit einem Facebook-Video zurück, das ihn in erstaunlich guter Verfassung zeigt. Er kündigt darin an, zum Monatswechsel die Arbeit wieder aufnehmen zu wollen. Es sei nach all dem Schmerz ein «kleines Wunder».

Das ist eine hervorragende Nachricht. Die fünf Schüsse aus nächster Nähe waren ein infamer Akt der Brutalität mitten in Europa. Dass Fico dabei nicht getötet wurde, ist tatsächlich dem Glück geschuldet – und der Rettung durch gute Ärzte, deren Arbeit der Regierungschef in seinem Video ebenfalls verdankte. Die inakzeptable Tat war der Höhepunkt einer Serie von politischer Gewalt in der Slowakei, die in den vergangenen Jahren zu zwei Doppelmorden geführt hatte. Sie erschütterte das Land

tief, das nun die hoffentlich auch langfristig erfolgreiche Genesung Ficos mit Erleichterung zur Kenntnis nimmt.

Dennoch löst der Auftritt des Ministerpräsidenten auch Besorgnis aus. Zwar gibt er sich versöhnlich und erklärt, er verzeihe dem Attentäter und empfinde keinen Hass. Gleichzeitig versteigt sich der Linkspopulist in seiner fast 15-minütigen Rede zu einer Tirade wilder Behauptungen, für die es keinerlei Belege gibt. Den Attentäter bezeichnet er als «Aktivist der Opposition», obwohl über formale Verbindungen nichts bekannt ist. Zwar schritt der 71-Jährige nach eigenen Angaben zur Tat, weil er mit der Politik Ficos nicht einverstanden war. Er soll auch an Massenkundgebungen gegen die Regierung teilgenommen haben. Doch alles, was man über ihn weiss, zeigt das eher diffuse ideologische Weltbild eines Frustrierten.

Der Regierungschef widerspricht auch den Aussagen seines eigenen Innenministers, es handle sich beim Täter um einen «einsamen Wolf». Dieser sei vielmehr der willfährige Vollstrecker einer frustrierten Opposition, der von George Soros alimentierten Medien sowie aus dem Ausland finanzierter Nichtregierungsorganisationen. Unterstützt werde dieses Bündnis von der EU und der Nato, die der Slowakei ihre Vorstellungen aufzwingen wollten und ihn, Fico,

kritisierten, weil er etwa in Bezug auf den Krieg in der Ukraine eine andere Haltung einnehme.

Die Worte sind nicht geeignet, zu der seit der Attacke allseits geforderten Mässigung beizutragen. Auch die Opposition trägt eine Verantwortung für die tiefe politische Polarisierung im Land. Einzelne Exponenten verteuflten Fico tatsächlich in überzogener Weise. In Karikaturen oder an Demonstrationen wurde er regelmässig als Krimineller dargestellt. Aber es ist das Regierungslager, das nun die Tat eines möglicherweise verwirrten Einzelgängers zur «Kriegserklärung» emporstilisiert. Dieses liess auch ein vom scheidenden und vom künftigen Staatsoberhaupt angeregtes Treffen aller Parteien platzen.

Die Folge ist nicht nur eine weitere Verschärfung der Rhetorik. Ficos Worte nähren auch Befürchtungen, er könnte das Attentat zum Vorwand nehmen, um den bereits begonnenen illiberalen Umbau des Landes nach dem Vorbild Ungarns zu beschleunigen. Die Korruptionsbekämpfung wurde der Justiz bereits erschwert. Noch vor der Sommerpause soll der öffentlichrechtliche Sender aufgelöst und neu formiert auf Regierungslinie gebracht werden. Auch ein «Agentengesetz» nach russischem und ungarischem Vorbild wurde bereits angekündigt. All das stösst zu Recht auf Widerstand. Die Eskalationsspirale in der Slowakei dreht sich weiter.

Der Linkspopulist versteigt sich in seiner beinahe 15-minütigen Rede zu einer Tirade wilder Behauptungen, für die es keinerlei Belege gibt.

Hofierte Generation Z auf dem Arbeitsmarkt

Den Bogen besser nicht überspannen

DOMINIK FELDGES

Junge Arbeitnehmer haben es gut. Angehörige der Generation Z, die zwischen 1997 und 2012 auf die Welt kamen, können am Arbeitsmarkt zunehmend ihre Vorstellungen durchdrücken. Sie profitieren davon, dass sie eine kleinere Gruppe bilden als die Babyboomer, die altershalber in grosser Zahl aus dem Erwerbsleben ausscheiden. Und wenn immer die Nachfrage das Angebot übersteigt, sitzen jene am längeren Hebel, die etwas zu offerieren haben. Zoomer, wie die Angehörigen der Generation Z auch genannt werden, nutzen ihre vorteilhafte Position geschickt aus.

Wer mit Firmenchefs und Personalverantwortlichen spricht, bekommt zurzeit fast immer dieselben Klagen zu hören: Nicht alle, aber manche junge Bewerber würden masslose Forderungen stellen. Nicht nur, dass viele keine Lust mehr verspürten, stets im Büro zu erscheinen, und grosszügige Regelungen für das Arbeiten im Home-Office sowie für Ferien wünschten. Auch Teilzeit, schon bei der ersten Stelle, sei ein grosses Thema.

In den USA zeigen erste Erhebungen, dass Zoomer sich auch höherer Anfangslöhne erfreuen, als sie damals Angehörigen der Generation der Millennials und erst recht jener der Babyboomer zuge-

standen wurden. Die Millennials, die zwischen 1981 und 1996 geboren wurden, hatten allerdings das Pech, dass sie vielfach ausgerechnet während der Finanzkrise 2008 und in den nachfolgenden Krisen Jahren ihre Ausbildung abschlossen. Wer seinerzeit einen Job suchte, hatte wenig Verhandlungsmacht.

Auch wenn Studien noch kaum vorliegen, berichten mittlerweile auch Schweizer Arbeitgeber anekdotisch, dass sie Nachwuchskräfte nur dann für sich gewinnen könnten, wenn sie ihnen höhere Einstiegsgehälter böten. Einmal eingestellt, kämen die Jungen auch rascher in den Genuss von Lohnerhöhungen. Offenbar lassen sich manche nur so halten.

Solche Schilderungen muten aus Sicht von Arbeitnehmern paradisiatisch an. Dennoch sind auch gesuchte Zoomer gut beraten, mit ihren Forderungen den Bogen nicht zu überspannen. Noch bewegt sich die Arbeitslosenquote in der Schweiz mit 2,3 Prozent zwar auf einem sehr tiefen Niveau und signalisiert Vollbeschäftigung. Doch erwarten manche Patrons, dass es am Arbeitsmarkt bald wieder weniger Nachfrage nach Fachkräften geben könnte.

Gross ist das Unbehagen vor allem in der Industrie, die mit hartnäckig schwachen Absatzmärkten vorab in Europa, aber auch in China kämpft. Angespannt ist die Lage besonders in der Maschinen-

Erhebungen in den USA zeigen, dass sich Zoomer höherer Anfangslöhne erfreuen, als sie Angehörigen der Millennials zugestanden wurden.

bau-, Elektro- und Metallbranche (MEM-Sektor). Der Berner Autozulieferer Feintool, der mit knapp 850 Millionen Franken Umsatz einen der grössten Schweizer Industriekonzerne bildet, gab vorletzte Woche bekannt, an seinem Stammsitz in Lyss jeden dritten Arbeitsplatz streichen zu wollen. Er begründete dies damit, in der Schweiz nicht mehr wettbewerbsfähig produzieren zu können, und erwähnte neben dem starken Franken auch die hiesigen hohen Arbeits- und Energiekosten.

Doch nicht nur im MEM-Sektor haben Betriebe damit begonnen, Arbeitsplätze abzubauen. In der deutlich margenstärkeren Pharmabranche mehrten sich ebenfalls Kündigungen, wie Beispiele bei den Grosskonzernen Novartis, Roche, Pfizer und Takeda zeigen. Der gestiegene Kostendruck zwingt selbst Medikamentenhersteller, ihre Strukturen zu verschlanken. Und im Bankensektor steht bei der UBS im Zuge der Verschmelzung mit der CS der grosse Stellenabbau hierzulande erst noch bevor.

Arbeitnehmer brauchen vor diesem Hintergrund nicht in Panik zu verfallen. Noch herrscht in der Schweiz eher ein Arbeitnehmer- als ein Arbeitgebermarkt. Doch übertreibt man es lieber nicht mit Forderungen. Wer nun ein halbjähriges Sabbatical verlangt, muss sich nicht wundern, wenn seine Stelle nach der Rückkehr als erste weg sein wird.

Nachhaltigkeit auf dem Menüplan

Eine bewusste, gesunde Ernährung ist entscheidend für unser persönliches Wohlbefinden. Wie können wir dafür sorgen, dass unser Speiseplan auch unserer Umwelt und dem Klima guttut? Eine wichtige Rolle spielen Proteine aus pflanzlichen Produkten.



Lidl Schweiz verfolgt das Ziel, den Anteil pflanzenbasierter Proteinquellen im Sortiment bis zum Jahr 2030 auf 20 Prozent zu erhöhen.

LIDL SCHWEIZ

Wie hätten wir's denn gerne: Tofu oder Schnitzel? Sojadrink oder Milch? Über kaum ein Thema wird so hitzig diskutiert wie übers Essen. Schliesslich hat jede und jeder von uns feste Überzeugungen und Vorlieben, wenn es um die richtige Ernährung geht. Sie soll gesund sein. Und umweltbewusst. Und gut schmecken soll sie natürlich auch.

So viel dürfte feststehen: Unsere Ernährung hat grossen Einfluss auf unser Wohlfühlgefühl – und auf die Gesundheit insgesamt. In der Schweiz sind Milliardenkosten, fast ein Drittel der Gesundheitsausgaben, auf ungesunde Ernährung zurückzuführen. Und da die Produktion und der Transport von Lebensmitteln die Ressourcen der Erde zunehmend verknappt und zur Klimaerwärmung beitragen, haben Lebensmittel auch einen grossen Einfluss auf die «Gesundheit» unseres Planeten.

Ökologischer Fussabdruck

Nach Angaben der Umweltorganisation WWF Schweiz verursacht die Ernährung in der Schweiz im Schnitt 16 Prozent unseres CO₂-Fussabdrucks – mehr schlagen nur unser Konsum von Gebrauchsgütern und unsere Mobilität zu Buche. Einen Grossteil davon verursachen tierische Lebensmittel: Fleisch, Fisch, Milchprodukte und Eier. So werden in der Schweiz pro Person und Jahr 47 Kilogramm Fleisch konsumiert, 189 Eier und 23 Kilogramm Käse.

Im Vergleich verursacht die Herstellung tierischer Produkte deutlich mehr Treibhausgasemissionen als der Anbau von pflanzlichen Nahrungsmitteln. Für die Produktion eines Kilogramms hiesigen Rindfleischs werden etwa 15 Kilogramm CO₂ emittiert, bei Bohnen sind es weniger als 1 Kilogramm CO₂. Vergleicht man unabhängig von den jeweiligen Nährwerten die Emissionen pro Liter, belasten Pflanzendrinks wie Soja-, Mandel- oder Haferdrink das Klima im Durchschnitt nur halb so stark wie herkömmliche Kuhmilch.

Ein ähnliches Bild ergibt sich im Gesamtvergleich. Wie WWF Schweiz ermittelt hat, reduziert die Umstellung auf eine vegetarische Ernährung

den ökologischen Fussabdruck einer durchschnittlichen Schweizerin oder eines durchschnittlichen Schweizer um 24 Prozent. Da erstaunt es kaum, dass sich auch hierzulande die Essensgewohnheiten in Richtung eines nachhaltigeren, pflanzenbetonten Ernährungsstils allmählich verändern – wenn auch eher schleichend. Das hat zumindest eine gemeinsame Studie der Universitäten St. Gallen (HSG) und Bern (unibe) sowie des Inselspitals Bern ergeben. Demnach fallen heute rund 18 Prozent der Schweizer Haushalte in die Kategorie der sogenannten Flexitarier: Sie ernähren sich hauptsächlich pflanzlich und reduzieren Fleisch sowie andere tierische Produkte, ohne komplett darauf zu verzichten.

Weitere knapp 8 Prozent der Haushalte leben vegetarisch und verzichten vollständig auf Fleisch und Fisch, während 0,5 Prozent sich vegan ernähren. Die grosse Mehrheit der Bevölkerung (rund 70 Prozent) folgt laut der Studie hingegen weiterhin einer Ernährungsweise, die reich an tierischen Produkten ist. Immerhin gaben im vergangenen Jahr laut Statista 28 Prozent der Befragten an, dass sie mehrmals im Monat zu veganen Ersatzprodukten greifen.

Proteine im Fokus

Ein Nährstoff, der bei allen Überlegungen zu einem gesunden, nachhaltigen Speiseplan im Mittelpunkt steht, ist Protein («Eiweiss»). Es besteht aus Aminosäuren, findet sich sowohl in pflanzlichen wie in tierischen Produkten und zählt zu den wichtigsten Baustoffen des menschlichen Körpers. Aus wissenschaftlichen Untersuchungen weiss man, dass Lebensmittel mit tierischen Proteinen eine hohe biologische Wertigkeit aufweisen – im Gegensatz zu den allermeisten pflanzlichen Eiweissen, die zum Beispiel aus Getreide und Hülsenfrüchten stammen. Das ist, nebenbei bemerkt, auch einer der Gründe, weshalb sich – abgesehen von Sojadrinks – pflanzliche Milchalternativen wie etwa Reis- oder Haferdrink nicht dazu eignen, den täglichen Proteinbedarf zu decken. Durch eine Kombination verschiedener pflanzlicher Lebensmittel lässt sich aber die biologische Wertigkeit des Gesamtproteingehalts einer Mahlzeit deutlich erhöhen. Dazu sollte man wissen, dass Hülsenfrüchte grundsätzlich mehr Eiweiss als Getreide enthalten. Zu den proteinreichsten Getreide- bzw. Pseudogetreidesorten gehören Hafer und Quinoa.

Wie sollte ein idealer Speiseplan aussehen, der sowohl gesund als auch nachhaltig ist? Die Lösung liegt in einer bewussten, abwechslungsreichen Kost: Unter Einbezug verschiedener Fachbereiche hat die EAT Lancet Kommission, ein internationales Expertengremium, auf wissenschaftlicher Basis die «Planetary Health Diet» entwickelt. Gemeint ist

eine ausgewogene Ernährungsweise, die bis 2050 eine gesunde Ernährung für 10 Milliarden Menschen ermöglichen soll, ohne dabei den Planeten zu überlasten.

Der Fokus der Planetary Health Diet liegt vorwiegend auf pflanzlichen Produkten, das heisst auf Obst und Gemüse, Vollkorngetreide und pflanzlichen Proteinquellen wie zum Beispiel Linsen oder Nüssen. Tierische Produkte wie Fleisch und Milchprodukte fallen dabei keineswegs aus dem Raster. Sie sind aber in geringeren Anteilen auf dem Menüplan vertreten, als dies heute im Durchschnitt der Fall ist. Laut WWF kann der ökologische Fussabdruck mit einer ausgewogenen Ernährung bis zu 40 Prozent geringer ausfallen als der überwiegend tierproduktbasierte Ernährungsstil in der Schweiz.

Sortiment erweitert

Die Erkenntnisse der Planetary Health Diet bilden die Grundlage für jene Ziele, die sich auch Lidl Schweiz im Bereich bewusste Ernährung gesetzt hat. Die Detailhandelskette ermittelte für das Geschäftsjahr 2022 erstmals, wie hoch in der eigenen Angebotspalette der Anteil tierischer Proteinquellen im Vergleich zu pflanzenbasierten ist. «Wir haben dabei das gesamte Sortiment inklusive der Markenprodukte bewertet – davon ausgenommen sind Convenience-Produkte, die jedoch nur einen kleinen Teil ausmachen», sagt Cassandra Marty, Verantwortliche für Nachhaltigkeit im Einkauf von Lidl Schweiz.

Aktuell beläuft sich das Verhältnis von pflanzlichen zu tierischen Proteinquellen im Sortiment von Lidl Schweiz auf 16 Prozent pflanzlich zu 84 Prozent tierisch. Molkereiprodukte wurden separat erhoben und stehen in einem Verhältnis von 5 Prozent pflanzlich zu 95 Prozent tierisch. «Im Rahmen unserer Proteinstrategie verfolgen wir das Ziel, bis 2030 den Anteil pflanzenbasierter Proteinquellen in unserem Sortiment auf 20 Prozent zu erhöhen», so Cassandra Marty. Geplant sei konkret ein Ausbau des Angebots mit vegetarischen und veganen Ersatzprodukten sowie mit weiteren pflanzlichen Proteinquellen wie Nüssen, Hülsenfrüchten (Linsen, Erbsen und Bohnen) und Samen. Auch der Anteil alternativer Molkereiprodukte soll bis 2030 auf 10 Prozent erhöht werden. «Mit dieser Sortimentsgestaltung möchte Lidl Schweiz nicht nur veganen Personen, sondern allen Kundinnen und Kunden den Weg zu einer feinen, gesunden und umweltfreundlichen Ernährung ebnen.»

Offen für Neues

Im Rahmen ihrer schon seit 2017 bestehenden Partnerschaft haben der WWF Schweiz und Lidl Schweiz jüngst eine eigene Sensibilisierungskampagne zum Thema lanciert. Ihr Anliegen ist es, die Verbraucherinnen und Verbraucher zu einem nachhaltigeren Konsum anzuregen. «Als wachsender Detailhändler übernimmt Lidl Schweiz Verantwortung. Gemeinsam mit dem WWF Schweiz setzen wir uns nach erreichten Meilensteinen stets neue ambitionierte Nachhaltigkeitsziele. Dabei stehen der weitere Ausbau unseres nachhaltigen Sortiments sowie die fortlaufende Optimierung unseres betrieblichen Handelns im Fokus. In diesem Sinne spielt auch die Sensibilisierung für eine bewusste Ernährung eine wichtige Rolle, um langfristig positive Veränderungen bewirken zu können», so Cassandra Marty. «Gleichzeitig soll nachhaltiges Einkaufen keine Frage des Portemonnaies sein. Daher ist es uns ein genauso grosses Anliegen, nachhaltige Produkte zu fairen Preisen anzubieten und Preisvorteile direkt an unsere Kundinnen und Kunden weiterzugeben. So wie wir es erst kürzlich bei der Preisreduktion von über hundert Bio-Produkten gemacht haben.» In Sachen Ernährung, erklärt Marty abschliessend, gehe es nicht darum, «alles auf den Kopf zu stellen, sondern bei der Zusammenstellung des Menüplans bewusst und offen für Neues zu sein und damit das Klima unseres Planeten zu schonen».

Die Zeit drängt: Nach Angaben der Experten beansprucht unsere Ernährung heute bereits 55 Prozent der Biokapazität der Erde. Und sie hat daneben einen grossen Einfluss auf unsere Gesundheit. So könnte gemäss dem von der UNO herausgegebenen Global Nutrition Report (2022) etwa ein Drittel der vorzeitigen Todesfälle in Europa und Nordamerika durch gesunde Ernährung verhindert werden.

«Es ist es uns ein grosses Anliegen, nachhaltige Produkte zu fairen Preisen anzubieten und Preisvorteile direkt an unsere Kundinnen und Kunden weiterzugeben.»



Sustainable Switzerland ist die nationale Nachhaltigkeitsinitiative des Unternehmens NZZ mit Partnern aus Wirtschaft und Wissenschaft. Gemeinsam beschleunigen wir die nachhaltige Entwicklung der Schweiz.

sustainableswitzerland.ch

Dieser Inhalt wurde von Sustainable Switzerland und NZZ Content Creation im Auftrag von Lidl Schweiz erstellt.



James Murdoch gibt beim Basler Messebetreiber MCH den Tarif durch

Noch schreibt der Veranstalter der Kunstmesse Art rote Zahlen – Kostenmassnahmen sollen den Turnaround beschleunigen

DOMINIK FELDGES

James Murdoch, Sohn des Medienmoguls Rupert Murdoch, hält sich primär in der Finanzmetropole New York auf. Dort hat seine Beteiligungsgesellschaft Lupa Systems ihren Sitz, und im Big Apple befindet sich auch sein Wohnsitz. Doch der vielbeschäftigte Financier, der dank seiner Zugehörigkeit zur Murdoch-Familie in den Besitz eines milliardenschweren Vermögens gelangt ist, reist auch regelmässig ins beschauliche Basel. Murdoch liebt moderne Kunst, wobei er, wie er in einem seiner seltenen Interviews preisgibt, in erster Linie «verrückten» Werken zugeht. Und der 51-Jährige hält grosse Stücke auf die Kunstmesse Art Basel. Dies betonte er vor einem Jahr im Gespräch mit der Plattform Artnet mehrfach. Kommende Woche wird Basel wieder ganz im Zeichen der Art stehen, die seit 1970 ausgetragen wird und mittlerweile auch Ableger in Miami, Paris und Hongkong hat.

Murdoch vergleicht sie mit einem Wanderzirkus, der ähnlich erfolgreich wie die Formel 1 im Autorennsport funktioniere. Keine andere Veranstaltung in der Kunstwelt schaffe es dertart geschickt, Kunstinteressierte zusammenzubringen und die gesamte Stadt, in der sie stattfindet, in ihren Bann zu ziehen.

Murdoch selbst besucht die Art anders als früher aber nicht mehr bloss als Sammler, sondern als Teilhaber. Via Lupa Systems stieg er 2020 im Rahmen einer Kapitalerhöhung bei der MCH Group ein. Das Basler Unternehmen trägt neben einer Reihe weiterer Publikumsessen auch die Art aus. Murdoch erhielt es zusammen mit dem Kanton



James Murdoch
Grossaktionär
von MCH Group

Basel-Stadt, der ebenfalls zusätzliche Eigenmittel einschoss, in einer brenzligen Situation am Leben.

Mit dem Untergang der Uhrenmesse Baselworld, der vor allem durch den Rückzug des grössten Ausstellers Swatch Group ausgelöst worden war, hatte MCH kurz zuvor ihr ertragreichstes Geschäft verloren. Die Baselworld ging 2019 zum letzten Mal über die Bühne. Wenig später setzte die Pandemie ein. Corona brachte das Geschäft mit Messen weltweit zum Stillstand.

Unbekannte Absichten

Die Finanzspritzen von 2020 reichten allerdings nicht aus, um den wankenden Messeveranstalter zu stabilisieren. Die Serie von jährlichen Verlusten, die bei MCH bereits 2017 ihren Anfang genommen hatte, setzte sich fort. So bedurfte es 2022 einer weiteren Kapitalerhöhung, wobei auch dieses Mal Lupa Systems und der Kanton Basel-Stadt zusätzliche Aktien erwarben.

Die Anteile der beiden Eigner erreichen heute zusammengerechnet 76 Prozent, wobei Lupa mit 38,5 Prozent leicht höher an MCH beteiligt ist. Damit ist auch klar, dass ohne den schwerreichen Murdoch-Sprössling beim Messebetreiber nichts mehr geht.

Doch was will Murdoch mit seinem Investment? Darüber rätselt man selbst in Kreisen der MCH-Führung und erst recht in der Basler Öffentlichkeit. Wenig zur Klärung trägt bei, dass Murdoch nicht nur so gut wie keine Interviews gibt. Auch sein Finanzvehikel Lupa Systems verhält sich äusserst diskret. Der Inhalt der Website



Die Art ist ein Publikumsmagnet. Schwerer tut sich der Veranstalter mit anderen Messen in Basel.

GEORGIOS KEFALAS / KEYSTONE

des Unternehmens beschränkt sich auf die Angabe der E-Mail-Adresse.

Auf Distanz zum Vater

Bekannt ist, dass der Beteiligungsgesellschaft bei ihrer Gründung ein gewichtiger Teil der 2 Milliarden Dollar fußloss, die James Murdoch aus dem Verkauf seines Anteils an der Film- und Fernsehgesellschaft 21st Century Fox erhielt. Das Hauptgeschäft des amerikanischen Unterhaltungskonzerns verkauften die Murdochs im gleichen Jahr für 71 Milliarden Dollar an Disney.

Lupa Systems ist ausser am MCH unter anderem auch am Veranstalter des US-Kulturfestivals Tribeca sowie an verschiedenen Startups beteiligt, die sich in der Hightech-Branche sowie im Bereich der Umwelttechnologie engagieren. Ohnehin versucht sich Murdoch von seinem mittlerweile 93-jährigen Vater abzugrenzen, wo es nur geht. Rupert Murdoch, der diese Woche zum fünften Mal geheiratet hat, zelebriert seit Jahrzehnten die Rolle eines nimmersatten Kapitalisten sowie eines – pointiert rechts eingestellten – Einflüsterers von Regierungen vorab im angelsächsischen Raum.

Schon als Manager war James Murdoch darauf bedacht, seinen eigenen Weg zu gehen, auch wenn er bis zum Verkauf an Disney vor fünf Jahren durchgehend Führungsfunktionen innerhalb des Medienimperiums seines Vaters ausübte. Ebenso versucht er, sich nun als Financier und als Mäzen zu emanzipieren. So hat er mit seiner Frau Kathryn Murdoch eine Stiftung namens Quadrivium gegründet, die sich in Belangen wie der Stärkung der Demokratie, dem Bewusstsein für die Wichtigkeit der Wissenschaft sowie dem Klima- und Meeresschutz engagiert.

Aufteilung des Konzerns

James Murdoch hat sich auch früh als Kritiker von Donald Trump geoutet. Rund um sein Investment in MCH hält sich indes hartnäckig das Gerücht, wonach es ihm letztlich nur um die Aufteilung des Konzerns geht.

Das Filetstück, das Geschäft mit der Kunstmesse Art Basel, werde, so mutmassen Marktbeobachter, als einziges im Unternehmen verbleiben. Das zweite Standbein, der Geschäftsbereich Live Marketing Solutions, der

den Bau von Messeständen (Expomobilia), die Organisation von verkaufsfördernden Massnahmen unter anderem auch im digitalen Raum (MC²) sowie die Durchführung klassischer Publikumsmessen wie der Swissbau und der Igeho umfasst, werde hingegen veräussert werden – am wahrscheinlichsten an Investoren aus dem Private-Equity-Bereich.

Und die Immobilien, der Klotz am Bein der Gruppe, seien künftig am besten im Staatsbesitz, sprich wohl beim Kanton Basel-Stadt, aufgehoben.

Tatsächlich gilt es in der Messewirtschaft als eher unüblich, dass Betreiber grosser Publikumsmessen ihre Veranstaltungen in Hallen durchführen, die sie selbst besitzen. Meist befinden sich diese im Eigentum öffentlicher Körperschaften oder spezialisierter Immobilien-Gesellschaften.

Nettoverluste angehäuft

Bei den Messehallen in Basel kommt hinzu, dass sich bei ihnen ein grosser Renovationsbedarf angestaut hat. Sie sind äusserlich, von ihrer Ausstattung her und auch energetisch oft nicht mehr auf dem neusten Stand. In der prägnanten Rundhofhalle mit der grossen Uhr an der Fassade, die vor siebzig Jahren erbaut wurde, lassen sich beispielsweise nicht einmal die Rolltreppen anhalten, wenn sie verwaist sind, das Gebäude sonst aber Besuchern offen steht. Sie laufen und laufen.

Wegen der mangelhaften Auslastung sah sich MCH zudem bei der pompösen neuen Messehalle, die von der Basler Architekturfirma Herzog & de Meuron entworfen wurde und speziell die Bedürfnisse der anspruchsvollen Aussteller der ehemaligen Baselworld erfüllen sollte, schon zweimal zu Wertberichtigungen gezwungen. Diese belasteten die Ertragsrechnung 2017 und 2018 mit insgesamt 235 Millionen Franken.

In den vergangenen sieben Jahren hat der Messebetreiber über 420 Millionen Franken an Nettoverlusten angehäuft. Für das laufende Jahr hat das Management immerhin «eine weitere Verbesserung» des operativen Gewinns auf Stufe Ebitda angekündigt. 2023 erreichte diese Kennziffer unter Ausklammerung eines Sondereffekts 17 Millionen Franken – bei einem Betriebsertrag von 394 Millionen.

Unter dem Strich dürfte im laufenden Jahr bestenfalls eine schwarze Null

resultieren. Im Brief an die Aktionäre zum vergangenen Jahr beteuerte das Management in seinem Ausblick vage: «Das Wichtigste ist, dass wir alles in unserer Macht Stehende tun, um die Gewinnschwelle zu erreichen und wieder profitabel zu werden.»

Einfluss soll wachsen

Ein «Kostenüberprüfungsplan» soll laut Unternehmen 2024 zu ersten Verbesserungen führen. Dazu zählt auch die Reduktion des Personalbestands. Ersten Mitarbeitern wurde dieses Jahr bereits gekündigt. Wie viele Stellen insgesamt gestrichen werden sollen, wollte MCH auf Anfrage nicht bekanntgeben.

Zugleich arbeitet die Konzernführung an einem neuen Strategieplan für den Zeitraum bis 2030. Massgeblich daran mitwirken soll die neue Finanzchefin Eleonora Gennari, die ihren Posten im Juli antreten wird. Martin Kramer, Analyst bei Research Partners, wertet die Verpflichtung der italienischen Managerin als hoffnungsvolles Zeichen dafür, dass die Transformation von MCH endlich Formen annimmt. Ihrem Vorgänger habe es an der nötigen Tatkraft gefehlt.

Gennari stösst von Sky Italia, einer Firma aus dem Murdoch-Medienimperium, zu MCH. Daraus lässt sich ebenso wie aus der Ernennung des neuen Kommunikationschefs Frédéric Michel, der einst als Lobbyist für News Corporation gearbeitet hatte, schliessen, dass Murdoch verstärkt seinen Einfluss beim Basler Messeunternehmen geltend macht. Noch bewegt sich der Börsenwert von MCH bei mickrigen 160 Millionen Franken. Seit Anfang Jahr hat sich der Aktienkurs aber gleichwohl um 28 Prozent auf gut 5 Franken erhöht. Offenbar spekulieren einige Anleger darauf, dass es unter Murdoch nur besser werden kann.

Der Milliardär, der einst die Eliteuniversität Harvard ohne Abschluss verlassen hatte und sich danach zunächst als Eigentümer eines Plattenlabels für Hip-Hop-Musik versuchte, ist zusammen mit Jeffrey Palker auch eine bestimmende Kraft im mittlerweile nur noch sechsköpfigen Verwaltungsrat von MCH. Ende 2022 hatte das Gremium noch neun Mitglieder umfasst.

Palker arbeitet als geschäftsführender Partner mit Murdoch eng bei Lupa Systems zusammen. Daneben wirkt Murdoch, bereits seit 2017, im Aufsichtsgremium des Elektroautoherstellers Tesla mit. Offenbar kann er es auch gut mit Elon Musk, dem Gründer und Chef von Tesla sowie heute weltweit wohl bekanntesten Enfant terrible der Unternehmenswelt.

ANZEIGE

Albin Kistler

EIGENES
RESEARCH



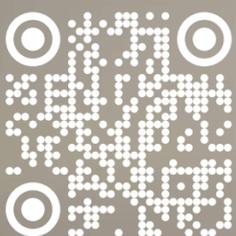
Wir halten Wort.

Transformieren Sie Ihr Vermögensverwaltungs-geschäft

Dank erstklassiger Portfolioverwaltungs- und Kernbankentechnologie

Die Partnerschaft zwischen Avaloq und Aladdin Wealth™ hilft Privatbanken und Vermögensverwaltern dabei, das gesamte Kunden- und Anlageerlebnis zu verbessern.

Gestützt auf eine einzigartige, integrierte Plattform, die alles abdeckt von Portfoliokonstruktion über Kundenbindung bis zu Core Banking, können Sie Komplexität reduzieren, die Markteinführung beschleunigen und sich Zeit für das Wesentliche nehmen: die Erfüllung von Kundenzielen.



Aladdin®
by BlackRock

avaloq
An NEC Company

Apple tut sich schwer mit künstlicher Intelligenz

Während die Konkurrenz imposante Chatbots, KI-Modelle und -Smartphones vorstellt, hinkt der Konzern der Entwicklung hinterher

MARIE-ASTRID LANGER, SAN FRANCISCO

Apple hinkt Technologietrends hinterher, das hat der Konzern in den letzten 48 Jahren schon häufiger gezeigt: Sei es beim Smartphone, bei drahtlosen Kopfhörern oder Tabletcomputern; nie war Apple der «First Mover» bei diesen Innovationen. Auch bei der Schlüsseltechnologie KI scheint dies der Fall zu sein. Konkurrenten wie Google, Microsoft, Samsung und Open AI haben in den vergangenen eineinhalb Jahren beeindruckende künstlich intelligente Chatbots, Smartphones und Suchfunktionen auf den Markt gebracht. Von Apple, einem der führenden Technologiekonzerne der Welt, kam bisher praktisch nichts. Der Konzern muss sich vorwerfen lassen, die KI-Revolution verschlafen zu haben.

Doch Apple ist auch dafür bekannt, dass die Firma Konkurrenten schnell überholt, wenn es ein eigenes Produkt auf den Markt bringt. Auch dafür sind das iPhone, die Bluetooth-Kopfhörer oder das iPad beispielgebend. Kann Apple diesen Dreh nun auch bei KI schaffen? Das wird sich kommende Woche zeigen, wenn der Konzern zu seiner Entwicklerkonferenz WWDC auf den Campus nach Cupertino einlädt. Es ist traditionell der Moment, an dem Apple seine Schatztruhe öffnet und der Welt offenbart, woran seine Ingenieure in den vergangenen Monaten getüftelt haben.

Die diesjährige Entwicklerkonferenz ist insofern besonders wichtig, als die KI-Strategie wegweisend für die Zukunft des Konzerns sein wird – also nicht nur für die nächste Version des iPhone oder MacBook, sondern für langfristige, neue KI-Produkte von Apple wie humanoide Roboter oder Kopfhörer mit Kameras, an denen die Firma angeblich tüftelt. Es werde Apples wichtigste Veranstaltung seit mehr als zehn Jahren, glaubt Dan Ives, Analytiker für Wedbush Securities. «Enormer Druck lastet auf (Tim) Cook, eine Reihe an generativen KI-Technologien für Entwickler und Konsumenten auf den Markt zu bringen, mit denen Apple Geschichte schreiben kann», twitterte er jüngst.

Siri wird generalüberholt

Eine der grundlegendsten Neuerungen, die Apple vorstellen dürfte, soll dabei gemäss amerikanischen Medienberichten den Sprachassistenten Siri betreffen. Wie die «New York Times» basierend auf Gesprächen mit Apple-Mitarbeitern schreibt, plant Apple eine grundlegende Überarbeitung von Siri. Offenbar war die Führungsriege von Apple schockiert,



Neue Funktionen sollen Konsumenten dazu bringen, ihre alten iPhones zu ersetzen.

MIKE SEGAR / REUTERS

als sie vor einigen Monaten feststellte, wie viel besser der Chatbot Chat-GPT im Vergleich zu Siri funktioniert.

Die Konzernleitung fürchtet demnach, dass künftig ein ganzes Ökosystem an neuartigen KI-Agenten entstehen könnte, das für die Nutzer Einkäufe tätigt, Taxis bestellt und vieles mehr. Diese neuen KI-Agenten könnten das iPhone zu einem «dummen Backstein» in der Hosentasche der Nutzer verkommen lassen. Wenn man sich den jüngsten von Open AI vorgestellten KI-Assistenten anschaut, scheinen diese Sorgen durchaus berechtigt.

Gemäss der «New York Times» erklärt sich so auch, weshalb Apple jüngst sein Projekt für ein selbstfahrendes Auto eingestellt hat. Man kam zu dem Schluss, dass die Arbeit von Hunderten von KI-Ingenieuren und 10 Milliarden Dollar, die das Vorhaben jährlich verschlang, andernorts besser investiert seien: nämlich an einer zentralen KI-Einheit im Konzern. Generative KI soll nun das Herzstück des von Grund auf erneuerten Siri bilden. Auf diese Weise soll der Sprachassistent nicht mehr wie heute nur einzelne Fragen beantworten – die er oft auch noch falsch ver-

steht –, sondern natürliche Gespräche mit Folgefragen führen können, ähnlich wie Chat-GPT.

Kooperation mit Open AI?

Apple sieht Open AI dabei offenbar nicht nur als Konkurrenten, sondern auch als Partner. Wie «Bloomberg» berichtet, dürften die beiden Firmen nun beim Chatbot kooperieren – das soll am Montag bekanntgegeben werden. Demnach soll Chat-GPT ins Betriebssystem des iPhone eingebunden werden.

Apple würde profitieren, weil es Zugang zur führenden KI-Technologie erhielte. Open AI würde profitieren, weil es auf einen Schlag Hunderte Millionen von iPhone-Nutzern erreichen könnte. Das «Wall Street Journal» sowie andere Medien berichten, dass Apple auch Gespräche mit Google und dem KI-Startup Anthropic geführt, sich dann aber letztlich für Open AI entschieden habe – zumindest fürs Erste.

Es wäre nicht das erste Mal, dass Apple sich bei der Konkurrenz einkauft, statt ein eigenes Produkt zu entwickeln. Statt mit dem Platzhirsch Google zu konkurrieren und Milliarden in

die Entwicklung einer eigenen Suchfunktion zu stecken, drehte Apple den Spieß um. Es lässt sich heute rund 20 Milliarden Dollar jährlich von Google dafür zahlen, dass dessen Suchmaschine standardmässig auf dem iPhone und in Apples Safari-Browser installiert sein darf.

2,2 Milliarden-Geräte

Apple plant zudem, KI auch in andere Funktionen des iPhone zu integrieren: KI soll Sprachnotizen transkribieren, Fotos bearbeiten und automatisierte Antwortvorschläge für E-Mails und Textnachrichten liefern. Ebenso soll die Technologie Websites, Dokumente und E-Mails für Nutzer zusammenfassen können.

Keine dieser KI-Funktionen wäre wirklich neu, Apple würde lediglich zur Konkurrenz aufschliessen. Doch die Firma verfügt im KI-Wettrennen über einen anderen gewichtigen Vorteil: seinen gigantischen Kundenstamm. Mehr als 2,2 Milliarden Geräte aus dem Hause Apple sind weltweit im Umlauf. Gemessen an den Endnutzern, könnte Apple so auf einen Schlag zum grössten Akteur im KI-Markt werden.

Ein weiterer Vorteil für den iPhone-Konzern: Er kann die Chips, die man für KI-Berechnungen auf den Endgeräten benötigt, intern produzieren, weil er über hervorragende interne Halbleiter-Expertise verfügt. Diese ermöglichen heute bereits KI-Technologien wie Gesichtserkennung. Dadurch ist Apple weniger als die Konkurrenz auf externe Chip-Hersteller wie Nvidia angewiesen, die bisweilen mit Lieferengpässen kämpfen.

Umsatz mit iPhone rückläufig

Neue KI-Funktionen könnten auch dem zuletzt schwächelnden iPhone-Geschäft Schwung verleihen. Dazu muss man wissen, dass Apple viele seiner neuen KI-Anwendungen aus Datenschutzgründen auf dem Gerät ausführen lassen will und nicht den Umweg über eine Cloud plant. Das stellt wiederum hohe Anforderungen an die Hardware. Konkret braucht es künftig wohl mindestens ein iPhone 15 – das über einen ultraschnellen A16-Bionic-Chip verfügt – oder einen Laptop mit einem M1-Chip, um die neuen KI-Anwendungen auf dem Gerät direkt ausführen zu können.

Für Nutzer könnte das einen Grund darstellen, ihre Smartphones upzugraden. Zuletzt kämpfte Apple damit, dass viele Kunden die Geräte sehr lange halten. Die im Smartphone verbauten Technologien sind so ausgereift, dass die Unterschiede zwischen iPhones der 13., 14. und 15. Generation nur gering ausfallen – für viele Kunden zu gering, als dass sie jedes Jahr umgerechnet 1500 Franken oder mehr dafür ausgeben. Zudem unterstützt Apple länger als viele andere Hersteller die Software-Updates für alte Geräte, bisweilen bis zu sieben Jahre lang. Auch das macht den Wechsel auf ein neueres Gerät weniger dringend.

Neue KI-Funktionen könnten einen Anreiz liefern, endlich ein neues iPhone zu kaufen. Zuletzt war der Umsatz mit dem iPhone leicht rückläufig, wenn auch auf sehr hohem Niveau: Er sank von 205 Milliarden Dollar im Jahr 2022 auf 200 Milliarden Dollar im vergangenen Jahr. Apple vereint 85 Prozent der globalen Erträge mit Smartphones auf sich. Indem Apple seine KI-Anfragen lokal auf dem Handy und nicht in der Cloud ausführt, dürfte der Konzern im Vergleich zur Konkurrenz auch Geld sparen. Open AI etwa zahlt für alle 1000 Worte, die der Chatbot Chat-GPT in seiner jüngsten Version generiert, rund 12 Cent für Cloud Computing. Experten warnen allerdings davor, dass Sprachmodelle, die lokal auf einem Gerät laufen, kleiner sind und deswegen womöglich auch leichter Fehler produzieren.

Hoffnungsschimmer für Stahl Gerlafingen

Die EU verspricht das Ende des faktischen Importverbots für Schweizer Stahl per Anfang Juli

HANSUELI SCHÖCHLI

Wenn die Grossen sich bekämpfen, können Querschläger auch die Kleinen treffen. Das kann die Schweizer Stahlindustrie bestätigen – besonders das Werk Stahl Gerlafingen, das zum italienischen Beltrame-Konzern gehört. Stahl Gerlafingen ist ein Opfer des Handelsstreits EU - USA. Dieser Streit begann schon 2018, als die USA auf Importen aus der EU, Kanada und Mexiko Strafzölle von 25 Prozent (Stahl) und 10 Prozent (Aluminium) verhängten. Die EU reagierte mit Gegenzöllen.

2021 sistierten beide Seiten ihre Zusatzzölle innerhalb gewisser Kontingente. Das Kontingentsregime der EU trifft auch Drittländer wie die Schweiz. Drastisch spürt dies Stahl Gerlafingen vor allem seit Juli 2023. Die quartalsweise vergebenen Kontingente für zollfreie Importe der EU wurden seit dem jeweils schon zu Quartalsbeginn durch vier Länder ausgefüllt: Japan, Vietnam, Ägypten und Taiwan. Für die anderen blieb nichts mehr übrig.

Somit bedeutete dies faktisch ein Verbot von Schweizer Stahlexporten in die EU – trotz dem Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und der EU. Stahl Gerlafingen hat diesen März die Schliessung von einer der beiden Produktionsstrassen angekündigt und dabei die Exportblockade als einen der Gründe angeführt. Betroffen von der Blockade ist auch eine Produktkategorie, die das Exportprodukt Breitflachstahl aus Gerlafingen umfasst.

Maximal 15 Prozent pro Land

Die Schweiz wirft Brüssel einen Bruch des Freihandelsabkommens vor und hat das Problem wiederholt bei der EU vorgebracht. Es gibt zum Handelsabkommen einen Gemischten Ausschuss, der regelmässig über Probleme redet. Aber in Fällen ohne Einigung existiert kein Streitbeilegungsverfahren etwa via Schiedsgericht.

Immerhin ist nun ein Fortschritt zu vermelden. Diese Woche hat die EU Besetzung im Stahlkonflikt versprochen, wie der Bundesrat mitteilte. Laut Angaben

von Beteiligten und gemäss einem EU-Dokument für die Welthandelsorganisation sicherte die EU zu, ab Juli in der betroffenen Produktkategorie die Kontingente für die einzelnen Staaten auf jeweils 15 Prozent des Gesamtkontingents zu deckeln. Die vier Länder, die zuletzt das gesamte Kontingent beanspruchten hatten, bekommen damit zusammen höchstens noch 60 Prozent des Gesamtkuchens. Damit entsteht Raum für Importe in die EU aus anderen Staaten wie der Schweiz.

Laut Bundesangaben geht die EU davon aus, dass so ab Juli wieder genügend Lieferungen kleinerer Lieferländer wie der Schweiz zur Verfügung stehen. Doch dies hänge davon ab, ob andere Länder mit bisher kleinen Lieferungen, aber hohem Ausfuhrpotenzial die frei gewordenen Kontingente nicht jeweils rasch abgrasen würden.

Ähnlich tönt es auch bei Stahl Gerlafingen. «Das ist schön und gut, aber es gibt keine Garantie, dass wir wieder konstant in die EU exportieren können», sagt Agnes Hostettler, Leiterin Transporte und Spedition bei Stahl Gerlafingen. Ab

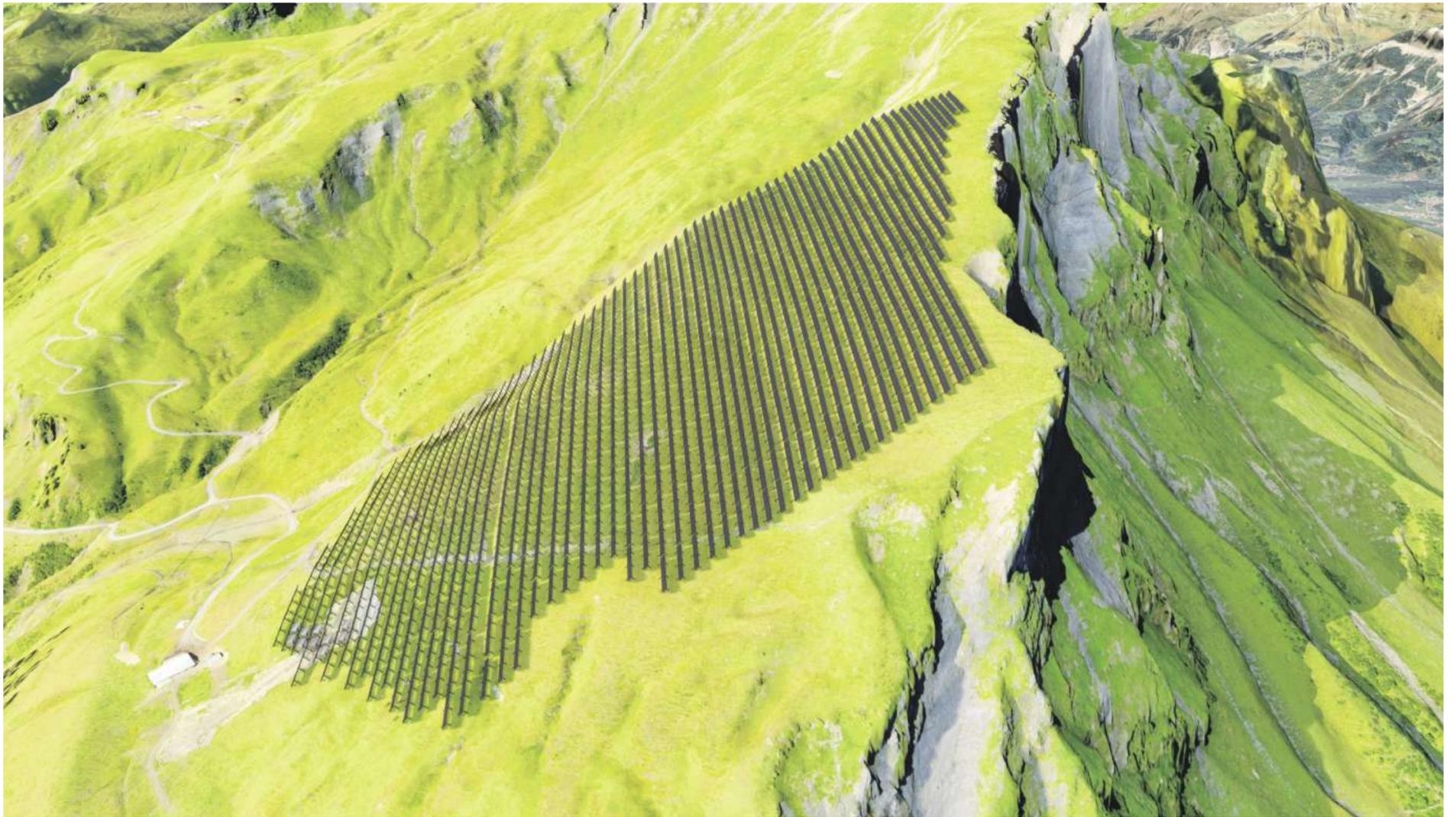
Oktober (Beginn des dritten Quartals) könne es gut möglich sein, «dass einfach weitere Länder wie Saudiarabien, Kanada und die USA die frei gewordenen Kontingente schon am ersten Tag des Quartals beziehen werden». Als Kontingentskonkurrenten kommen auch Australien und Algerien infrage. Viele Produzenten aus anderen Ländern haben laut Hostettler Meeresanschluss und könnten Schiffe nutzen: «Das heisst, dass sie im Voraus Frachter vor der Seegrenze positionieren, die dann genau zu Beginn des Quartals grosse Mengen in die EU einführen.» Stahl Gerlafingen müsse dagegen mit Bahn und Lastwagen arbeiten.

Hohe Einbussen

Ob Stahl Gerlafingen trotz der angekündigten Schliessung der exportorientierten Produktionsstrasse künftig überhaupt noch genügend Stahl für den EU-Markt produzieren könnte, ist laut Angaben vom Freitag zurzeit nicht klar. Nach jetzigem Stand bleibe es beim Schliessungsentscheid.

Das Volumen verbotener Exporte in die EU seit Sommer 2023 ist dem Vernehmen nach substanzvoll. Stahl Gerlafingen nannte allerdings keine genauen Zahlen. Gemäss Bundesangaben sind in der betroffenen Produktkategorie die Schweizer Stahlexporte in die EU von rund 47 000 Tonnen im Jahr 2022 auf 29 000 Tonnen im Jahr 2023 geschrumpft. 2017, vor Beginn des Stahlstreits zwischen der EU und den USA, waren es noch fast 60 000 Tonnen. 1000 Tonnen Breitflachstahl kosten eine halbe bis eine ganze Million Franken.

Die energieintensiven Industrie-sektoren in der Schweiz kritisierten oft, dass die EU auch mit ihren Energie- und Klimaschutzsubventionen den Wettbewerb zulasten der Schweizer Produzenten verfälsche. Für nächste Woche sind im Bundesparlament zwei Vorstösse traktandiert, die staatliche Unterstützung für die Stahlindustrie verlangen. Einer der Vorstösse fordert ausdrücklich die Rettung des Stahlwerks Gerlafingen – «gegebenenfalls mit Notrecht».



Visualisierung des alpinen Solarprojekts Schattenhalb Tschingel Ost. Auf 9 Hektaren können 13 Gigawattstunden Energie produziert werden.

Fotos: BKW

Erneuerbare Energien in den Alpen fördern und Lebensraum erhalten

Dass die Schweizer Bevölkerung den alpinen Lebensraum schätzt und schützt, ist wichtig. Gleichzeitig sind die Alpen für den Erfolg der Energiewende entscheidend. Eine innovative Lösung könnte diesen Widerspruch aufheben.

Mit der zunehmenden Elektrifizierung durch Elektromobilität, Wärmepumpen und neue Technologien wird der Strombedarf in der Schweiz weiter steigen. Hinzu kommt, dass der geplante Ausstieg aus der Kernkraft die Lücke in der Stromversorgung vergrössern wird. Die gute Nachricht: Im Sommer lässt sich der Bedarf dank Wasserkraft und dem Ausbau erneuerbarer Energiequellen im Mittelland aus einheimischer Produktion decken. Im Winterhalbjahr ist die Schweiz derzeit allerdings auf Stromimporte angewiesen. Und diese Energie wird oft aus fossilen Quellen wie Kohle oder Gas generiert.

«Es ist wichtig, dass wir im Winter mehr klimafreundliche, einheimische Energie produzieren», sagt Markus Balmer, Head of Solar Development & Energy Solutions Schweiz bei der BKW. Die Lösung: «Alpine Solaranlagen können mit ihrem hohen Produktionsanteil im Winter einen wesentlichen Beitrag dazu leisten.» Das bestätigt auch eine Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW): Solarpanels oberhalb der Nebelgrenze erzeugen im Winterhalbjahr rund dreimal mehr Strom als solche im Flachland. Solaranlagen in den Alpen sind also ein effizientes Mittel, um die Energiestrategie des Bundes zu verwirklichen und die gesteckten Klimaziele zu erreichen. Das Stromgesetz, über das die Schweiz am 9. Juni abstimmt, soll den Ausbau erneuerbarer Energien beschleunigen.

Eingriffe in die Natur minimieren

Die Ausgangslage ist gut. Jedoch regt sich gegen viele der geplanten alpinen Solaranlagen Widerstand. Tourismusorganisationen fürchten den Eingriff in die Landschaft, Anwohnerinnen und Anwohner den Baulärm durch Lastwagen und Helikopterflüge. Umweltverbände warnen vor Schäden an Flora und Fauna, Bauernbetriebe sorgen sich um den Verlust der Weiden. Bedenken äussern aber nicht nur Interessenvertreter oder direkt

Betroffene. Eine Studie zum alpinen Lebensraum, die das Forschungsinstitut Sotomo Anfang Jahr im Auftrag der BKW durchgeführt hat, zeigt: Die Mehrheit der Bevölkerung betrachtet unsere Alpen als schützenswerten Natur- und Erholungsraum. Mit 73 Prozent befürworten zwar fast drei Viertel der Befragten erneuerbare Energieprojekte in den Bergen. Gleichzeitig möchten jedoch 93 Prozent die Natur- und Schutzräume erhalten und beim Bau von Energieanlagen Eingriffe in die Natur

«Die verschiedenen Ansprüche sind für mein Team und mich eine Aufforderung, nach besseren Lösungen zu suchen.»

minimieren. Es sind diese Gegensätze, die sich auch bei den bisherigen Abstimmungen zu alpinen Solaranlagen zeigten. Gerade diese Einwände gegen Solarprojekte spornten Markus Balmer bei seinem Projekt an: «Die verschiedenen Ansprüche sind für mein Team und mich eine Aufforderung, nach besseren Lösungen zu suchen.» Um das Gleichgewicht zwischen schützenswerter Berglandschaft und dem ausgewiesenen Bedarf an erneuerbarer Energie zu finden, hat Balmers Team einen innovativen Ansatz entwickelt, der den unterschiedlichen Interessen gerecht werden soll.

BKW Ansatz geht auf Bedürfnisse ein

Markus Balmer ist überzeugt: «Wenn wir nichts ändern, können wir den Klimawandel nicht abbremsen.» Gerade der Alpenraum sei vom Klimawandel besonders betroffen. Dazu zählen der Rückgang von Permafrost und Gletschern, die Zunahme von Murgängen und die abnehmende Biodiversität. «Es wird nicht bleiben, wie es ist, auch wenn wir keine alpinen Solaranlagen bauen», bilanziert Balmer.

Die von der BKW speziell für alpine Solaranlagen entwickelte Lösung nimmt Rücksicht auf die verschiedenen Bedürfnisse. Die Solartische verfügen über einen zum Patent angemeldeten Klappmechanismus. Dieser ermöglicht es, dass die Anlage, trotz weniger Stützen und Fundationspunkte, den Schneedruck eines Jahrhundertwinters unbeschadet übersteht. «Bei zu hohem Schneedruck klappt die untere Reihe hoch und entlastet die Struktur», erklärt Balmer. «Zudem erlauben die grossen Stützenabstände von bis zu 7,5 Metern eine gute Zirkulation von Nutz- und Wildtieren innerhalb der Solaranlage.» Gleichzeitig erhofft sich der Betriebswirt der BKW weitere Vorteile. «Die grossen Stützenabstände verursachen – im Vergleich zu anderen Lösungen – bis zu 3,5-mal weniger Fundationspunkte pro alpine Solaranlage. Das wird sich auch in den Baukosten niederschlagen und führt zu weniger Eingriffen in die sensiblen Böden der Alpweiden.»

Erster Prototyp im Sommer

In diesem Sommer will die BKW den ersten Prototyp aufbauen. Dabei wird ein Solartisch von rund 20 Metern Länge und fünf Metern Höhe mit 32 Modulen errichtet. Ähnlich wie bei Holzschlagarbeiten am Steilhang werden temporäre Transportseilbahnen das Material anliefern. Auf diese Weise lassen sich viele Helikoptertransporte vermeiden. Sofern es die geologischen Bedingungen zulassen, werden die Stützen für die Unterkonstruktion



Zusammen mit seinem Team hat Markus Balmer eine innovative Lösung für alpine Solaranlagen entwickelt.

im Abstand von 7,5 Metern direkt in den Boden geschraubt. Das schont den Boden und lässt sich bei Bedarf vollständig zurückbauen. «Wenn alles wie geplant funktioniert, stehen ab 2025 die Tische für den Bau der Anlagen zur Verfügung», freut sich Markus Balmer. Zuerst benötigt die BKW allerdings die Bewilligungen für die Solarprojekte im Kanton Bern.



[Link zur Studie](#)

Emotionaler Streit über Umgang mit Kartellen in der Schweiz

Bürgerliche Politiker wollen die Wettbewerbshüter bremsen – Weko warnt vor Rückfall in die alte Kartellwirtschaft

HANSUELI SCHÖCHLI

Die Sache klingt staubtrocken. Doch sie lässt derzeit in Politik und Wirtschaft die Emotionen hochgehen. Ein Streit ist entbrannt über den Rechtsrahmen zur Bekämpfung von Kartellen: Die einen wollen die staatlichen Wettbewerbshüter bremsen, die anderen warnen vor einem Rückfall der Schweiz in ein Land von Kartellen mit drohenden Wohlstandseinbußen.

Die Schweiz hat ein Gesetz zum Schutz des Wettbewerbs: das Kartellgesetz. Wettbewerb ist kein Selbstzweck. Er strengt an, aber er spornt auch an. Die internationale Forschungsliteratur zeigt, dass ein lebhafter Wettbewerb von Unternehmen typischerweise die Produktivität der Volkswirtschaft und damit auch den Wohlstand steigert. Kartellabsprachen haben deshalb oft den Charakter von Umweltverschmutzung: Es geht um private Aktionen zulasten der Gesamtgesellschaft.

Zuständig für die Kartellbekämpfung ist die eidgenössische Wettbewerbskommission (Weko). Im Fokus des Kartellgesetzes und der Weko stehen vor allem «harte» Kartellabreden. Zu diesen zählen Absprachen zwischen Konkurrenten über Preise, Mengen und Gebiete sowie Absprachen zwischen verschiedenen Marktstufen (etwa Produzenten und Händlern) über Preise und Gebietschutz. Diese fünf Abredetypen sind unzulässig, wenn sie den Wettbewerb beseitigen oder erheblich beeinträchtigen; in diesen Fällen kann die Weko direkt happige Bussen aussprechen. In den letzten zwanzig Jahren haben die Wettbewerbshüter insgesamt Bussen von über 800 Millionen Franken verhängt; die bisherige Rekordbusse liegt bei 186 Millionen Franken (für die Swisscom).

Abreden können zulässig sein

Das Bundesgericht befand 2016 in einem vielzitierten Urteil im Zusammenhang mit Elmex-Zahnpasta (Gaba-Urteil), dass bei den genannten fünf Abredetypen bereits aufgrund ihrer Natur von einer erheblichen Wettbewerbsbeeinträchtigung auszugehen sei. Diese Abreden seien vom Gesetzgeber als «besonders schädlich» eingestuft worden; der Verweis des Gesetzes auf die Erheblichkeit sei hier nur als Bagatellklausel zu werten. Die Weko muss daher in solchen Fällen nicht jeweils die konkreten schädlichen Auswirkungen einer Kartellabsprache in Franken und Rappen nachweisen. Es genügt der Nachweis, dass es eine solche Abrede gab. Selbst solche Abreden können zwar zulässig sein, aber nur wenn sie sich mit Gründen der wirtschaftlichen Effizienz rechtfertigen lassen.

Oft betroffen war etwa der Bausektor. So hatte die Weko in den letzten zwanzig Jahren über ein Dutzend Kartellabsprachen bei total etwa 2000 öffentlichen Bauprojekten geahndet. Diese Fälle lösten Verunsicherung aus. So waren Befürchtungen zu hören, dass damit auch gängige Arbeitsgemeinschaften verschiedener Baufirmen zur Einreichung einer Offerte infrage gestellt seien. Solche Arbeitsgemeinschaften können den Wettbewerb fördern, wenn mit einer Zusammenarbeit mehrerer kleinerer oder mittlerer Baufirmen zusätzliche Offerten bei Bauausschreibungen möglich sind. Die Weko hat wiederholt betont, dass solche Arbeitsgemeinschaften zulässig seien.

Befehl für Bundesrat

Doch das Parlament nahm 2021 eine Motion des mit dem Bausektor liierten Ex-FDP-Ständerats Olivier François an, die auch bei harten Kartellabreden jeweils eine Einzelfallabklärung von quantitativen und qualitativen Auswirkungen fordert. Der Bundesrat hat die befohlene Umsetzung dieser Motion in



Die Bussen für diverse Baukartelle sind ein Treiber der laufenden Kontroverse.

GIAN EHRENZELLER / KEYSTONE

eine ohnehin geplante Revision des Kartellgesetzes eingebaut. Die Revision sah ursprünglich relativ wenig umstrittene Elemente vor, wie eine Änderung der Regeln für die Fusionskontrolle. Mit der diskutierten Regeländerung für die Kartellbekämpfung hat das Gesetzesprojekt aber eine weit grössere Bedeutung und viel höheres Konfliktpotenzial erhalten.

Der Ständerat wird nächste Woche über die Gesetzesrevision entscheiden. Seine Wirtschaftskommission hat die vom Bundesrat vorgeschlagene Umsetzung der Motion François noch verändert; diverse Beobachter sehen die nun vorgeschlagene Formulierung als noch stärkere Fesselung der Weko, womit das Rad noch weiter zurückgedreht werde als bis zur Zeit unmittelbar vor dem Gaba-Urteil des Bundesgerichts. Laut der neuen Formulierung ist die Schädlichkeit von Kartellen im konkreten Fall darzulegen, wobei quantitative als auch qualitative Kriterien zu berücksichtigen seien. Ähnliches soll bei Missbrauch von Marktmacht und von relativer Marktmacht gelten.

Die Verärgerung im Gewerbe über die Weko geht weit über den Bausektor hinaus. Auch der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse kämpft für eine Eindämmung der Weko-Spielräume. Das gilt auch für diverse Kartellanwälte. Zu den in diesen Kreisen viel kritisierten Weko-Entscheidungen gehören etwa die Bussen von 2015 für ein Kartell im Sanitärgrosshandel. Laut den Kritikern hat die Weko diese Abrede fälschlicherweise nur auf Basis von Bruttopreislisten als unzulässig erklärt, obwohl es in der Praxis starken Wettbewerb via Rabatte von bis zu 50 Prozent gegeben habe. Zu den Kritikern gehörte auch der frühere Weko-Vizepräsident und emeritierte Rechtsprofessor Roger Zäch, der ein Gutachten für eine der involvierten Parteien verfasst hatte.

Die Weko betont, dass die Koordination der Bruttopreise die Beeinflussung der effektiven Preise bezweckt habe. Der Fall ist immer noch beim Bundesverwaltungsgericht hängig.

Nachweis von Schäden schwierig

Die Kritiker monieren auch Grundsätzliches in der Kartellbekämpfung: Sie orten einen Mangel an Abtrennung zwischen Untersuchungsbehörde (Weko-Sekretariat) und Entscheidbehörde (Wettbewerbskommission) sowie eine Neigung der Gerichte, Weko-Entscheidungen zu bestätigen.

schaftsdepartement ist der quantitative Nachweis von konkreten Kartellschäden oft sehr schwierig, weshalb eine solche Beweispflicht ein bedeutender Rückschritt in der Kartellbekämpfung sei und die Verfahren verlängern würde.

Praxis mit EU vergleichbar

«Dann könnten wir harte Kartelle nicht mehr wirksam bekämpfen», sagt die amtierende Weko-Präsidentin Laura Baudenbacher: «Die Schweiz würde international massiv an Ansehen verlieren und hinter andere OECD-Länder zurückfallen – in die Zeit des Vitaminkartells, als Basel als Kartellhauptstadt der Welt galt.» Damit seien auch die Vereinbarungen mit der EU und Deutschland zur Zusammenarbeit der Wettbewerbsbehörden gefährdet.

Laut den Befürwortern des Status quo ist in der EU und den USA bei harten Kartellabreden kein Einzelfallnachweis konkreter Schäden verlangt. Gemäss einem Rechtsgutachten vom November 2023 im Auftrag des Bundes ist die Schweizer Kartellrechtspraxis im Wesentlichen mit jener der EU vergleichbar. Auch ein von Schweizer Kritikern ins Feld geführtes Urteil des Europäischen Gerichtshofs vom Juni 2023 (Fall Super Bock) gibt keinen klaren Beleg für einen EU-Kurswechsel. Die Leitlinien des Industrieländervereins OECD empfehlen derweil ausdrücklich die Illegalität harter Kartelle ohne Vorgabe eines Beweises effektiver Schäden.

«Seit dem Gaba-Urteil von 2016 ist der Schweizer Rechtsrahmen wieder voll kompatibel mit dem Recht der EU sowie jenem ihrer Mitgliedstaaten», sagt Marino Baldi. Er ist ehemaliger Beamter und gilt als «Vater» des Schweizer Kartellgesetzes von 1995. Er sass auch in der Wettbewerbskommission und war danach als Kartellrechtsanwalt tätig.

Die Vorgabe eines quantitativen Nachweises von Kartellschäden wäre laut Baldi ein «Fressen» für die Anwälte: «Jene, die jetzt für diese Bedingungen kämpfen, tun dies aus Eigeninteresse.» Auch Baldi kritisiert aber, dass die Weko in der Beurteilung von Listen mit Bruttopreisen bei freien Rabatten wie im Fall des Sanitärgrosshandels «zu scharf» sei. Baldi hatte in jenem Fall für eine der involvierten Parteien ein Rechtsgutachten geschrieben. Entscheiden werden die Richter: Auch nach geltendem Recht können Listen mit Bruttopreisen zulässig sein, wenn sie sich mit Gründen der wirtschaftlichen Effizienz rechtfertigen lassen.

ANZEIGE

PERUTIL S.A., Panama

(VALOR 27645797 / ISIN PAL3009371A3)

Die ordentliche Generalversammlung der Aktionäre vom 4. Juni 2024 hat die Ausschüttung einer Dividende von

USD 3.50 netto pro Aktie

beschlossen, zahlbar am 18. Juni 2024 an die am 11. Juni 2024 im Aktienregister unserer Gesellschaft eingetragenen Aktionäre.

Zahlstelle:
Privatbank Bellerive AG
Mittelstrasse 6
Postfach
CH-8034 Zürich/Schweiz

Ab 12. Juni 2023 erfolgen Transaktionen in unseren Aktien «ex Dividende».

Panama, 4. Juni 2024

Für den Verwaltungsrat:
Guillermo Chapman III (Präsident)



Healer Scrolls (Pink Sun), 2023, Pigment print, Kirigami cut paper, Tension, Watercolor, Perspex frame, 62 x 42 cm

unicef 
für jedes Kind



ERFAHREN SIE
MEHR AUF
UNICEF.CH/
TESTAMENT

Machen Sie die Zukunft zu Ihrem Vermächtnis.

Mit einer Erbschaft oder einem Legat zugunsten von UNICEF legen Sie den Grundstein für eine bessere Zukunft für Kinder.

© UNICEF/UNIS/50500/Daenagh



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und
Polizeidepartement EJPD
Generalsekretariat GS-EJPD

Direktor/in Bundesamt für Polizei (fedpol)

100% / Bern

fedpol – im Einsatz für die Sicherheit der Schweiz und ihrer Bevölkerung

Ihre Aufgaben

- Sie führen ein Bundesamt mit sechs Direktionsbereichen und über 1000 Mitarbeitenden in fachlicher, personeller und organisatorischer Hinsicht.
- Die Departementsleitung wird von Ihnen in sicherheitspolitischen Themen unterstützt und kann sich jederzeit auf Ihre kompetente Beratung verlassen.
- Sie sind verantwortlich für eine kontinuierliche strategische und konzeptionelle Weiterentwicklung und Umsetzung der Politik der inneren Sicherheit des Bundes.
- Sie führen die Geschäfte des Amtes in seiner ganzen Breite und sind als Direktorin/Direktor Mitglied der Kerngruppe Sicherheit, die den Sicherheitsausschuss des Bundesrates berät.
- Sie vertreten fedpol gegenüber nationalen und internationalen Behörden und Organisationen, arbeiten eng zusammen mit dem Generalsekretariat EJPD und informieren die Öffentlichkeit zu sicherheitsrelevanten Themen.

Ihr Profil

- Führungsstärke und Managementqualitäten sind uns ebenso wichtig wie ein Hochschulabschluss, sehr gute Kenntnisse des Systems der inneren Sicherheit sowie (juristische) Kenntnisse im Strafverfolgungs- und Polizeibereich.
- Sie kennen die föderalen Verwaltungsstrukturen der Schweiz, haben ein breites fachliches Netzwerk, verfügen über hohe Sozialkompetenz und Verhandlungsgeschick und bringen idealerweise internationale Erfahrungen mit.
- Wir freuen uns auf eine Persönlichkeit, die mit Offenheit und visionärem Denken einen wichtigen Beitrag für die innere Sicherheit der Schweiz leistet und neue Akzente setzen kann.
- Sehr gute Kenntnisse der Amtssprachen sowie sehr gute Englisch-Kenntnisse setzen wir voraus.

Das Bundesamt für Polizei (fedpol) bekämpft in Zusammenarbeit mit den zuständigen Sicherheitsbehörden in den Kantonen und dem Bund Terrorismus und Schwerstkriminalität. Zu diesem Zweck sorgt fedpol für die nationale und internationale Polizeikooperation und den Informationsaustausch. Im Auftrag der Bundesanwaltschaft führt fedpol die gerichtspolizeilichen Ermittlungen gegen Mitglieder terroristischer und krimineller Organisationen und bei schweren Wirtschaftsdelikten und Geldwäscherei. Fedpol schützt zudem Personen, Behörden und Gebäude des Bundes. Damit leistet fedpol einen wichtigen Beitrag zur Wahrung der inneren Sicherheit und zum Schutz von Demokratie und Rechtsstaat.

Die Arbeit von fedpol genießt grosses Vertrauen in der Öffentlichkeit und in der Politik – das soll so bleiben.

Die Bundesverwaltung achtet die unterschiedlichen Bedürfnisse und Lebenserfahrungen ihrer Mitarbeitenden und fördert deren Vielfalt. Gleichbehandlung genießt höchste Priorität.

Bewerben Sie sich bitte online unter www.stelle.admin.ch, Ref. Code 401-10966

Interessiert? Fachliche Auskünfte erteilt Ihnen gerne der stellvertretende Generalsekretär EJPD, Herr Sebastian Kölliker (058 464 71 29 / sebastian.koelliker@gs-ejpd.admin.ch). Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung!

Weitere interessante Stellenangebote der Bundesverwaltung finden Sie unter www.stelle.admin.ch



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD
Generalsekretariat GS-EJPD

Staatssekretär/in für Migration

100% / Bern

Migration bewegt

Ihre Aufgaben

- Das Staatssekretariat mit fünf Direktionsbereichen und über 1'500 Mitarbeitenden fachlich, personell und organisatorisch führen
- Strategien im Gesamtkontext der Migration entwickeln und den Departementsvorsteher in allen Fragestellungen in diesem Bereich kompetent beraten und unterstützen
- Die Asyl-, Ausländer- und Integrationspolitik weiterentwickeln, koordinieren und umsetzen in engem Austausch mit Parlament, kantonalen Behörden, zuständigen Bundesstellen, internationalen Organisationen und ausländischen Ansprechpartnern
- Das Departement resp. den Bund auf internationaler Ebene zur Wahrung der Interessen der Schweiz vertreten
- Information der Öffentlichkeit zu migrationspolitischen Themen vornehmen und eng mit dem Generalsekretariat EJPD agieren

Ihr Profil

- Ausgewiesene Führungspersönlichkeit mit Erfahrung im politischen Umfeld, sei es auf kantonaler oder eidgenössischer Ebene sowie im internationalen Kontext.
- Als integre Persönlichkeit zeichnen Sie sich nebst Leadership durch eine hohe Sozialkompetenz und hervorragende Kommunikationsfähigkeiten aus und haben Freude an der Auseinandersetzung mit migrationspolitischen Themen.
- Ein abgeschlossenes Hochschulstudium mit entsprechendem Leistungsausweis wird vorausgesetzt.
- Ihre sehr guten aktiven Kenntnisse mindestens einer zweiten Amtssprache sowie des Englischen und zusätzlich passive Kenntnisse einer dritten Amtssprache unterstützen Sie im Dialog mit den verschiedensten in- und ausländischen Partnern.

Das Staatssekretariat für Migration (SEM) regelt, unter welchen Bedingungen jemand in die Schweiz einreisen, hier leben und arbeiten darf. Es entscheidet im Einzelfall, wer in der Schweiz Schutz vor Verfolgung erhält und es führt auf internationaler Ebene Verhandlungen. Zudem koordiniert das Staatssekretariat die Integrationsbemühungen von Bund, Kantonen und Gemeinden und ist auf Bundesebene für Einbürgerungen zuständig.

Die Bundesverwaltung achtet die unterschiedlichen Bedürfnisse und Lebenserfahrungen ihrer Mitarbeitenden und fördert deren Vielfalt. Gleichbehandlung genießt höchste Priorität.

Bewerben Sie sich bitte online unter www.stelle.admin.ch, Ref. Code 401-10944.

Interessiert? Fachliche Auskünfte erteilt Ihnen gerne die Generalsekretärin EJPD, Frau Nora Bertschi (Tel. 058 463 26 94). Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung!

Weitere interessante Stellenangebote der Bundesverwaltung finden Sie unter www.stelle.admin.ch



Die LUKS Gruppe gehört zu den führenden Spitalgruppen der Schweiz. Sie umfasst das Luzerner Kantonsspital (LUKS Spitalbetriebe AG) mit den Standorten Luzern, Sursee und Wolhusen, die Spital Nidwalden AG sowie weitere Beteiligungen. Die LUKS Gruppe sorgt für eine koordinierte, digital vernetzte und für alle zugängliche Gesundheitsversorgung mit einer starken Patienten-, Zuweiser- und Kundenorientierung. Mit über 8'000 Mitarbeitenden ist sie die grösste Arbeitgeberin der Zentralschweiz.

Im Zuge des geplanten Rücktrittes des heutigen Präsidenten suchen wir spätestens per 1.1.2025 eine/n

VR-Präsident/in für die LUKS Gruppe

Anforderungsprofil Präsidium:

Sie sind eine starke Führungspersönlichkeit mit Erfahrung auf oberster strategischer oder operativer Ebene. Sie verfügen über strategische und finanzielle Führungskompetenz. Im Idealfall haben Sie Erfahrung als Präsident/in. Sie sind in der Lage, Transformationsprozesse zu gestalten und die Mitarbeitenden mit auf den Weg zu nehmen. Gute Kenntnisse des Gesundheitswesens und eines Zentrumsversorgers sind von Vorteil. Sie sind eine integrative, authentische Persönlichkeit gepaart mit Entschlussfähigkeit und hohem Durchsetzungsvermögen. Sie haben eine sehr gute politische Vernetzung auf Ebene Bund und Kantone und beste Kenntnisse politischer Prozesse. Sie verfügen über das erforderliche Beziehungsnetz in der Zentralschweiz bzw. sind aufgrund Ihrer Netzwerkfähigkeit in der Lage, dieses rasch aufzubauen. Eine hohe Präsenz sowie Kommunikationskompetenz runden das Profil ab.

Anforderungen an das Gesamtgremium:

Die VR-Mitglieder identifizieren sich mit der Eignerstrategie, den gesundheitspolitisch relevanten Grundlagen des Kantons Luzern sowie der Strategie der anderen beteiligten Kantone und setzen diese um. Die VR-Mitglieder haben möglichst einen Bezug zur Zentralschweiz und verstehen sich als Botschafter/innen der LUKS Gruppe. Sie sind zeitlich ausreichend verfügbar.

Wir freuen uns auf die Zustellung Ihrer Bewerbung per E-Mail an Herrn Dr. Kurt Aeberhard, Innopool AG, luks-vrp@innopool.ch. Für Fragen stehen wir unter 031 872 00 25 zur Verfügung.

Innopool AG

Bahnhofstrasse 17 | CH-3053 Münchenbuchsee
www.innopool.ch



schweizer kulturstiftung

prohelvetia

Die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia beschäftigt in der Schweiz und in sechs Aussenstellen rund 120 Mitarbeitende, die sich für zeitgenössisches Kunst- und Kulturschaffen aus der Schweiz engagieren. Im Auftrag des Bundes unterstützt Pro Helvetia mit ihrer Förderung die Vielfalt und Qualität des professionellen künstlerischen Schaffens und dessen weltweite Verbreitung. Pro Helvetia setzt sich für Chancengleichheit und Nachhaltigkeit ein und engagiert sich für günstige Rahmenbedingungen für Kunst- und Kulturschaffende.

Im Auftrag des Stiftungsrates suchen wir per 1. Juni 2025 oder nach Vereinbarung eine erfahrene, innovative und mit dem Schweizer Kunst- und Kulturbetrieb bestens vertraute Führungspersönlichkeit.

Direktorin / Direktor 100 %

Mehr über die Aufgabe erfahren Sie auf www.iek.ch.



iek Institut für emotionale Kompetenz AG
Hallwylstrasse 34 | Postfach 186 | 3000 Bern 6 | 031 333 42 33
Rennweg 32/34 | Postfach 3767 | 8021 Zürich | 043 497 26 20
www.iek.ch

Fähigkeiten erkennen, entwickeln, einsetzen



Lehre, Forschung und Praxis – wir verbinden

Leiter*in Professur für Bildung im Kontext von Schule und Gesellschaft (80–100 %, Co-Leitung möglich)

Pädagogische Hochschule FHNW,
Institut Sekundarstufe I und II

Die Einzigartigkeit der FHNW zeigt sich in der Verbindung von Lehre und anwendungsorientierter Forschung sowie der Zusammenarbeit mit der Praxis. Die sich ergänzenden Perspektiven ermöglichen ein differenziertes Verständnis und Handeln in einer sich schnell wandelnden Welt. Austausch und Zusammenarbeit stehen im Vordergrund.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.fhnw.ch/offene-stellen.

Für allfällige Fragen und Auskünfte zum Stellenprofil wenden Sie sich gern an Prof. Dr. Claudia Schmellentin Britz, Institutsleiterin Sekundarstufe I und II, T +41 56 202 80 17.



www.fhnw.ch/ph



Die Akademie der Naturwissenschaften Schweiz (SCNAT) stärkt das Bewusstsein für die Naturwissenschaften als zentralen Pfeiler der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung. Ihre breite Abstützung macht sie zu einem repräsentativen Partner für die Politik. Die SCNAT vernetzt die Naturwissenschaften, liefert Expertise, fördert den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, identifiziert und bewertet wissenschaftliche Entwicklungen und legt die Basis für die nächste Generation von Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftlern. Sie ist Teil des Verbundes der Akademien der Wissenschaften Schweiz.

Infolge Ablaufs der Amtszeit des derzeitigen Präsidenten suchen wir eine Persönlichkeit als

Präsidentin / Präsident SCNAT

Gesucht wird eine akademisch anerkannte Persönlichkeit mit wissenschaftlichem Leistungsausweis, welche die naturwissenschaftlichen Disziplinen aus einer übergeordneten Sicht vertritt. Neben der Vernetzung in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft sind Führungskompetenz und Erfahrung im Umgang mit Behörden, Politik und Medien erforderlich.

Die Aufgabe besteht darin, die SCNAT zu leiten und sie innerhalb des Akademienverbunds sowie in nationalen und internationalen Netzwerken zu vertreten. Dabei gilt es, die SCNAT und den Akademienverbund in ihrer Zielsetzung zu unterstützen, die Vielfalt der Stimmen in Wissenschaft und Forschung zu garantieren und unterschiedliche Forschungszugänge, -perspektiven und -methoden zu fördern. Die Beherrschung von zwei Landessprachen sowie verhandlungssicheres Englisch werden vorausgesetzt. Der Sitz der Institution ist Bern.

Die Wahl erfolgt auf drei Jahre mit der Möglichkeit zur einmaligen Wiederwahl. Amtsübernahme ist Juli 2025 oder nach Vereinbarung.

Auskunft über die zu besetzende Position erteilt: Prof. Dr. Barbara König, Vizepräsidentin SCNAT, barbara.koenig@ieu.uzh.ch.

Ihre Interessensbekundung nehmen wir bis am 26. August 2024 schriftlich oder elektronisch unter new.presidency@scnat.ch entgegen.

Akademie der Naturwissenschaften Schweiz, Haus der Akademien, Laupenstrasse 7, Postfach, CH-3001 Bern, Telefon +41 (0)31 306 93 00



Lehre, Forschung und Praxis – wir verbinden

Leiter*in Professur für Lehren, Lernen und Entwicklung (80–100 %, Co-Leitung möglich)

Pädagogische Hochschule FHNW,
Institut Sekundarstufe I und II

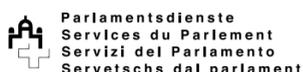
Die Einzigartigkeit der FHNW zeigt sich in der Verbindung von Lehre und anwendungsorientierter Forschung sowie der Zusammenarbeit mit der Praxis. Die sich ergänzenden Perspektiven ermöglichen ein differenziertes Verständnis und Handeln in einer sich schnell wandelnden Welt. Austausch und Zusammenarbeit stehen im Vordergrund.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.fhnw.ch/offene-stellen.

Für allfällige Fragen und Auskünfte zum Stellenprofil wenden Sie sich gern an Prof. Dr. Claudia Schmellentin Britz, Institutsleiterin Sekundarstufe I und II, T +41 56 202 80 17.



www.fhnw.ch/ph



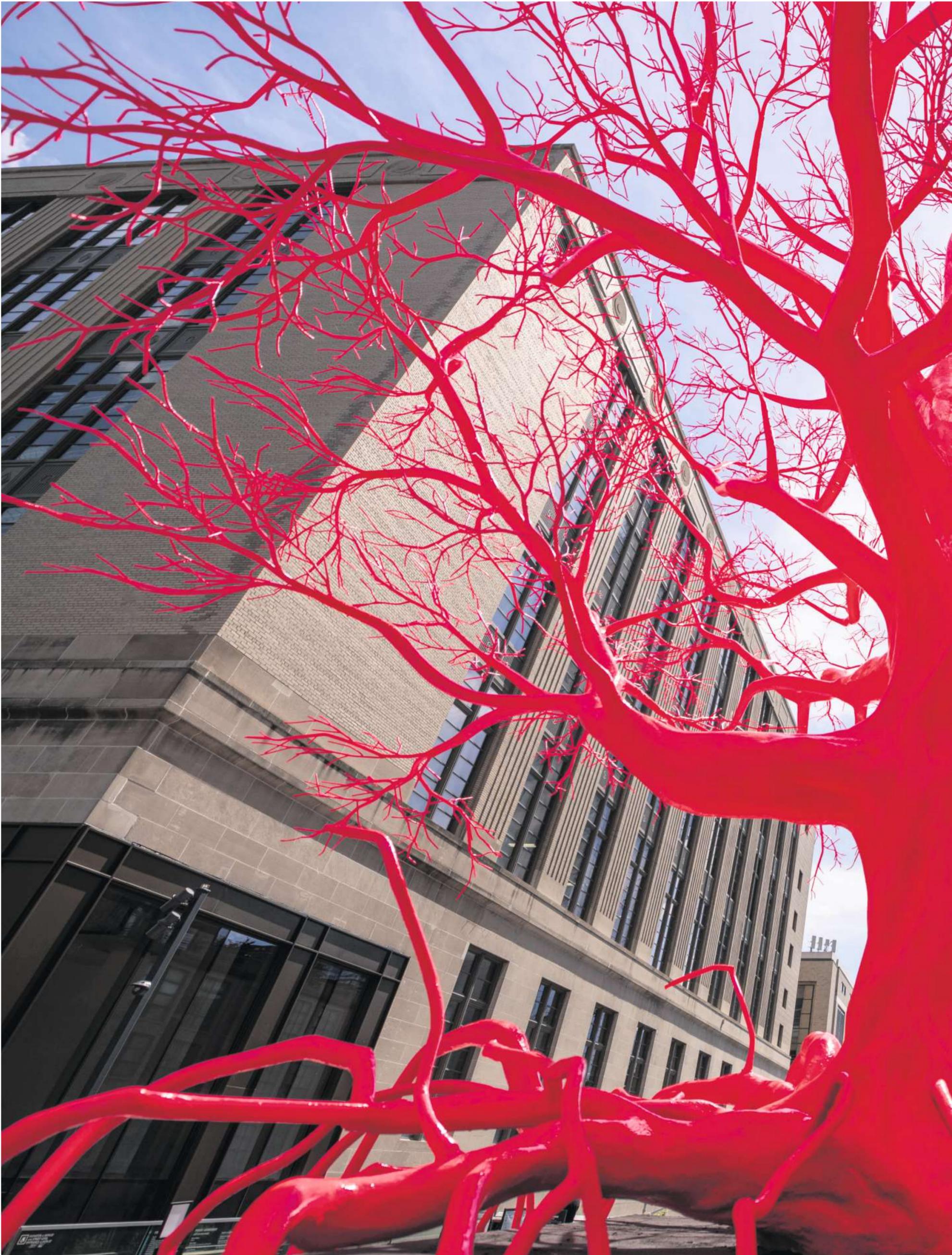
Parlementsdiensete PD

Ordentliche Richter*in oder ordentlicher Richter*in mit Hauptsprache Deutsch

Bundesgericht, Luzern

Detaillierte Informationen zu dieser Stelle finden Sie mit dem Ref. Code JRG\$540-11018 unter www.stelle.admin.ch





Old Tree, 2023, Steel, Fiberglass, Epoxy, Paint, 750 x 700 cm. A High Line Plinth commission. On view May 2023 — Fall 2024. Courtesy of the High Line, Karma International, Zurich, Miguel Abreu Gallery, New York, Sprüth Mag



INDIZES

SMI

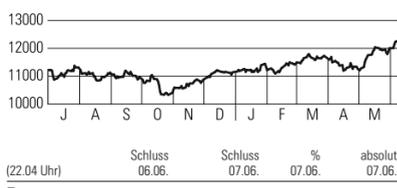


Table with columns for region (Europa), index (SMI, SPI, ATX), and values for 06.06, 07.06, and 07.06 with percentage changes.

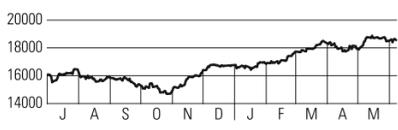
Table with columns for index (DAX, CAC 40, S&P 500, Euro Stoxx 50, Stoxx Europe 50) and values for 06.06, 07.06, and 07.06 with percentage changes.

Table with columns for index (Dow Jones, S&P 500, Nasdaq, S&P TSX, Mexiko IPC, Bovespa, Merval) and values for 06.06, 07.06, and 07.06 with percentage changes.

Table with columns for index (Asien und Afrika, Nikkei 225) and values for 06.06, 07.06, and 07.06 with percentage changes.

Table with columns for index (Hang Seng, Shanghai Co., Indien BSE, S&P ASX 200) and values for 06.06, 07.06, and 07.06 with percentage changes.

DAX



SCHWEIZ: SPI

SPI: 0.08%

Large table listing various stocks and their performance metrics (Hoch/Tief, Schluss, %). Includes companies like Accelleron, Adecco, Advant, etc.

SCHWEIZ: SWISS-MARKET-INDEX (SMI)

SMI: 0.11%

Table showing 52-week comparison (52-Wochen-Vergleich) for various companies, including columns for high/low, close, volume, and percentage changes.

Erläuterungen: Beim 52-Wochen-Vergleich zeigt das Dreieck an, wie nah der derzeitige Kurs am Höchst- bzw. Tiefststand der vergangenen 52 Wochen liegt.

ROHWAREN

Table showing commodity prices (Kaffee CSCE, Kakao CSCE, etc.) with columns for high/low, close, and percentage changes.

Table showing energy prices (Heizöl, Rohöl (Brent), Heizeöl Zürich) with columns for price and percentage changes.

Table showing precious metal prices (EDELMETALLE ZÜRICH) with columns for price and percentage changes.

ROHWAREN

Table showing commodity prices (Baumwolle, Kaffee CSCE, Kakao CSCE, etc.) with columns for price and percentage changes.

Table showing energy prices (LME (\$/t)) with columns for price and percentage changes.

Table showing precious metal prices (MÜNZEN) with columns for price and percentage changes.

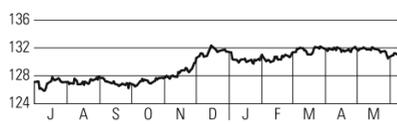
GELD- & KAPITALMARKTDATEN

Table showing exchange rates (ZÜRCHER DEVISEN UND NOTEN) with columns for high/low, close, and percentage changes.

Table showing benchmark bond yields (BENCHMARK-ANLEIHEN (10 Jahre)) with columns for yield and percentage changes.

Table showing Swiss reference rates (SWISS REFERENCE RATES) with columns for rate and percentage changes.

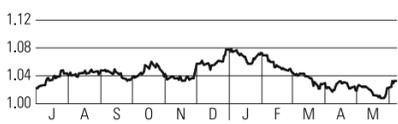
Swiss-Bond-Index



Schweiz (10-j.)



Franken in Euro



SCHWEIZER OBLIGATIONEN IN FRANKEN

Large table listing Swiss bonds in Frank Switzerland, including columns for issuer, maturity, price, and yield.

Erläuterungen: Rubriken der inländischen und ausländischen Obligationen werden im Wechsel publiziert. Auswahl bei Aktien nach Höhe der Marktaktivierung...

EUROPA STOXX 600 (Auswahl)

Table showing selected European Stock indices (EUROPA STOXX 600) with columns for high/low, close, and percentage changes.

S&P 500 (Auswahl)

Table showing selected S&P 500 stocks with columns for high/low, close, and percentage changes.



DIENSTLEISTUNG
FLOWIT AG

DEEPTECH/LIFESCIENCES
VOLIRO AG

PRODUKTION/GEWERBE
QUMEA AG

SWISSECONOMICAWARD

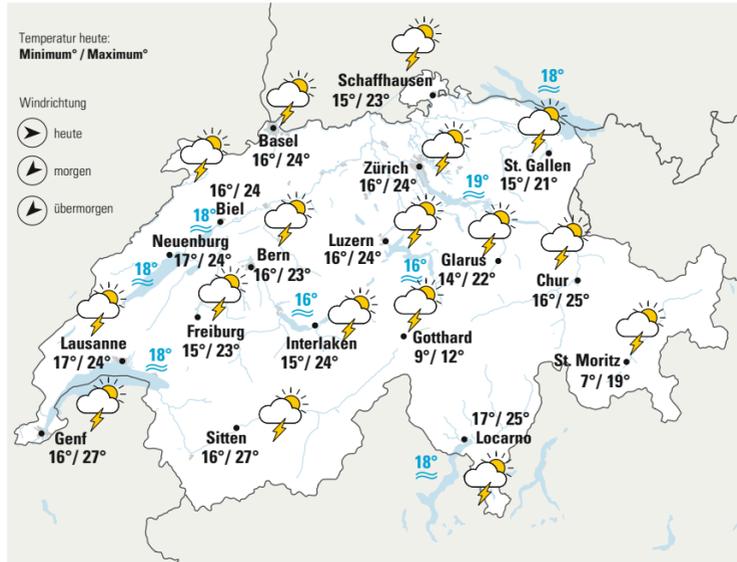
GEWINNER 2024

Wir gratulieren den drei herausragenden Jungunternehmen der Schweiz zum Gewinn des Swiss Economic Award 2024. Diese drei Firmen haben sich durch ihre beeindruckenden unternehmerischen Leistungen ausgezeichnet.

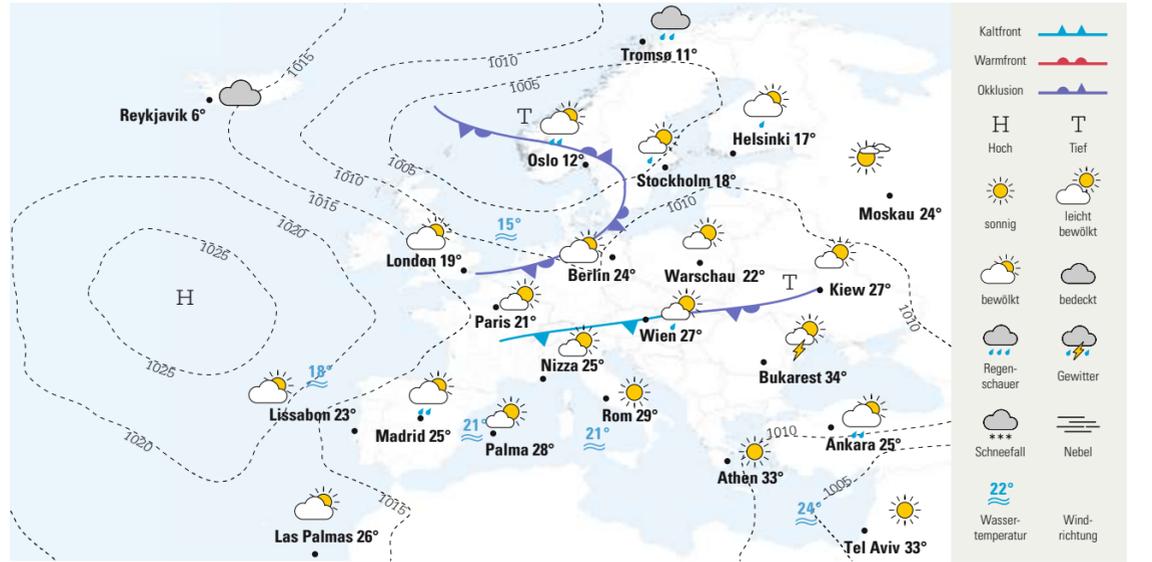
AWARD-PARTNER



SCHWEIZ



EUROPA



DIE NÄCHSTEN VIER TAGE

Table with 4 columns (Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch) and 3 rows (Ostschweiz, Westschweiz, Südschweiz) showing weather icons and temperature ranges.

BERGWETTER

Table with 4 columns (Wind, km/h, °C) and 4 rows (4000 m, 3000 m, 2000 m, 1000 m) showing wind direction and temperature at different altitudes.

Allgemeine Lage: Die Druckgegensätze über Mitteleuropa sind relativ gering, allerdings erstreckt sich eine Luftmassengrenze von der Biskaya bis nach Osteuropa.

Heute: In der Zentral- und Ostschweiz geht der Grossteil des Samstagvormittags noch meist trocken über die Bühne, nur lokal gibt es erste Platzregen.

sich tagsüber weiter in den Norden und Osten des Landes aus. Mit etwas Sonne werden schwülwarme 23 bis 25 Grad erreicht.

Aussichten: Nach nächtlichen Schauern und Gewittern zeigt sich der Sonntagvormittag vorübergehend etwas ruhiger. Im Laufe des Nachmittags nehmen die Niederschlags- und Gewitteraktivitäten aber wieder stetig zu, am Abend kann es ordentlich schütten!

NZZ nzz.ch/wetter

SONNE UND MOND

Table showing sunrise and sunset times for Sonne and Mond, along with moon phase information.

WINDRICHTUNGEN/-STÄRKEN

Table with 4 columns (heute, morgen) and 10 rows (Zürichsee, Oberrsee, Greifensee, etc.) showing wind direction and strength.

MORGEN INTERNATIONAL

Table with 2 columns (Europa, Istanbul) and 10 rows (Amsterdam, Athen, Barcelona, etc.) showing international weather forecasts.

Table with 2 columns (Africa, Asia) and 10 rows (Dakar, Johannesburg, etc.) showing international weather forecasts.

Neue Zürcher Zeitung

UND SCHWEIZERISCHES HANDELSBLATT
Gegründet 1780
Der Zürcher Zeitung 245. Jahrgang
REDAKTION
Chefredaktor: Eric Güjer (reg.)
Stellvertreter: Daniel Wechlin (daw.), Nicole Anliker (ann.), Carola Ettenreich (cet.), Tom Schneider (sct.)

Giorgio Scherrer (sgr.), Tobias Marti (tma.), Marius Huber (hub.), Francesca Prader (fpr.)
Wirtschaft: Chanchal Biswas (bis.), Lorenz Honegger (lho.), Guido Schätti (gsh.), Dieter Bachmann (dba.), Thomas Fuster (tf.), Christian Severin (sev.), Andrea Martel Fus (amf.), Gerald Hosp (gho.), Matthias Benz (mbe.), Michael Ferber (feb.), Hansueli Schöchli (hus.), Benjamin Triebel (bet.), Dominik Feldges (df.), André Müller (amü.), Eflamm Mordrelle (EM), Nelly Keusch (nel.), Isabelle Wachter (wai.), Zoé Baches (ZB), Moritz Kaufmann (mkf.), Jörg Meier (mju.), Markus Stadel (stá.), Albert Steck (sal.), Jürg Zulliger (jz.), Janique Weder (wej.)

Sprick (max.), Kevin Weber (wek.), Elena Oberholzer (obe.), Matthias Venetz (etz.), Miriam Moll (mir.)
Social Media: Madleen Kamrath (mdl.), Ferdinand Knapp (FK.), Severin Pomsel (spo.), Lucia Grassi (glu.), Natalie Fasnacht (naf.)
Community: Anja Grünenfelder (ang.)
Podcast: Sven Preger (sve.), Nadine Landert (lna.), David Vogel (dv.), Marlen Oehler (oeh.), Antonia Moser (ata.), Jenny Rieger (rje.), Simon Schaffer (ssi.), Alice Grosjean (gja.)
Audience Management: Jonas Holenstein (jho.), Thierry Figini (tfi.), Martin Arnold (maa.), Nicolas Fröhner (frn.)

KORRESPONDENTEN
Paris: Nina Belz (nbe.), London: Niklaus Nuspliger (nn.), Berlin: Marc Felix Serrao (fxs.), Jonas Hermann (jsh.), René Höltschi (ht.), Alexander Kusler (kis.), Oliver Maksan (oma.), Fatma Keilani (kei.), Susann Kreuzmann (sk.), Beatrice Achterberg (aba.), Marco Seliger (mse.), Johannes C. Bockenhauer (JCB.), Frankfurt: Michael Rasch (ra.), Rom: Luzi Bernet (lzb.), Madrid: Ute Müller (utm.), Wien: Ivó Mijssen (mij.), Meret Baumann (bam), Tallinn: Linda Koponen (lko.), Brüssel: Daniel Steinworth (DSt.), Daniel Imwinkelried (imr.), Moskau: Markus Ackeret (mac.), Nairobi: Samuel Misteli (smi.), Istanbul: Volker Pabst (pab.), Beirut: Daniel Böhm (dan.), Tel Aviv: Rewert Hoffer (rew.), Delhi: Andreas Babst (abb.), Singapur: Matthias Kamp (mka.), Taipei: Patrick Zoll (paz.), Peking: Matthias Kamp (mka.), Tokio: Martin Kölling (koe.), Sydney: Barbara Barkhausen (bkh.), Washington: Christian Weislog (ws.), Chicago: David Singer (dai.), New York: vakant.
San Francisco: Marie-Astrid Langer (lma.), Rio de Janeiro: Thomas Mitz (mit.), Salvador da Bahia: Alexander Busch (bu.)

Verlag: Falkenstrasse 11, Postfach, CH-8021 Zürich, Tel. +41 44 258 11 11, verlag@nzz.ch.
Leserservice: Postfach, CH-8021 Zürich, Tel. +41 44 258 10 00, service@nzz.ch, www.nzz.ch/faq.
Inserate: NZZzone, Neue Zürcher Zeitung AG, Falkenstrasse 11, CH-8021 Zürich, Tel. +41 44 258 16 98, contact@nzzzone.ch, www.nzzzone.ch.
Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG, Bubenbergstrasse 1, CH-8045 Zürich.
PREISE ABONNEMENTE (inkl. MWST)
NZZ Print & Digital: 914 Fr. (12 Monate), 83 Fr. (1 Monat).
NZZ Digital Plus: 623 Fr. (12 Monate), 58 Fr. (1 Monat).
NZZ Wochenende Print: 405 Fr. (12 Monate), 36 Fr. (1 Monat).
NZZ International Print & Digital: 619 € (12 Monate), 56 € (1 Monat).
NZZ für Studierende: 5 Fr. (1 Monat).
Alle Preise gültig ab 1. 1. 2024.



Viele denken über ihre Zukunft nach. Du schreibst sie.

Studiere am führenden Institut für Journalismus und Kommunikation: maz.ch



Sexual Power (Viagra Painting, Fill Liquid), 2024, Acrylic on Aluminium, 150 x 95 cm

NZZ

Kunst

«Pattern Tension (Screening)» (2024)



kunst.nzz.ch/pamelarosenkranz
+41 44 258 19 80

Exklusiver Siebdruck auf Silberpapier von Pamela Rosenkranz

«Pattern Tension (Screening)» (2024)

Acryl-Siebdruck auf Silberpapier, ungerahmt,
Edition in einer Auflage von 70 Exemplaren,
Masse: 42 × 29,7 cm (L × B).

Preis: 1500 CHF

Zuzüglich Frachtkosten bei Versand, Bestellungen finden in der Reihenfolge ihres
Eingangs Berücksichtigung. Lieferung ab August 2024.

Pamela Rosenkranz erforscht in ihren Werken sensorische Reize, die seit der Urgeschichte im Menschen tief verankerte Reaktionen auslösen. Der Siebdruck «Pattern Tension (Screening)» basiert auf Rosenkranz' Werkreihe «Pattern Tension», welche die Tabby-Musterung von Katzenfellen thematisiert. Diese wird heute oft mit «Sexiness» und sinnlicher Anziehung assoziiert. Die Streifen und Muster sind das Ergebnis eines komplexen Evolutionsprozesses: Das Tarnmuster des Fells imitiert Licht und Schatten im natürlichen Lebensraum der Tiere. Mit dem Siebdruck entwickelt Rosenkranz das von ihr schon früher verwendete Verfahren weiter: Acrylfarbe wird schichtweise auf silbern-glänzendes Papier aufgetragen. Die Farbschichten überziehen das Bild mit einer Musterung, die dreidimensional erscheint.

Pamela Rosenkranz (*1979 in Uri) schafft Skulpturen, Gemälde, Arbeiten auf Papier, Videos und Installationen. Rosenkranz untersucht Systeme, mit denen der Mensch der natürlichen Welt Bedeutung verleiht, und reflektiert über unser Bedürfnis, Metaphern zu konstruieren, um uns in unserer Lebenswelt zurechtzufinden. Ihre Arbeiten greifen das Internet-getriebene Denken ihrer Generation auf, indem sie auf Themen Bezug nimmt, die uns in der Bilder- und Informationsflut des Alltags begegnen, und schafft Verbindungen, die uns unerwartete Zusammenhänge zwischen Objekten und Ideen erkennen lassen. 2015 wurde ihr Projekt «Our Product» ausgewählt, um die Schweiz auf der 56. Biennale in Venedig zu vertreten. Ihre Arbeiten werden in zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen präsentiert und befinden sich in öffentlichen und privaten Sammlungen.



Pamela Rosenkranz

OPERNHAUS
ZÜRICH

ein
tritt
frei

oper & kino für alle

OPERNHAUS
ZÜRICH



kino für alle
Zwei Filme auf dem
Sechseläutenplatz
Fr 14 Jun 2024

oper für alle
Live-Übertragung von Bizets Meisterwerk
Carmen auf den Sechseläutenplatz
Sa 15 Jun 2024

Ermöglicht von

 ZURICH

Passt ein Kuschelmonster zu einem düsteren Krimiplot?

In der Netflix-Serie «Eric» hilft eine zottelige Kreatur Benedict Cumberbatch bei der Suche nach seinem Sohn

PAMELA JAHN

Eric ist gross, zottelig und blau. Er ist ein Monster, ein Riesenplüschtier, ein Freund, ein Feind. Für die einen existiert er nur als Marionette, ohne Herz und Verstand. Für den abgerockten Fernseh-Puppenspieler Vincent (Benedict Cumberbatch) wird er hingegen zu einem imaginären Gefährten, der ihm so real und lebendig erscheint wie schon lange nichts mehr.

Der zynische Egozentriker ist der kreative Kopf hinter der Kids-TV-Show «Good Day Sunshine», in der er die Puppen spielen lässt. Unter Kindern ist Vincent ein Star. Aber die Einschaltquoten der Sendung sinken. Dem «Sesamstrasse»-ähnlichen Format droht das Aus.

New York ist ein Moloch

Als dann auch noch sein Sohn Edgar (Ivan Morris Howe) vermisst wird, verliert Vincent den Verstand. Der Neunjährige ist verschwunden, seit Vincent ihn nach einem Streit beim Frühstück alleine zur Schule geschickt hat. Angekommen ist er dort nie. Die Polizei nimmt die Ermittlungen auf.

In seiner Verzweiflung beginnt Vincent, eine neue Puppe namens Eric zu schneiden. Edgar hatte die Figur für seinen Vater erfunden, als Skizze auf dem Papier. Nun ist Vincent überzeugt,



Vincent (Benedict Cumberbatch) ringt mit inneren und äusseren Dämonen. Szenenbild aus «Eric».

NETFLIX

Die Drehbuchautorin weiss, dass kaum etwas ungeheurer ist, als sich mit dem eigenen Ich auseinanderzusetzen.

dass er Edgar nur mit Erics Hilfe zur Rückkehr nach Hause bewegen kann. Seine Frau Cassie (Gaby Hoffmann) erklärt ihn daraufhin für völlig verrückt. Sie weiss: Vincent ist Alkoholiker, destruktiv und voller absurder Ideen.

«Eric» ist eine Thriller-Serie mit einer aussergewöhnlichen Titelfigur. Die Puppe aus Filz und Pappmaché redet bald auf Vincent ein, als ein in der Verzweiflung abgespaltenen Teil seiner Persönlichkeit. Aber wie passt ein vor-

lautes Kuschelmonster in einen düsteren Krimiplot, der sich um ein so ernstes Thema wie mutmassliche Kindesentführung oder Schlimmeres dreht?

Die Ausgangsidee der Drehbuchautorin Abi Morgan ist gewagt. Immerhin ist die Gemengelage auch ohne Eric kompliziert genug. Am schmerzhaften Verlust des Jungen zerbrechen nicht nur Vincents Ehe, seine Karriere und er selbst, sondern gefühlt die ganze Stadt.

Dieses New York Mitte der 1980er Jahre ist ein Moloch. Dreckige Strassen, Graffiti, Gewalt und Obdachlosigkeit überall. Es ist ein Zerrbild der Metropole, das dem Gotham City aus Todd Phillips' «Joker» gleicht. Auch hier hat die Stadt nicht nur ein Müllproblem. Steigende Kriminalitätsraten und soziale Wohnungsnot machen den Behörden ungleich mehr zu schaffen als Ratten im Klo.

Der Knotenpunkt, an dem sich Edgars Schicksal, Vincents geistiger Verfall und die aufgeladene Stimmung in der Stadt überschneiden, ist der NYPD-

Detective Michael Ledroit (McKinley Belcher III). Der leitende Ermittler ist ein engagierter, aufrichtiger Polizist in einem bis ins Mark korrupten System. Mit dem offenen Rassismus, der ihn umgibt, hat der schwarze, verschlossene Mann längst umzugehen gelernt. Aber dass er sich zu Hause hingebungsvoll um seinen sterbenden Partner kümmert, hält er vor der Welt streng geheim.

Mit Edgars Verschwinden kocht zudem der Fall eines anderen vermissten Jungen wieder hoch. Dessen Mutter (Adepero Oduye) stemmt sich hartnäckig gegen das Vergessen. Sie besteht darauf, dass ihrem schwarzen Sohn in der Öffentlichkeit endlich die gleiche Aufmerksamkeit gebührt.

Die Monster unter dem Bett

In dieses Klima voller Unterdrückung, Wut, Homophobie und Traumata platzt Eric mit enormer Wucht und ungenierter Selbstverständlichkeit. Das massige Zotteltier wird Vincents unberechenba-

rer Komplize, ist sein schlechtes Gewissen und seine letzte Hoffnung zugleich. «Die richtigen Monster sind nicht unter dem Bett», sagt Vincent einmal. Die Serienschöpferin Morgan bringt in der Netflix-Serie die Macht des Bösen zum Vorschein, und Benedict Cumberbatch kämpft mit aller darstellerischen Kraft gegen innere und äussere Dämonen an.

Die zentrale Spannung um Edgars Verbleib löst sich relativ früh auf. Trotzdem bleibt die Serie ausgesprochen sehenswert, was nicht nur an Cumberbatch liegt. Sondern auch an Gaby Hoffmann, deren Cassie das Gegenteil von Vincent ist: eine Frau, die sich behaupten kann und sich der Realität stellt.

Und der Titelheld Eric? Ist Störenfried und Projektionsfläche in einem. Aber Morgan übertreibt es nicht. Sie weiss, was ihr Monster kann und zum Ausdruck bringen soll: dass nämlich kaum etwas ungeheurer ist, als sich mit dem eigenen Ich auseinandersetzen zu müssen. Das bringt «Eric» eindrücklich auf den Punkt.

Vier Inseln um eine leere Mitte

Der Serpentine Pavilion in den Kensington Gardens in London kommt dieses Jahr aus Südkorea

MARION LÖHNDORF, LONDON

Schwungvoll schmiegt sich das diesjährige Sommerhaus der Serpentine Gallery an den herrschaftlichen Sitz der Kunstgalerie. Wie ein stilisierter Komet mitsamt Schweif breitet es sich vom Haupthaus auf dem davorliegenden Rasen zwischen den Bäumen aus. Die Ausläufer des luftigen Baukörpers mit einem leeren, nicht überdachten Innenhof in der Mitte sind jeweils unterschiedlich gestaltet. Das sternförmig angeordnete Ensemble ist eine Ansammlung von fünf miteinander verbundenen Teilen mit verschiedenartiger Anmutung sowie unterschiedlichen Ausmassen und Aufgaben. Die dunklen Holzrahmen schaffen eine diskrete optische Verbindung.

Von einem zwanzig Meter langen, scheunenartigen Bau, der sich von der Serpentine Gallery aus zum Park erstreckt, gehen die übrigen vier kleineren Module des Ensembles aus. Ein niedrig gelegener Flügel beherbergt ein stimmungsvolles Teehaus, in einem zweiten befindet sich eine Bibliothek, zu der die

Besucher ihre ungelesenen Bücher beisteuern können. Ein dritter erhebt sich zu einer kühnen Pyramidenstruktur, die mit einem Gitternetz bespannt ist.

Zum Teetrinken und Klettern

Das orangefarbene Netz soll sportliche Besucher – oder vielleicht auch Kinder, die genug vom Sightseeing haben – zum Klettern und Interagieren verleiten. Wie ein in grosser Höhe flatternder Wimpel ist es von der Strasse her sichtbar und wird dank seiner Signalfarbe zur Visitenkarte des Gebäudeensembles. Die dominierende Farbe ist Schwarz. Viel Leichtigkeit besitzt dieser exzentrische Baukörper mit seiner kubistisch anmutenden, geometrischen Silhouette nicht.

Das von der Serpentine Gallery in Auftrag gegebene Sommerhaus, der sogenannte Serpentine Pavilion, ist jeweils nur einen Sommer lang zu sehen, bevor es im Herbst wieder abgebaut wird. Jährlich zieht diese Attraktion rund 250 000 Besucher an. Der südkoreanische Architekt Minsuk Cho hat die dies-

jährige temporäre architektonische Prestizöse gebaut. Er vergleicht den Serpentine Pavilion seiner Popularität und seines Status in der Architekturwelt wegen mit dem James-Bond-Franchise.

«Archipelagic Void» (Archipelagische Leere) nennt Minsuk Cho das Ensemble, das er mit seinem in Seoul domizilierten Büro Mass Studies nach London gebracht hat. Der Name bezieht sich auf die leere Mitte der Struktur, wo die sogenannten Inseln zusammenlaufen. Die Leerstelle mit einem Durchmesser von acht Metern ist einem «madang», einem flexibel nutzbaren Innenhof in einem traditionellen koreanischen Haus, nachempfunden.

Preisgekrönter Architekt

Minsuk Cho ist der erste südkoreanische Architekt, der für den prestigeträchtigen Auftrag ausgewählt wurde. Er bezieht sich mit seinem Entwurf sowohl auf die typische Holzarchitektur seines Landes wie auch auf die Geschichte des Standorts Kensington. Insbesondere das Teehaus spielt auf das

Vorleben der Serpentine Gallery an. Das Haus diente von den dreissiger bis zu den sechziger Jahren als Tee-Pavillon, bevor es 1970 zum Kunstort wurde.

Der eklektische Charakter des Entwurfs spiegelt die Vielfalt von Chos Werk wider. Der 1966 in Seoul geborene Architekt hatte in dem von Rem Koolhaas mitbegründeten Büro OMA in Rotterdam gearbeitet, bevor er 1998 in New York zusammen mit seinem Partner James Slade das Büro Cho Slade Architecture eröffnete. Er kehrte 2003 nach Korea zurück, etablierte hier das Büro Mass Studies und hat sich seitdem einen Ruf als einer der bedeutendsten Architekten der Halbinsel erworben. 2010 entwarf er für Südkorea den Pavillon der Expo in Schanghai und war Co-Kurator des Pavillons an der Architekturbiennale in Venedig 2014, was ihm den Goldenen Löwen eintrug.

Auf die Frage, welche Reaktionen er von den Besuchern erwarte, sagte Cho: «Hyde Park und Kensington Gardens haben eine Geschichte der spontanen Aneignung. Ich freue mich auf etwas Unerwartetes.»

Literarisches Epizentrum

Die Villa des Suhrkamp-Verlegers Siegfried Unseld steht zum Verkauf

PAUL JANDL

Wenn man die vielen Bücher, die Künstlerbüsten und den Warhol-Goethe hinausträgt, ist es doch wieder nur ein ganz normales Haus. Baujahr 1927, 430 Quadratmeter Wohnfläche, zuletzt 1981 saniert. Keine Wärmepumpe. Kaufpreis: 4,1 Millionen Euro. Der Suhrkamp-Verlag verkauft über den Immobilienmakler Engel & Völkers die im Frankfurter Nordend gelegene Villa des 2002 verstorbenen Siegfried Unseld. Die Erhaltung des kaum noch genutzten Gebäudes kostete zu viel, heisst es. Sanierungen seien notwendig.

Mit der Villa Unseld verliert Deutschland einen Ort, in dessen Parkett ganze Sedimentschichten des deutschen Geisteslebens liegen. Die aus Rom angereiste Ingeborg Bachmann sass 1971 hier mit dem Verleger Unseld über den Fahnen des Romans «Malina». Thomas Bernhard, Max Frisch und Uwe Johnson bevölkerten ein Haus, das vom Efeu genauso umwuchert war wie von Anekdoten.

Raimund Fellingner war in seinen Anfängen als Lektor des Suhrkamp-Verlags jeden Donnerstag um 18 Uhr 30 von Unseld einbestellt, um mit ihm Schach zu spielen. Fellingner war um genau jene Spur schlechter, die es brauchte, damit Unseld seine Triumphe geniessen konnte.

Tiefe Ledersofas

Die Suhrkamp-Villa war ein Ort der Distinktionsgewinne von Anfang an. Nicht jeder durfte hier hinein, und doch waren sie scheinbar alle da: die Literaturkritiker beim jährlichen Kritikerempfang zur Frankfurter Buchmesse. «Hochamt und Häppchen» nannte einmal einer die stationäre Klassenfahrt, bei der man in einem Wohnzimmer mit tiefen Ledersofas und im verwilderten Garten der Villa nicht viel Platz hatte.

1980 ätzte Marcel Reich-Ranicki über die «fragwürdige Elite», die sich da versammelte und mit viel Wein über die obligaten Autorenlesungen hinwegtröstete. Erst Unseld und später seine Witwe Ulla Berkéwicz präsentierten Jahr für Jahr sensationell Neues. Als Unseld 1988 den 26-jährigen Durs Grünbein aus dem Pool der Nachwuchsdrücker gefischt hatte, pries er unter der niedrigen Villen-Zimmerdecke Grünbeins «poetische Tagträume», «die Zeiträufelaufnahmen» und die «Wespen der Erinnerung aus dem Ghetto einer Generation».

Dem Ghetto seiner eigenen Generation durfte sehr viel später ein alter Herr namens Peter Sloterdijk entfliehen. Der autoerotische Roman «Das Schelling-Projekt» war philosophisches Viagra. Rauspern im Publikum. Clemens J. Setz war mit der Lesung aus «Die Stunde zwischen Frau und Gitarre» besser weggekommen. Er leide unter Migräne, sagte der Autor, und die führe zu Gesichtsbildheit, die wiederum dazu führe, dass er selbst Unbekannte für Freunde halte.

Abstieg zum Käsebuffet

Im Literaturbetrieb allerdings ist es noch gefährlicher, Bekannte für Freunde zu halten. Die Villa Unseld war auch ein Ort sanfter Verschwörungen. Am Ende haben sich wohl sogar die Gastgeber gegen die Gäste verschworen, als es beim Kritikerempfang statt feiner Canapés nur noch ein achtlos ins Eck gestelltes Käsebuffet gab. Der Niedergang von Kulturen zeigt sich immer auch an den Buffets, mit denen sie sich selbst feiern.

2009, als der Suhrkamp-Verlag von Frankfurt nach Berlin übersiedelte, hat Ulla Berkéwicz gesagt: «Der Verlag geht nach Berlin. Die Klettenbergstrasse bleibt in Frankfurt.» War das eine Metapher für das Kulturdenkmal, das man damals noch erhalten wollte? Wenn Suhrkamp weg ist und auch die beiden Buchstaben SV vom Gartenzaun der Hausnummer 35 verschwunden sind, dann ist die Klettenbergstrasse immer noch in Frankfurt. Ausgerechnet im Jahr von Siegfried Unselds 100. Geburtstag verliert Deutschland einen Ort, der in seiner Unwirklichkeit viel wirklicher war als die nüchternen Kalkulationen der heutigen Verlage.



«Ich will frei sein von Begrenzungen, Beurteilungen und Glaubenssätzen.» Pamela Rosenkranz in ihrem Atelier in Zürich, 2. Juni 2024.

MARC ASEKHAME

Frau Rosenkranz, Sie sind auf dem Land aufgewachsen, im Kanton Uri und dann in Spiez. Hat das eine Bedeutung? Ich wurde in Altdorf geboren und war dann nur ein Jahr in Flüelen, aber Uri ist schon ein Mittelpunkt meiner Familie geblieben. Wir sind viel umgezogen. Waren zwischendurch auch in Zürich zu Hause, wohin ich später nach Stationen in Amsterdam und New York auch zurückgekehrt bin. Meine liebe Grossmutter ist erst kürzlich in Flüelen verstorben, und sie lebte bis zuletzt da, wo sie auch geboren wurde. Ich finde es eine wunderschöne und spannende Gegend.

Warum?

Wegen der Geschichte, des Wandels und der Mythen. Uri hat sich von einem sehr armen, einfachen Kanton zu einem Ort auch für Wohlhabende verwandelt, die durch die Steuerpolitik angezogen werden. Dazu kommen die speziellen Lichtverhältnisse. Es ist sehr visuell. Eng und schattig, dann aber kommt der Föhn und reisst den Himmel auf, und alles glänzt wieder.

Ihre Mutter ist Physiotherapeutin, der Vater Anwalt. Woran denken Sie bei Ihrer Kindheit?

Meine Kindheit war recht ungezwungen und nicht geprägt von Kunst. Meine

«Damals war es suspekt, wenn man als junge Frau einen solchen Erfolg hatte»

Ihre Kunst gehöre zum Schlechtesten, was er je gesehen habe, sagte der Professor zu ihrer Abschlussarbeit. Zweifel hatte Pamela Rosenkranz dennoch nicht. Spätestens seit sie die Schweiz 2015 an der Biennale vertreten hat, ist sie ein Star. Im Gespräch mit Benedict Neff redet die Künstlerin über falsche Darstellungen in den Medien, abstossende Schönheit und ihre Roboterschlange «Healer»

Mutter ist sehr naturorientiert und hat ein grosses Wissen über den Körper. Das prägt mich und meine Kunst bis heute. Als Kind habe ich oft gezeichnet und gelesen. Meine Eltern hatten viele Bücher, aber ich wusste gar nicht wirklich, was Kunst ist. Das ist wohl eher untypisch für eine mittelständische Familie, aber meine Eltern haben viel gearbeitet. Wir waren kaum in Museen, eher in der Natur und in den Bergen unterwegs. Meine Mutter erzählte irgendwann, dass ich im Kindergarten in einer Klee-Ausstellung gewesen sei. Was lustig ist, weil ich ein ambivalentes Verhältnis zu Klee hatte. Seine Bilder haben mir lange nicht gefallen, erst spät habe ich die Emotionalität und Offenheit in seiner Kunst verstanden.

Das heisst, Sie können sich an die Ausstellung nicht erinnern.

Nein. Aber vielleicht wirkte diese im Unbewussten. Heute finde ich ihn grossartig.

Welche Bücher haben starke Eindrücke bei Ihnen hinterlassen?

Ich lese jetzt leider nicht mehr so viel Literatur wie früher. Als Jugendliche las ich alles Mögliche: Romane, Biografien, gern auch Klassiker. Bei Kafka muss ich oft lachen, obwohl er natürlich auch tragisch ist. Ich glaube, als Künstlerin hatte ich zu Geschichten einen anderen Zugang. Bei mir geht es immer auch um die Bilder. Während des Studiums wurde auch die Philosophie wichtig: Arendt, Nietzsche, Sontag und vor allem aber Deleuze und Guattari, das «rhizome». Mein Lesen ist dann auch immer mehr zur rhizomatischen Recherche geworden, je umfangreicher und dichter das Internet geworden ist.

Sind Sie strategisch unterwegs im Internet, oder verirren Sie sich auch?

Beides, das gehört dazu. Als Künstlerin will ich auch das Erlebnis spüren: Was macht das Internet mit uns, wie verändert es den Menschen? Das blauwelige Licht des Screens beeinflusst uns, es lässt uns länger wach bleiben. Das habe ich auch in meiner Arbeit «Alien Blue» thematisiert.

Das Internet wird auch als Verdummungsmaschine für Kinder gesehen. Mein Eindruck ist, dass Sie einen positiven Zugang haben.

Bei den Kindern bin ich auch sehr kritisch. Das Internet hat grosses Potenzial, aber es ist auch gefährlich.

Was finden Sie gefährlich?

Das Internet ist voll von falschen Wahrheiten. Es ermöglicht Geschäfte mit unserer Naivität. Und Kinder sind da noch viel verletzlicher als wir. Die Frage ist ausserdem, wie das Internet unsere Denkfähigkeit verändert, unsere Erinnerungsfähigkeit und Kreativität. Kinder können heute kaum mehr gut von Hand schreiben, haben dadurch oft eine schlechte Rechtschreibung. Da gehen Fähigkeiten verloren, die ich wichtig finde. Zum Glück hat mein Sohn jetzt schon selber gemerkt, dass er Fremdwörter schneller lernt, wenn er sie händisch aufschreibt.

Wann haben Sie entdeckt, dass das, was Sie machen, Kunst ist?

Das kam mit dem vielen Zeichnen und eigentlich wohl einfach auch mit der Begabung. Irgendwann habe ich realisiert, dass es einen Vorkurs für Gestaltung gibt, und den habe ich dann gemacht. Das war ein grossartiges Jahr, weil ich da nur am Zeichnen und Malen war und alle künstlerischen Disziplinen ausprobieren konnte. All das wurde in meiner Schule kaum gefördert. Von da an war mir klar, dass es nur einen Weg gibt.

Zu Ihrer Abschlussarbeit an der Hochschule der Künste in Bern sagte Ihr Professor: «Diese Kunst gehört zum Schlechtesten, was ich je gesehen habe!» – Was haben Sie da gedacht?

Vielleicht war die Selbstinszenierung in jenem Moment grösser als die inhaltliche Kunstbeurteilung. Diesem Votum ist eine Art Streit vorangegangen über meine Arbeit, und dann folgte diese recht deutsche, dramatische Form der Beurteilung. Also für mich war die Situation erstaunlich, leicht erschütternd, aber schon auch einfach interessant.

Kamen keine Zweifel auf?

Nein, gar nicht. Und kurz darauf ist ebenjene Arbeit ja dann auch vom Kunstmuseum Bern angekauft worden.

2006 trafen Sie in New York die französisch-amerikanische Künstlerin Louise Bourgeois und sprachen später von einer prägenden Begegnung. Warum genau?

Louise Bourgeois war damals schon 96 Jahre alt, eine Ikone der Kunst. Jeden Sonntag empfing sie Künstlerinnen und Künstler zum Gespräch in ihrem Salon, dazu gab es Cognac. Man konnte sich über das Telefonbuch anmelden, die Bedingungen waren, dass man ein Kunstwerk mitbrachte und nicht erkältet war. Bourgeois ist bekannt dafür, dass sie starke Gefühle und auch Aggressionen hatte. Ich habe sie dann energisch, aber gar nicht sehr selbstbezogen erlebt. Sie blätterte durch mein Buch, das ich mitgebracht hatte, und sagte zu jeder einzelnen Seite, dass ich sehr selbstbewusst sei.

Das hat Sie überrascht?

Mir war bis zu diesem Zeitpunkt nicht bewusst, wie selbstsicher ich wohl eigentlich bin. Zumindest in Bezug auf die Kunst.

Was hat sich mit dieser Begegnung verändert?

Es war für mich damals als junge Frau die wichtigste Begegnung mit einer Künstlerin. Das hatte auch atmosphärische Gründe: Ich hatte eine wirklich grosse Figur der Kunstgeschichte vor mir, und diese Energie strahlte sie auch aus. Sie hat mich konfrontiert, und das ist eine Aufmerksamkeit, die man ohnehin selten kriegt. Meistens wird man als Kunststudentin nicht gross beachtet, zumindest war das meine Erfahrung. Man ist am Arbeiten und hat kein Publikum. Sie nahm mich sehr ernst und sagte mir, ich solle mich doch nicht so ernst nehmen, währenddessen sie das aber auch anscheinend gleichzeitig bewunderte. Das war ein spezieller Moment.

Als bekannt wurde, dass Sie die Schweiz an der Biennale in Venedig 2015 vertreten, waren Sie sehr präsent in den Medien. «Pamela Rosenkranz ist der neue Stern am helvetischen Kunsthimmel», konnte man lesen. Und: «Bilderbuchkarriere einer Bilderbuchschönheit». Wie haben Sie diese Aufmerksamkeit erlebt?

Das sind so Zuschreibungen, mit denen ich wenig anfangen kann. Die Zeit um die Biennale war sehr intensiv. Ich wollte eine unheimlich grosse und herausfordernde Installation realisieren und hätte gleichzeitig den Medien Material liefern sollen. Es kamen sogar Anfragen für Homestories und so. Manche Artikel hatten mich dann ein bisschen enttäuscht. Die «Zeit» etwa hat nach einer Begegnung mit mir einen Text publiziert, in dem einiges nicht gestimmt hat. Die Karriereleiter, die da skizziert wurde, hatte nicht viel damit zu tun, wie es wirklich war. Aber damals war es ja auch noch suspekt, wenn man als junge Frau einen solchen Erfolg hatte. Ich hätte da wohl manche Facts berichtigen lassen müssen.

Das ist fast zehn Jahre her. Warum haben Sie es nicht gemacht?

Es gab dann auch andere Texte, die das Bild wieder etwas ausgeglichen haben, und gleichzeitig war der Artikel da schon vielfach neu abgeschrieben.

Sie scheinen Zuschreibungen generell nicht zu mögen und haben sich auch schon als «unpathetisch Identitätslose» bezeichnet. Gibt es das überhaupt?

Nein, aber man kann sich dies als Ideal setzen. Ich möchte darüber nachdenken, was ein Mensch jenseits gängiger Zuschreibungen ist. Das Menschliche an und für sich interessiert mich nämlich, und das ist oft sehr komplex.

Das heisst, Sie mögen es schon nicht, wenn man Sie als Frau, Schweizerin oder Mutter bezeichnet?

Wenn ich Kunst mache, arbeite ich mit Erfahrung, Gefühl und Intellekt. Und natürlich habe ich eine Prägung. Aber das heisst nicht, dass ich limitiert und erfassbar bin.

Was sich in der Berichterstattung über Sie durchzieht, ist das Bild einer hochbegabten Künstlerin, die ihren Aufstieg mit kühler Strategie, Intelligenz, Be-

«Mich interessiert Schönheit sehr. Aber nur wenn man davon gleichzeitig auch abgestossen wird, gewinnt man wieder Distanz. Das hilft beim Darübereinanderdenken.»

gabung und Networking geplant hat. Sehen Sie sich darin?

Nein, diese Beschreibung trifft nicht zu. Ich glaube eher, ich stand mir einfach nicht im Weg, weil ich Kunst zeigen wollte.

Wie wichtig ist Ihnen die Bewertung durch den Kunstmarkt?

Das hat keine Bedeutung.

Können Sie leicht sagen, da es bei Ihnen nicht mehr ums Existenzielle geht. Das würde ich nicht sagen. Es bleibt spannend. Grosse Installationen zu stemmen, ist immer noch eine Herausforderung.

Das heisst, Sie sind noch nicht reich geworden mit Kunst.

Nein. Ich müsste vielleicht mehr malen.

Malen gibt Sicherheit?

Ich glaube, es wäre einfacher. Ich bin nicht nicht Malerin. Aber es war für mich anfangs schwierig, die Malerei anzunehmen, weil sie so klassisch, so selbstverständlich ist und allen gefällt. Heute sehe ich darin viel mehr eine spannende Auseinandersetzung als früher.

Ihr künstlerischer Ansatz wird häufig im Kontext des spekulativen Realismus diskutiert. Sind Sie damit einverstanden?

Es ist nicht falsch. Für mich ist die Erkenntnis zentral, wie physische und biologische Prozesse das Denken und die Kunst beeinflussen und dass diese Art des kreativen, freien Denkens Raum haben muss. Spekulation ist eine Strategie, die ich auch fahre. Letztlich geht es ja um die künstlerische Freiheit. Was ich mache, muss nicht stimmen. Ich kann fragen: Was wäre, wenn? Vielleicht finden wir etwas heraus, was neu und wichtig ist oder zumindest interessant.

In diesem Geist haben Sie zusammen mit einem Forscher der EPF Lausanne eine Roboterschlange entwickelt, die «Healer» heisst. Können wir die Schlange hier besichtigen?

Nein, «Healer» ist leider nicht hier. Eigentlich gibt es die Schlange dreimal. Jede hat eine andere Haut, je nachdem, wo sie entstanden ist, trägt sie eine andere Farbe und Durchsichtigkeit.

Wie kamen Sie auf die Idee?

Ich habe mich mit der Symbolik von Schlangen befasst, aber auch mit der Geschichte der Schlangen im Biosystem. Die Schlange ist eines der ältesten Symbole: Sie steht für Leben und Tod, für Gesundheit. Gleichzeitig ist das am zweitmeisten verkaufte Medikament – ein Blutverdünner – aus Schlangengift hergestellt worden. Mich interessiert aber auch die Begegnung von Menschen mit einer Schlange, die eigentlich ja gar keine Schlange ist. Der «Healer» bewegt sich wie eine richtige Schlange im «Side-winding»-Modus. Diese Bewegung evoziert unseren Instinkt: Schlange, gefährlich, aufpassen! «Healer» bewegt sich aber nicht fortwährend. Sie ist programmiert wie ein echtes Tier, das sich nur in bestimmten Abständen regt. Die Leute warten dann manchmal sehr ungeduldig.

Und denken: Wann bewegt sie sich denn endlich?

Ja, es gab in manchen Museen sogar Reklamationen, dass die Schlange nicht mehr funktioniere. Was gar nicht stimmte. Diese Schlange liest elektromagnetische Strahlung – also auch unsere Mobiltelefone –, das beeinflusst den Algorithmus. Bei einer Version meinten die Leute aufgrund der Übersetzung des Ausstellungstextes, sie müssten mit ihren Handys Geräusche machen, zum Beispiel einen Song abspielen, dann würde sich die Schlange bewegen. Der Umgang des Publikums mit «Healer» ist dadurch noch interaktiver geworden. Es geht eben nicht nur um eine 1,20 Meter lange Roboterschlange. Sie ist nicht allein die Kunst. Es geht darum, was mit ihr, um sie herum und mit uns passiert.

Ist es Ihnen wichtig, dass das Publikum die Gedanken hinter Ihren Werken kennt?

Wenn es die Leute interessiert, finde ich es schön. Aber das Kunstwerk muss auch für sich stehen können. Es muss – sei es visuell, mit Duft oder Ton – ohne Erklärungen wirken.

Die Haut ist eines Ihrer Leitmotive. Für die Biennale haben Sie einen riesigen, mit einer hautfarbenen Flüssigkeit gefüllten Tank gebaut und die Besucher mit einem anziehenden und abstossenden Geruch beschäftigt. Was hat es mit der Haut auf sich?

Mich interessiert die Oberfläche der menschlichen Erscheinung. Die Haut ist auch eine Art Inbegriff der Menschlichkeit. In der Werbung hat man herausgefunden: Je grösser die Fläche der Hautfarbe, desto anziehender wirkt sie. Unser rotes Inneres scheint durch die Membran hindurch. Gerade befasste ich mich mit der Hautfarbe von Reptilien und Fischen, die dann wieder ganz andere Farben haben.

Marktforschung spielt auch immer wieder in Ihre Kunst rein.

Ja, genau. Generell Statistik. Aber ich nehme die Statistiken nicht als Belege, sondern als Inspiration. Unser Lebensraum ist gestaltet von Werbung, deshalb sollten wir ihn so auch als unsere neue Natur erkunden und verstehen. Dass die Haut omnipräsent ist, dafür reicht die eigene Anschauung.

Ebenfalls mit einer hautfarbenen Silikonmischung füllen Sie Wasserflaschen ab, unter anderem PET-Flaschen von

«Es ist ein politischer Entscheid, Künstlerin zu werden. Aber mit der Kunst selbst möchte ich keine Politik betreiben.»

Fiji. Eine ziemlich bizarre Marke, wenn man bedenkt, wie weit dieses Wasser transportiert wird.

Es ist ein Wasser, das gute Fragen aufwirft. Und deshalb habe ich es auch gewählt. Es zeigt, wie das Wirtschaftssystem funktioniert, wie wir funktionieren und wie der Mensch Bedeutung schafft. Dazu schaut man sich am besten die spannende Geschichte des Heilwassers an. Fiji verspricht ausserdem, das Wasser sei «uncompromised of the air of the 21st century». Das Wasser wird so abgefüllt, dass keine Luft reinkommt. Darum, so wird suggeriert, handle es sich um ein absolut reines Wasser. Die Flüssigkeit wird allerdings zumindest vom PET des 21st wieder verunreinigt, und schliesslich gelangen so Mikrorückstände des Plastiks in unsere Körper.

Sie haben für Malereien auch schon Viagra genommen. Hatte die Potenzpille für Männer irgendeinen nennenswerten Effekt?

Als gesunder Mensch spürt man nicht viel. Es gibt allerdings den Placeboeffekt. Die Malerei war auch eine Performance, in der ich mich als Künstlerin, die auf einem Grossformat expressiv arbeitet, viril fühlen und darstellen wollte. Die Farbe variiert in allen Tönen, die ich auf einem menschlichen Körper vorfinden könnte. Das ist meine Palette.

Und Viagra liess Sie sich tatsächlich viriler fühlen?

Es scheint so.

Grosse Aufmerksamkeit hat Ihr «Old Tree» in New York erlangt. Was war der Gedanke dahinter?

In der Stadt fehlen die Bäume. Aber ich wollte nicht einfach einen Baum hinstellen. Den «Old Tree» habe ich so gestaltet, als sei er aus menschlichem Gewebe gewachsen. Ich wollte eine Konfrontation mit einem menschlichen Baum im verstopften Verkehr einer Grossstadt schaffen. Der Baum hat eine Farbe, die auch aus dem Innern eines Menschen stammen könnte. In seinem pinken Ton soll er anziehen und abstossen, schön und gleichzeitig unheimlich sein.

Anziehen und abzustossen, diese Doppelwirkung ist Ihnen wichtig. Warum?

Mich interessiert Schönheit sehr. Aber nur wenn man davon gleichzeitig auch abgestossen wird, gewinnt man wieder Distanz. Das hilft beim Darübereinanderdenken.

Sie haben auch einen Turnschuh für On entwickelt. Hatten Sie keine Bedenken, Ihre Kunst so in den Dienst einer Marke zu stellen?

Nein, mich inspirieren Marken ja auch sehr. Sie sind wie die Wasserflaschen ein Material für mich. Der Schuh hat mich besonders interessiert: Es handelt sich um eine technische Form für unsere Füsse. Den Turnschuh habe ich im Zusammenhang mit dem «Old Tree» entworfen: Auf ihm sind Verästelungen oder Venen als Inneres unseres Körpers zu sehen.

Unterschwellig taucht in Ihrer Arbeit der Gegensatz von Künstlichkeit und Natürlichkeit auf. Gibt es einen Unterschied?

Ich finde es interessant, zu sagen, dass es diese Grenze nicht gibt, dass alles natürlich ist. Künstlichkeit suggeriert ja, es sei etwas, das ausserhalb der Natur ist. Aber das gibt es gar nicht. Wir können eigentlich nur wieder natürliche Dinge schaffen.

Überzeugt Sie die These?

Sie inspiriert mich.

Gibt es Kunst, wenn es keine Künstlichkeit gibt?

Kunst ist natürlich. Als intelligentes Wesen kann der Mensch Kunst schaffen, zumindest wenn es ihm einigermaßen gutgeht.

Was hat Sie gereizt, Ihre Kunst im Kontext der NZZ zu zeigen?

Ich möchte sehen, wie sich die Bilder und die Inhalte verbinden. Ich weiss noch nicht, wie diese Tageszeitung am Tag der Publikation aussehen wird, welche Nachrichten und Schlagzeilen sie enthält. Wie funktioniert die Kunst mit der Wirkungskraft der Zeitung? Wir werden es sehen. Die Bilder sind so ausgewählt, dass alles Mögliche passieren kann.

Lesen Sie Zeitung?

Ich versuche möglichst verschiedene Medien zu lesen und gleichzeitig so wenig wie möglich. Ich lasse mich auf das Zeitgeschehen ein, aber auch nicht zu sehr. Wenn ich mich zu stark vereinnahmen liesse, wäre das nicht produktiv. Hinzu kommt ein gewisser Zweifel, ob man Wahrheit mit Sprache produzieren kann.

Die Zeitung stellt die Gegenwart dar und bewertet sie auch. Mein Eindruck ist, Sie versuchen mit Ihrer Kunst ein Urteil zu vermeiden.

Ich hoffe, dass es so ist, ja.

Warum wollen Sie nicht werten?

Weil ich etwas Offenes schaffen möchte. Gerade darum bin ich Künstlerin geworden.

Politische Kunst ist Ihnen also nicht geheuer?

Es ist ein politischer Entscheid, Künstlerin zu werden. Aber mit der Kunst selbst möchte ich keine Politik betreiben. Ich möchte frei sein und grosse Fragen stellen können. Nicht sagen, wie der Mensch sein soll, sondern fragen, was das Menschliche eigentlich ist.

Was ist das Leben? Um dieses Rätsel kreist die Kunst von Pamela Rosenkranz

Die Schweizer Künstlerin lotet mit ihren flüchtigen Werken die Grenzen der Wahrnehmung aus. Von Philipp Meier

Manchmal erinnern Kunschtchaffende an grosse Meister vor ihrer Zeit. Und das will nichts Schlechtes heissen. Vor allem, wenn die Assoziationen so subtil ausfallen wie im Fall von Pamela Rosenkranz. Sie könnte die Enkelin von Yves Klein sein. Nicht, dass die Schweizer Künstlerin den französischen Maler, Bildhauer und Performance-Künstler aus den fünfziger Jahren in irgendeiner Weise nachahmen würde. Auch wenn sie schon einmal in einem entmystifizierenden Akt der Aneignung dessen patentiertes «International Klein Blue» für eigene Zwecke verwendete.

In der Farbe Blau hegte Yves Klein die Hoffnung auf Entmaterialisierung der Kunst. Pamela Rosenkranz hat diesen Künstlertraum in Realität umgesetzt. Das Immaterielle ist fester Bestandteil ihrer Kunst. Man erinnert sich vielleicht: 1958 lud Klein in Paris zu einer Ausstellung in eine völlig leere Galerie. Deren nackte Wände hatte er allein durch seine Anwesenheit «sensibilisiert», wie er meinte. Pamela Rosenkranz richtet Ausstellungen ein, die kaum mit Kunst im herkömmlichen Sinn bestückt sind. Das ist auch heute noch kühn. Die Leere wirft die Besucher jäh auf ihre eigene Wahrnehmung zurück. Das dabei zum Einsatz kommende Arbeitsmaterial besteht aus flüchtigen Elementen.

Vieldimensionales Blau

Rosenkranz arbeitet mit Düften, mit Flüssigkeiten, mit Licht und mit Tönen. Ihr wäre es aber auch zuzutrauen, den blauen Himmel zu signieren und zu ihrem eigenen Werk zu erklären. Wenn dies Yves Klein nicht bereits getan hätte. Weil sie ein Kind ihrer Zeit ist, hat sie dafür schon einmal den romanischen Kreuzgang des Zürcher Fraumünsters in blaues LED-Licht getaucht – jenes Blau, das in unserer digitalen Welt Milliarden von Bildschirmen erleuchtet.

Dem Computer-Blau hatte sie damit eine geradezu magisch-zeitlose Dimension abgewonnen. Das war eine Kunsterfahrung von grosser Transzendenz. Spielend stellte Rosenkranz mit dem magischen Ultramarin ihrer immateriellen Raumkunst Kleins berühmte blau-monochrome Bilder in den Schatten. Der Künstler der Leere hätte sie darum beneidet.

Pamela Rosenkranz ist keine Schwärmerin. Ihr Interesse für die Wirkung von Blau auf den Menschen ist vielschichtiger. Die Farbe des Technozitalters ist für sie interessant, weil sie den Melatoninspiegel des Körpers aus dem Gleichgewicht bringt und den Schlaf-Wach-Rhythmus stört. Blau ist für sie eine spannende Farbe, weil unser Sehvermögen auf sie am empfindlichsten reagiert.

Die Vorliebe der Menschen für Blau soll auf die evolutionären Ursprünge unserer Spezies zurückgehen. Als wir noch im Ozean als Wassertiere herum schwaderten, hatte uns die Farbe Blau, deren kurzweiliges Licht Wasser durchdringt, lichtempfindlich werden lassen.

Blau ist Biologie. Aber nicht nur. Für Rosenkranz steckt darin auch viel Kultur. Blau steht für das geistige Prinzip. Die Blume der Romantiker war blau. Das erste synthetisch hergestellte Pigment war blau. Blau zieht sich durch die Kunstgeschichte vom Lapislazuli in den Gemälden der Renaissance bis zu Picassos blauer Periode.

Die Farbpalette entspringt bei Rosenkranz selten persönlichen Vorlieben. Eher sind die von ihr favorisierten Farben abgeleitet von wissenschaftlichen Erkenntnissen. Ist das verkopfte Theorie? Keineswegs. Ihre Arbeiten mögen auf den ersten Blick emotional distanziert wirken. Sie sind aber weit entfernt von der sonst meist verkrampften Akrobatik intellektueller Konzept-



Installation in Venedig, 2015: «Die Haut ist eine Art Inbegriff der Menschlichkeit. Unser rotes Inneres scheint durch die Membran hindurch», sagt die Künstlerin. CH. BEUTLER / KEYSTONE

kunst. Vielmehr zielen sie direkt auf die sinnliche Wahrnehmung. Und oft ohne dass wir es merken.

Ursuppe in Rosa

Pamela Rosenkranz' Interesse gilt der unsichtbaren Welt hinter der sichtbaren. Deshalb liebt sie Bakterien, Viren und Parasiten. Und setzt sich damit auseinander, dass wir uns kaum im Klaren darüber sind, wie sehr Mikroorganismen die menschliche Realität mitbestimmen. Diese Mitbewohner im menschlichen Körper können sich zum Beispiel bemerkbar machen in Form von Gerüchen. Wie aber macht man daraus Kunst?

Das hat Pamela Rosenkranz 2015 an der Biennale in Venedig gezeigt. Dort begegnet man für gewöhnlich gegenständlicher Kunst. Die Räume des Schweizer Pavillons zeigten indes keine erkennbar ausgewiesenen Kunstwerke. Rosenkranz überliess sie ihrer Leere, tauchte sie lediglich in grünes Licht. Das beruhigte das Gemüt. Und stimmte auf Weiteres ein.

Ein Raum nämlich war geflutet mit einer zähen Flüssigkeit. Die Brühe war hautfarben. Und verströmte einen sonderbaren Duft. Riecht so nicht Babyhaut? Der Geruch, dessen Ursache einem verborgen blieb, übte eine gewisse Anziehung aus. Die Installation bot nicht viel zum Betrachten, aber mobilisierte umso mehr die anderen Sinne. Und nicht zuletzt auch das Denken. Dieses kreiste alsbald um Vorstellungen von einer Ursuppe, aus der alles Leben und insbesondere auch das Wunder Mensch entstieg sein könnte.

Die Aufmerksamkeit ihres Publikums kapert Pamela Rosenkranz über die Empfindungen. Mit der Installation

in Venedig geschah dies besonders subtil, weil auf einer Ebene knapp unter der Schwelle des Bewusstseins. Dafür machte sich die Künstlerin den erwiesenermassen verführerischen Effekt von Hautfarbe zunutze, wie ihn die Werbeindustrie exzessiv einsetzt. Nicht ganz fair. Aber umso wirkungsvoller.

Neben der Biennale in Venedig hatte Pamela Rosenkranz, geboren 1979 in Altdorf in der Innerschweiz, ihre Auftritte auch schon auf zahlreichen weiteren internationalen Kunstbiennalen wie etwa der Berlin Biennale oder der Manifesta. Nach dem Wirtschaftsgymnasium schlug sie den Weg in Richtung Kunst ein. Sie besuchte die Hochschule der Künste in Bern. Über das praxisbezogene Studium hinaus eignete sie sich theoretisches Rüstzeug in der Disziplin Kunstgeschichte in Bern und im Fach der Vergleichenden Literaturwissenschaft in Zürich an.

Natürliches und Künstliches

«Was lässt uns fühlen, wie wir uns fühlen?», fragt Pamela Rosenkranz. Und fokussiert in ihrer Kunst mit Vorliebe auf unbewusste Konditionierungen. Damit unterwandert sie das viel gepriesene authentische Kunsterlebnis. Ein konkretes Beispiel dazu: Musterungen und Texturen von Katzenfellen und Reptilienhäuten sind schön. Vor allem aber hat das menschliche Auge evolutionsbedingt ein spezielles Sensorium dafür.

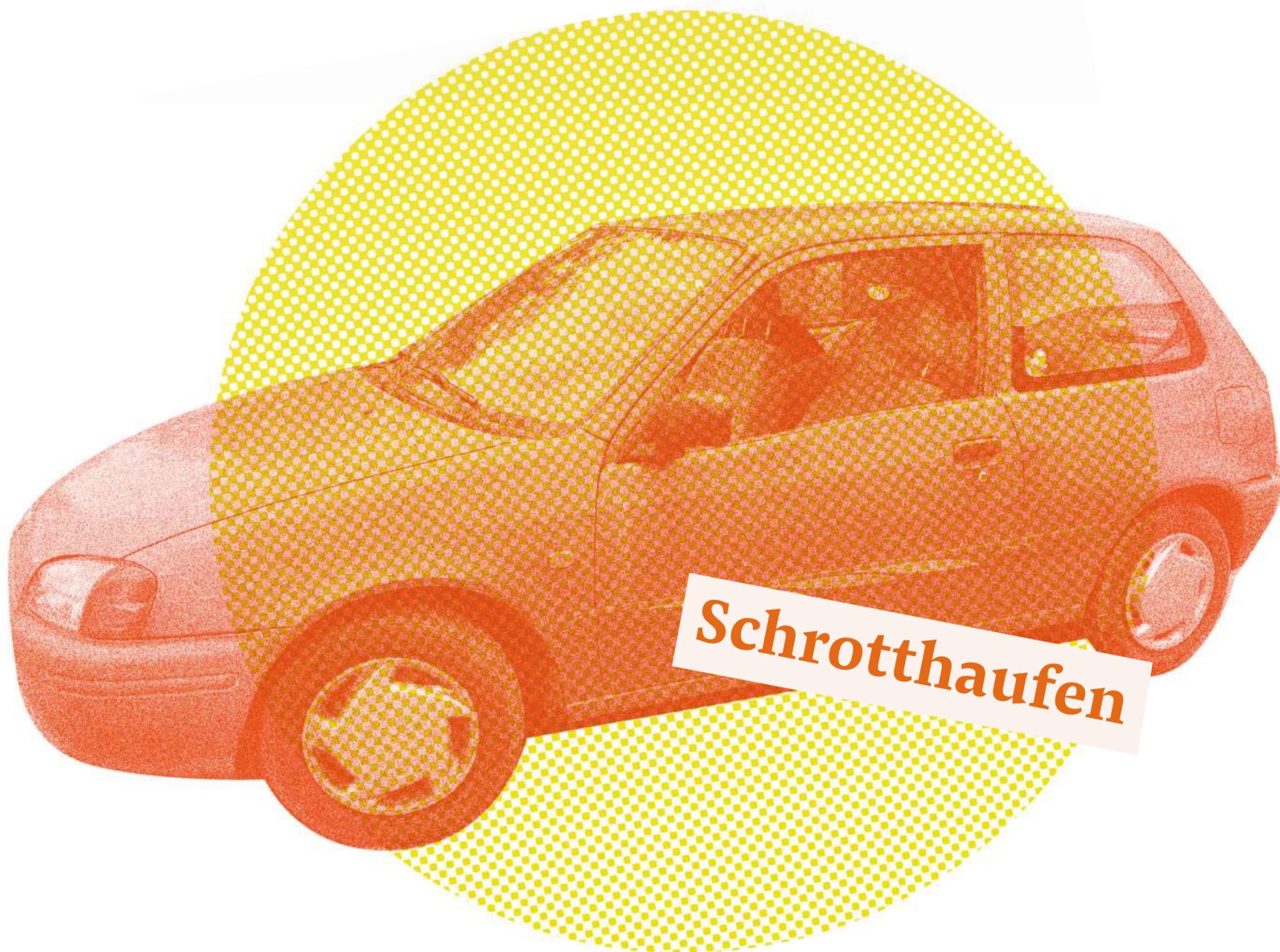
Solche «Häute» unterlegt Rosenkranz in dieser NZZ-Ausgabe einzelnen Zeitungsseiten. Unser Auge liest diese Muster aber nicht auf einer kognitiven Ebene wie den Text eines Zeitungsartikels. Vielmehr nimmt es die tierischen Musterungen intuitiv wahr. Empfinden wir nun einen Artikel zum Welt-

geschehen als attraktiv, weil ihm von der Künstlerin ein geflecktes Katzenfell untergejubelt wurde? Wittern wir Gefahr, wenn eine Schlangenhaut durchscheint? Auf den von der Künstlerin gestalteten Zeitungsseiten kollidieren verschiedene Dimensionen menschlicher Wahrnehmung.

Ähnlich irritierte Rosenkranz an der 14. Biennale 2019 in Schardscha. Für die Schau am Persischen Golf entwickelte sie eine künstliche Schlange, die sich im Innenhof eines Gebäudes im heissen Sand schlängelte. Das Verhalten des Techno-Reptils wurde von der Strahlung elektronischer Geräte in unmittelbarer Umgebung beeinflusst. Organisches und Natürliches ersetzte die Künstlerin durch Mechanisches und Künstliches. Die irritierten menschlichen Reaktionen darauf aber blieben dieselben.

Das verwirrende Spiel von Natürlichkeit und Künstlichkeit führt derzeit ihre Baumskulptur «Old Tree» in New York fort. Auf der High Line, einer belebten städtischen Grünanlage, steht ein Baum mit filigranem Astwerk: so rot und pink gefärbt, dass er an Blutgefässe, an das Nervensystem oder an die Kapillaren der Lunge erinnert: der Baum als Lunge der Natur.

«Old Tree» ist ein Lebensbaum – aus Fleisch und Blut. Und mit seinem Astwerk kratzt Rosenkranz auch an der menschenzentrierten Weltsicht: Was wären wir ohne Pflanzen und Tiere? Überhaupt: Was ist das Leben? Um dieses Rätsel kreist letztlich die künstlerische Auseinandersetzung von Pamela Rosenkranz. Und bei all ihrer Neugier für die Wissenschaften, die Philosophie und die Naturphänomene hat sie sich ihr Staunen über die Welt bewahrt. Das zeigt sich in ihrer Kunst. Und das ist ansteckend.



BIDDER IMAGE, SUSANNA MÜLLER, FRANCESCA AGOSTA / TI-PRESS / KESTONE

Wie Europas alte Autos in Afrika landen – die Occasion-Story SEITE 54–57



Die Geschichte ist geprägt von Despoten, die das Böse verkörpern SEITE 60



Tourismus kann zum Schutz bedrohter Tierarten beitragen SEITE 62, 63

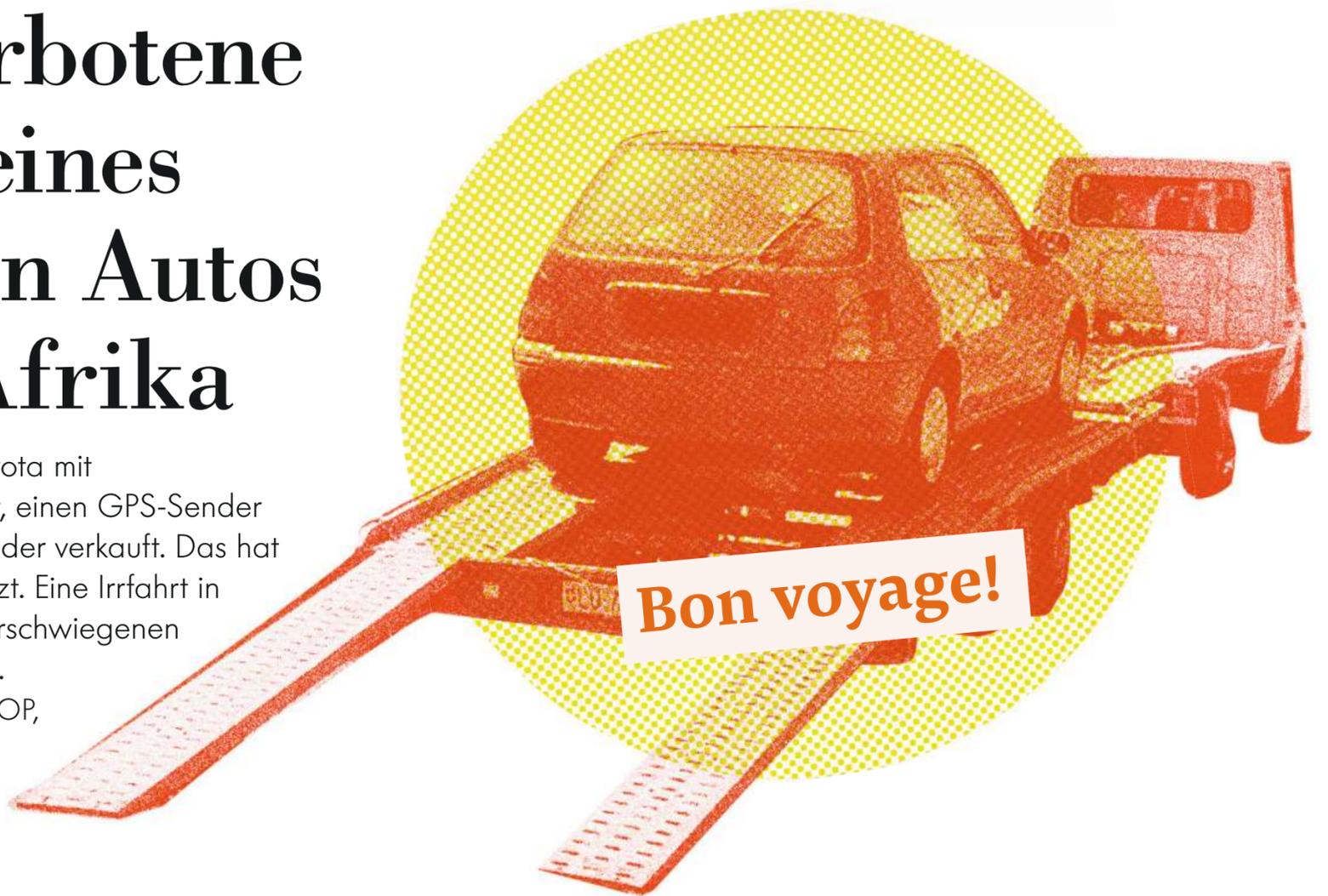


Die Lebensspanne des Menschen ist biologisch begrenzt SEITE 66

Die verbotene Reise eines rostigen Autos nach Afrika

Wir haben einen Toyota mit Baujahr 1996 gekauft, einen GPS-Sender installiert und ihn wieder verkauft. Das hat uns ins Chaos gestürzt. Eine Irrfahrt in die Abgründe der verschwiegene Occasionen-Branche.

VON FLORIAN SCHOOP,
FABIAN URECH (TEXT)
UND JOANA KELÉN
(ILLUSTRATION)



— Getrackte Route — Vermutete Route



Hier gibt es gleich Ärger. Daran lässt der Mann mit dem hellen Hemd und der dunklen Sonnenbrille keinen Zweifel. Er sitzt auf einem Holzstuhl, neben ihm stapeln sich Pfannen, Kochkellen, Mikrowellen. Ein roter Toyota Starlet? Vor seinem Küchenladen? «Nie gesehen», sagt er unfreundlich und wendet sich ab. Die Botschaft des Ladenbesitzers ist unmissverständlich: Verschwindet!

Es ist kurz vor Mittag auf diesem riesigen, staubigen Markt im Nordosten Nigerias. Die Sonne steht wie eine glühende Blechscheibe am wolkenlosen Himmel, selbst im Schatten sind es über dreissig Grad.

Eigentlich wollten wir ja nur eine einfache Frage beantworten: Was geschieht mit unseren alten Autos, wenn sie rostig, kaputt oder aus der Mode sind? Diese Frage führte uns ins Chaos: zu windigen Händlern, in verstaubten Werkstätten, auf riesige Terminals am Antwerper Hafen. Oder eben auf die staubigen Strassen von Nigeria.

Doch nun droht die lange Recherche zu scheitern in Jimeta, dieser westafrikanischen Kleinstadt mit ihren zwielichtigen Schwarzmarkt-Wechselstuben. Damit könnte das Rätsel um das rote Auto für immer ungelöst bleiben.

Wir haben schnell gemerkt: Der Occasionshandel tickt anders als andere Branchen. Während jede Banane über Herkunft, Sorte und Anbaumethoden Auskunft geben muss und jeder Plastikteller strengen Schadstoffvorschriften unterliegt, verschwinden in der Schweiz und der EU jedes Jahr über 3,5 Millionen Gebrauchtwagen. Einfach so. Weil sie keiner von uns vermisst.

Abfall auf vier Rädern

Viele werden illegal exportiert. Illegal deshalb, weil sie Abfall sind, Abfall auf vier Rädern. Eigentlich müssten die verkehrsuntauglichen Autos in Europa verschrottet werden, denn sie unterliegen dem Umweltschutzgesetz und der Abfallverordnung. Stattdessen rollen unzählige Occasionen am Ende ihres Lebens in Afrika herum – und sorgen dort für Umweltprobleme und Verkehrstote.

So wie der rote Toyota in Jimeta. Seine Reise beginnt zehn Monate zu-

vor – auf einem Kiesplatz in der Agglomeration von Zürich.

Über Monate hatten wir versucht, an einen geeigneten alten Occasionswagen zu kommen. Vergeblich. Erst im April 2023 gelingt es. Unser Traumaauto steht auf einem Hinterhof unweit der Autobahn: ein roter Toyota Starlet, Baujahr 1996, Kilometerstand: 230 000. Der Lack ist von der Sonne verblichen. Da ein Kratzer, dort eine kleine Beule. Und Rost, vermutlich überall.

Dieses Auto, das hier im Niemandsland zwischen Asylzentrum und Landi-Filiale steht, soll aufzeigen, wozu weder das zuständige Bundesamt noch die wortkargen Autohändler in der Lage waren. Die Frage lautet: Wie landen unsere Schweizer Schrottwagen in fernen Ländern?

Unser Plan: das Auto kaufen. Einen GPS-Tracker darin verstecken. Das Auto wieder verkaufen – und auf Google Maps verfolgen, wohin die Reise geht. An diesem Vorhaben sind wir fast verzweifelt. Wir scheiterten an Kaufversuchen im Internet, an gebrochenen Versprechungen von Verkäufern oder an professionellen Händlern, die immer schneller waren als wir.

Wir haben sogar den alten Suzuki eines Freundes mit einem Sender versehen. Auf dem St. Galler Strassenverkehrsamt hat man ihm gesagt, die Rostlaube schaffe die Fahrzeugprüfung auf keinen Fall, sie sei höchstens noch einen Kebab wert. Also verkauften wir das Auto über Ricardo. Für 510 Franken – 42 Kebabs. Doch der Wagen landete nicht im Export, sondern im Kanton Jura. Vermutlich war das dortige Strassenverkehrsamt gnädiger, und der Käufer konnte den Suzuki nochmals einlösen.

Wir wollten nicht aufgeben. Denn mittlerweile hatten wir gelernt, dass andere japanische Marken beliebter waren als Suzukis, also suchten wir nach Nissans, Hondas. Und vor allem nach Toyotas. Das Resultat dieser Suche ist der rostrote Toyota Starlet in der Agglo von Zürich. Auf die Frage, ob man ihn noch einmal einlösen könne, sagt der Händler mit dichtem Bart, breitem Lachen und einer fernöstlich klingenden Züritütsch-Variante: «Kein Problem. Man muss ihn nur ein bisschen polieren.»

Für 700 Franken in bar (58 Kebabs) wechselt der Wagen den Besitzer. «Ich habe nicht erwartet, dass ich dieses Auto in der Schweiz verkaufen würde», sagt der Händler, als er den Schlüssel übergibt. «Normalerweise gehen die in den Export, meist nach Westafrika – da sind Toyotas beliebt.»

Sehr gut. Endlich haben wir einen Köder, dem mit grosser Wahrscheinlichkeit eine lange Reise bevorsteht. Erst beim Losfahren wird klar, in welchem schlechtem Zustand der 27-jährige Toyota wirklich ist. Die Bremsen quitschen, die Sitzpolster sind verblüht, an mehreren Stellen sogar gerissen. Und auf der Fahrerseite fehlt das Gurtschloss. Sicheres Fahren ist mit diesem Wagen nicht möglich.

Das Auto muss zum Glück nur wenige Kilometer weit fahren. An den Stadtrand von Zürich. Zu einem schmutzigen Parkplatz hinter zwei übelriechenden Müllcontainern. Hier suchen wir nach einem geeigneten Ort, um unseren Tracker zu verstecken. Das Gerät ist so gross wie eine Zigarettenschachtel. Es ist mit einer SIM-Karte ausgestattet und sendet den Standort via Mobilfunknetz direkt auf unsere Bildschirme. Mehrmals pro Tag. Der Akku hält ungefähr ein Jahr lang. Wir schrauben das Gehäuse der Kupplung auf und zurren den Tracker mit zwei Kabelbindern fest.

Doch wir wollen uns nicht nur auf einen Tracker verlassen. Also bauen wir in der Verschalung des Kofferraums noch einen Airtag ein, einen Tracker von Apple. Er ist so gross wie ein Zweifränkler und sendet seinen Standort nicht direkt über das Mobilfunknetz, sondern über jedes iPhone, das sich in der Nähe befindet. Dass dieser Airtag uns retten wird, wissen wir jetzt noch nicht.

Das grosse Misstrauen

Wir schreiben den sonnenverbliebenen Toyota im Internet aus. Diesmal aber auf einer speziellen Plattform, speziell für Autoexporteure. Wir warten. Und warten. Besonders beliebt scheint unser Starlet nicht zu sein. Nur einmal steckt eine Visitenkarte am Fenster unseres parkierten Wagens. Von einem Occasionshändler.

Bis sich jemand meldet, versuchen wir, mehr über den Gebrauchtwagenmarkt zu erfahren. Doch die Branche ist verschwiegen. Die Händler haben oft Wurzeln im Nahen Osten oder auf dem

Balkan. Ihre Kumpelhaftigkeit weicht Misstrauen, sobald wir uns als Journalisten zu erkennen geben.

Einmal finden wir einen gesprächsbereiten Autoverkäufer, in Biel. Doch vor Ort ist der Mann abweisend. Er müsse los, sagt er gleich nach der Begrüssung. Ein Kunde warte, er sei den ganzen Tag weg. Wir rufen einige der grösseren Autoexporteure an. Aber auch hier ist die Ablehnung gross. Entweder legt man bereits vor der ersten Frage auf. Oder es heisst, mit Afrikaexporten habe man nichts zu tun («ein Dreckschäft») – obwohl auf der Webseite damit geworben wird.

Irgendwann will doch einer reden. Einer, der die Branche kennt wie wenige andere. Seinen Namen möchte er nicht in der Zeitung lesen. Er sagt: «Ich bin seit vierzig Jahren in diesem Business. Was da abgeht, ich sage Ihnen... Das können Sie sich gar nicht vorstellen.» Alles laufe über Beziehungen, vor allem in die Länder, aus denen die Händler stammten.

Das grosse Geld stecke aber nicht dahinter, sagt der Insider. «Diese Autos sind absolute Schrotts. Dreht man den Schlüssel im Zündschloss um, leuchten sämtliche Kontrolllampen auf.»

Um an genügend Gebrauchtwagen heranzukommen, sind die Händler auf sogenannte Scouts angewiesen. «Sie patrouillieren in der ganzen Schweiz, gehen von Garage zu Garage oder fahren durch Wohngebiete, immer auf der Suche nach gut verkaufbaren Autos, die ohne Nummernschilder herumstehen.»

Wird ein Scout fündig, kontaktiert er den Händler. Dieser entscheidet, was er offerieren darf. Der Scout selbst bekommt eine Erfolgsprovision. Pro Auto sind es laut Insider etwa 300 Franken, für ein Grossfahrzeug wie einen Bagger oder einen Lastwagen 800 Franken.

Am Ende bringt ein Transporter die Occasionen zum Händler – auf einen der zahlreichen Autokiesplätze der Schweiz, wo das Unkraut aus dem Boden schießt und das Elend auf rostigen Rädern herumsteht. «Buchhaltung ist hier Ansichtssache», sagt der Insider. Einige Deals würden offiziell abgerechnet, andere nicht.

Was er damit meint: Die Occasionsbranche ist anfällig für Geldwäsche. Das bestätigen auch Strafermittler. Stark beschädigte Gebrauchtwagen können schon einmal für 8000 Franken abgerechnet werden – obwohl sie nicht einmal in gutem Zustand diesen Wert hätten.



Während jede Banane über ihre Herkunft Auskunft geben muss, verschwinden in der Schweiz und der EU jedes Jahr 3,5 Millionen Gebrauchtwagen.

ten. Damit gelangt dreckiges Geld aus dem Drogenhandel in den regulierten Finanzkreislauf.

«Im Auto-Business gilt nur ein Gesetz: Wer etwas will, bekommt es. Egal, was», sagt der Insider. Ein Spruch, an den wir noch mehrmals denken müssen. Wildwest im Occasionshandel.

Eine böse Vorahnung

Eine Whatsapp-Nachricht bringt auch uns etwas näher an diese Welt heran. Ein Exporteur meldet sich. Er hat Interesse am roten Toyota. Aber nur kurz. «Was, bloss drei Türen?», schreibt er. «Zu unbeliebt.» Er springt ab. Ein zweiter Händler ist da etwas lockerer. Beim Preis aber bleibt er hart. Mehr als 100 Franken sei die Kiste nicht wert. 8 Kebabs? Einverstanden.

An einem warmen Junimorgen 2023 fährt ein Kleintransporter mit Luzerner Kennzeichen auf den übelriechenden Starlet-Parkplatz. Der Händler, der aus dem Nahen Osten stammt, steigt aus. Er schaut sich den Wagen an und ist erstaunt: «So ein altes Auto habe ich schon lange nicht mehr gekauft», sagt er. Der Mann überreicht eine Hunderternote und fährt den Starlet auf die Ladefläche seines Transporters.

Was mit dem Toyota nun passieren wird? «Der reist nach Afrika», sagt der Händler. Er selbst sei dort Autoimporteur gewesen, in Togo, als junger Mann. «Das war ein Abenteuer, und man konnte gutes Geld verdienen», erklärt er, während er den Wagen auf der Ladefläche befestigt. Dann fährt er davon. Bye-bye, Starlet.

Zurück im Büro, starren wir auf den Bildschirm. Wir sehen einen blauen Punkt auf einer Schweizer Karte: unser Toyota. Er bewegt sich in Richtung Innerschweiz. Dort bleibt er stehen, auf dem Parkplatz eines Autohändlers, mit Aussicht auf die Autobahn.

Mehrere Wochen vergehen, ohne dass etwas passiert. Doch dann meldet sich der Tracker plötzlich aus einer anderen Ecke der Schweiz, einem kleinen Ort im Kanton Thurgau. Unser Starlet steht in einer Werkstatt, die Autos verschrottet. Wir ahnen nichts Gutes.

Wird das Bauerndorf zu seiner Grabstätte? Die böse Vorahnung scheint sich zu bestätigen: Am 31. Juli 2023 senden unsere beiden Tracker das letzte Signal aus dem Thurgauer Ort. Dann herrscht Funkstille. Wir sind ernüchtert. Aber gleichzeitig auch etwas erleichtert: Offenbar gibt es noch Leute, die vernünftig sind. Und Schrotts wie den blauen Toyota gesetzeskonform entsorgen.

Damit gehört unser Starlet anscheinend nicht zu den 130 000 Gebrauchtwagen, die gemäss Zollstatistik jedes Jahr die Schweiz verlassen. Ebenso wenig ist er einer von über einer Million Occasionen, die die EU offiziell jährlich

exportiert. Unser Auto ist offenbar auch nicht eines jener zahlreichen Fahrzeuge, die jährlich einfach verschwinden.

Eine gute Nachricht. Eine verrostete Dreckschleuder ohne Sicherheitsgurt weniger, die in Afrika herumfährt.

Gemäss einer umfassenden Uno-Studie verkommt der Kontinent nämlich zu einer Deponie für Gebrauchtwagen aus Industriestaaten. Von rund 23 Millionen Occasionspersonenwagen, die zwischen 2015 und 2020 aus den USA, den EU-Staaten, Japan und Südkorea ins Ausland exportiert wurden, landete rund die Hälfte in Afrika.

Die günstigen Fahrzeuge haben nicht nur schlechte Seiten. In vielen Ländern des Kontinents machen sie einen Autokauf für viele überhaupt erschwinglich. Und sie decken ein Mobilitätsbedürfnis ab, das sich sonst nicht befriedigen liesse. Doch viele dieser Gebrauchtwagen sind in einem ähnlich schlechten Zustand wie unser Starlet – mit fatalen Auswirkungen auf die Verkehrssicherheit vor Ort.

Unerwartete Auferstehung

Seit der Enttäuschung mit den toten Trackern sind einige Wochen vergangen. Unser Starlet bleibt verschwunden. Wir sind sicher, dass wir ein neues Auto suchen müssen. Schon wieder.

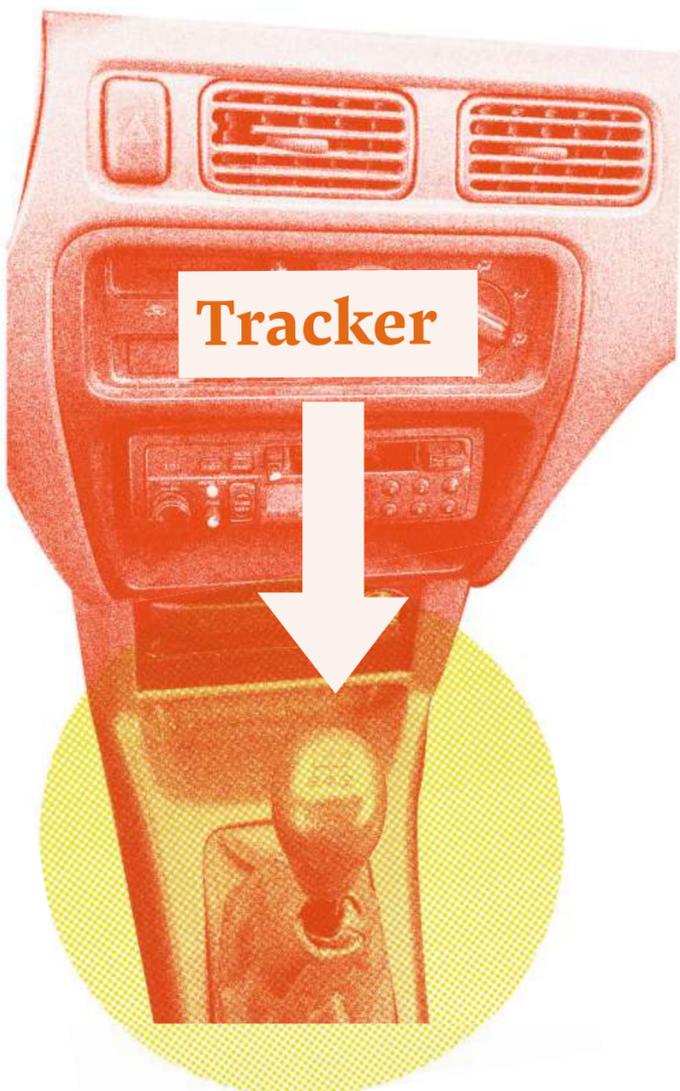
Ende September 2023 bestellen wir einen neuen Tracker und einen neuen Airtag. Doch als wir unser iPhone zur Hand nehmen, um den Apple-Sender zu installieren, erleben wir eine Überraschung: Auf der Karten-App erscheint ein blauer Punkt mit der Beschriftung «Starlet». Starlet lebt? Starlet lebt!

Wir zoomen heran und sehen: Unser Toyota ist in Afrika. Zoom. In Nigeria. Zoom. Auf der Hauptstrasse vom Atlantik her, unterwegs von Lagos in Richtung Norden. Wir lachen ungläubig und versuchen, den professionellen Tracker zu reaktivieren. Doch der bleibt tot. Ein Glück, haben wir damals den Airtag im Kofferraum verbaut.

Wir sehen, wie sich der blaue Punkt in den kommenden Tagen weiter Richtung Nordosten bewegt – und schliesslich an einem Ort namens Jimeta zur Ruhe kommt. Eine nigerianische Kleinstadt mit rund 200 000 Einwohnern, umgeben von Acker- und Weideflächen. Und von Boko Haram, der islamistischen Terrormiliz.

Im Jahr 2015 verübte Boko Haram auf einem Markt in der Stadt einen Bombenanschlag. Seither hat sich die Sicherheitslage zwar verbessert, aber noch immer kommt es gelegentlich zu Attentaten. Und jüngst kämpfte die Region mit einer Hungerkrise.

Wer aber ist der neue Besitzer unseres Starlets, und wozu wird er den Wagen brauchen? Auf Satellitenbildern gehen wir den Standorten nach, die der Airtag uns sendet: eine islamische





Nigeria mit seinen rund 230 Millionen Einwohnern gilt seit langem als eine Art Palliativstation der globalen Autoindustrie.

Buchhandlung, ein Geschäft für Haarverlängerungen, eine Apotheke mit dem Namen «God's Favor Medicine Store».

Wir tauchen ein in eine Stadt, deren Farbton Rot ist. Rot vom Wüstensand. Auf Google Street View schauen wir den grossen Markt an, auf dem der Toyota immer wieder anzutreffen ist. Wir sehen die schmalen, löchrigen Nebenstrassen, durch die er offenbar gefahren ist. Mehr erfahren wir aber nicht.

Wir brauchen Hilfe vor Ort – und suchen nach einem Journalisten aus Jimeta. Wir stossen auf Yakubu Daklëshelleng Musa. Unser Auftrag für ihn ist simpel: Finde das Auto.

Yakubu spaziert von nun an regelmässig durch den grossen Markt und die Strässchen, auf der Suche nach unserem Toyota. Doch Wochen verstreichen, ohne dass der Journalist das Auto sieht. Yakubu sagt am Telefon, wir müssten Geduld haben; das sei wie die berühmte Suche nach der Nadel im Heuhaufen.

Wie ist das möglich?, fragen wir uns. Kann es wirklich so schwer sein, einen roten, kleinen 1990er Starlet zu finden? Kann es, wie wir später selbst merken werden.

In der Zwischenzeit versuchen wir herauszufinden, wie zum Teufel unser Schrotti in Nigeria landen konnte. Wir gehen den letzten Spuren nach, die der Toyota in der Schweiz hinterlassen hat. Als Erstes rufen wir dort an, wo der Starlet nach unserem Verkauf gelandet ist: beim Autohändler in der Innerschweiz mit dem Parkplatz an der Autobahn.

Das Telefon klingelt. «Ja?» – «Wir haben ein Auto verkauft, das bei Ihnen gelandet ist und dann nach Afrika exportiert wurde. Was ist damit passiert?» – «Afrikaexport? Mache ich nicht mehr, suchen Sie einen anderen Händler.» – «Aber es steht doch so auf der Website?» – Aufgelegt.

Also bleibt nur noch eine Station: das thurgauische Bauerndorf, von wo der Starlet seinen letzten Schweizer Standort geschickt hat. Eine Landstrasse führt zwischen grünen Wiesen und Apfelbäumen ins Dorf. Von irgendwoher bimmeln Kuhglocken. Idyllischer kann ländliche Idylle nicht sein. Wo aber ist dieser Autowerter, wo sind seine alten Boliden?

Das Navi sagt: Ziel erreicht. Doch zu sehen sind nur verwinkelte 30er-Zone-Strässchen und Gartenzwerge. Am Rand einer kleinen Zufahrt aber stehen ein paar alte Autos, die meisten in erbärmlichem Zustand. Man sieht ihnen an, dass sie am Ende ihres Lebens angekommen sind. Das hier scheint tatsäch-

lich mehr Verwertung als Export zu sein.

Weiter hinten befindet sich eine Scheune mit gestapelten Autowracks. Am Boden liegen Glassplitter und abgesprengte Farbreste. Ein Arbeiter schleift gerade an einem Stück Metall herum. Es sprühen Funken, es riecht nach Lack. An der Eingangstür stehen arabische Schriftzeichen, mit Kreide hingeschrieben. Aus einem Lautsprecher dröhnt fernöstliche Musik. Hätte ein Bauer nicht gerade ein «Grüezi» von der Fahrerkabine seines Traktors gerufen, man wähte sich im Nahen Osten.

Im hinteren Teil der Scheune befindet sich ein Büro, das mit Glaswänden abgeschirmt ist. Im Halbdunkel ist ein Mann in seinen Sechzigern zu erkennen, mit Glatze und buschigem Schnauz. Er sitzt an einem Schreibtisch und versucht gerade, die Verpackung einer Druckerpatrone zu öffnen. Zwischen dem Zeigefinger und dem Mittelfinger seiner rechten Hand klemmt eine Zigarette.

Frage: Was ist aus dem roten Toyota Starlet geworden, der sich zuletzt von hier gemeldet hat und nun in Nigeria herumfährt?

«Toyota? Starlet? Kann mich nicht erinnern. Wann?»
«Im Juli 2023.»
«Im Juuuli?»

Der Mann zieht an seiner Zigarette und bläst den Rauch wieder aus.

«Ist lange her. Ich habe viele Autos hier. Und Toyotas sind beliebt für Export.»
«Machen Sie denn keinen Export? Das steht doch auf der Website.»
«Nein, nein. Ich mache Autoverwertung, bei mir sind nur Fahrzeuge, die 100 bis 200 Franken wert sind.»

Er legt die eingepackte Tintenpatrone auf den Tisch und klopft die Asche von der Zigarette. Das zähe Gespräch findet ein zähes Ende.

Viel hat es nicht gebracht. Sicher ist nur, dass der kleine Starlet hier vorbeigekommen war, bevor er in Afrika gelandet ist. Dass er von diesem Ostschweizer Bauerndorf aus losreiste, um auf den chaotischen Strassen Nigerias zu landen. Von blühenden, saftigen Wiesen in den Saharastaub Jimetas. Aber wie?

Die typische Route nach Afrika führt über einen der grossen Häfen Europas. Konvois mit mehreren Transportern fahren die Occasionen von den Kiesplätzen dieses Landes in Richtung Meer. Auf riesigen Docks laden sie die Autos ab.

Dort stehen die Gebrauchtwagen dann herum, bis einige hundert von ihnen zusammenkommen. Vorher lohnt es sich nicht, sie zu verschiffen.

Wie gross diese Docks sind, zeigt ein Augenschein am Euroterminal von Antwerpen – dem grössten Hafen Europas für den sogenannten Fahrzeugumschlag. Der Weg dorthin führt über gigantische Autobahnen, von denen aus die Wirtschaft Europas beliefert wird. Und von wo aus jene Produkte exportiert werden, die auf diesem Kontinent ausgedient haben: die Gebrauchtwagen.

An den Docks sind durch einen Maschendrahtzaun zahlreiche Rotkreuz-Autos älteren Jahrgangs zu sehen. Alles Toyotas. Landcruiser, Hi-Ace, Hilux. Grosse, geländegängige Fahrzeuge, gemacht für die Schotterpisten Afrikas. Immer wieder kommen Transporter an, beladen mit jeweils sechs Autos. Mit dabei: viele alte Gebrauchtwagen.

Das Terminal ist gut abgesichert. Überall Zäune, in der Mitte ein Sicher-

heits-Checkpoint. Frage an die Sicherheitsfrau: Ob man sich das Deck einmal anschauen könne? Die empörte Antwort: «No, of course not?!»

Es bleibt nur der Blick durch den Zaun. Aus der Ferne ist ein Transportschiff von Grimaldi Lines zu sehen. Es wird gerade beladen. Die Reederei gehört zu den grossen Akteuren von Roro-Verschiffung. Roro steht für Roll-on, Roll-off. Die Occasionen werden direkt auf die Schiffe gefahren, ohne dass man sie in Container verpacken muss. Diese Frachter sind schwimmende Parkhäuser.

Wie oft fahren diese Schiffe gebrauchte Autos nach Afrika? Und wie funktioniert dieser Export genau? Eine Anfrage dazu lässt Grimaldi Lines unbeantwortet. Dasselbe gilt für das Euroterminal in Antwerpen.

Eine Internetrecherche jedoch zeigt, dass Grimaldi Lines einmal pro Woche von Antwerpen aus die Westküste Afrikas anfährt – unter anderem mit Halt in Lagos, der grössten Stadt Nigerias. Falls unser Toyota tatsächlich hier auf ein Roro-Schiff verladen wurde, hätte er zwölf Tage auf See verbracht, bevor er in Westafrika von Bord gerollt wäre.

Rätselhafte Aggression

Es ist November 2023, und wir erhalten endlich gute Nachrichten aus Nigeria. Der Journalist Yakubu schreibt via Whatsapp: «Ich habe den Wagen gefunden. Am Samstag bin ich erneut auf dem Markt gewesen, und da stand ich plötzlich vor dem Auto.» Yakubu schickt wenige Bilder. Der Wagen stehe an einem heiklen Ort, erklärt er, fotografieren sei dort schwierig.

Auf den Fotos sehen wir einen roten Toyota Starlet. Er steht am Rand einer staubigen Strasse. Im Kofferraum liegt ein grosser, weisser Sack, der Deckel ist mit einem Seil fixiert. Das Modell scheint zu passen, es ist ein 1990er Starlet und sieht aus wie unser Auto aus Zürich.

Aber ist es wirklich dasselbe Fahrzeug? Wir schauen genauer hin. Da ist der gleiche gelbe Aufkleber am Armaturenbrett mit der Aufschrift «160 km/h». Da ist dieselbe Musterung auf der Türschutzleiste. Und derselbe Kratzer an der Vordertür. Von Yakubu erfahren wir, dass am Fenster hinten links ein grüner, runder Abgastest-Sticker klebt – wie bei unserem Starlet. «Das sieht man hier sonst nicht», schreibt er.

Gewissheit gibt uns die Ortung. Yakubu hat den Wagen dort gefunden, von wo der Airtag schon mehrfach einen Standort geschickt hat. Wir kommen zu dem Schluss: Das ist unser Toyota!

Ein seltener Einblick

Yakubu erzählt uns, wie er ins Küchenwarengeschäft ging, vor dem unser Starlet stand. Er gab sich als Kunde aus. Der Ladenbesitzer und der Starlet-Fahrer,





ein etwas älterer Mann, plauderten gerade miteinander. Der junge Journalist brachte sich ins Gespräch ein und wechselte ein paar Worte mit ihnen. «Small-talk, nichts Verhängliches.» Einige Tage später kehrte er zurück. Diesmal war der Starlet nicht da.

Yakubu fragte den Ladenbesitzer nach dem Wagen. «Der Mann wurde plötzlich laut», erklärt er. «Seine Reaktion war merkwürdig aggressiv.» Der Ladenbesitzer habe bestritten, das Auto zu kennen. «Es schien, als hätte er etwas zu verbergen.» Wir fragen uns: Wer sitzt hinter dem Steuer des kleinen, roten Wagens? Wie kam der Fahrer zu diesem Wagen? Wie viel hat er bezahlt – und wer hat daran verdient?

Es sind komplexe Fragen, die wir vom Schreibtisch aus nicht beantworten können. Wir merken: Um herauszufinden, wie der Handel mit unseren alten Autos in Afrika tatsächlich funktioniert, braucht es einen persönlichen Augenschein vor Ort – eine Reise nach Nigeria. Sie beginnt in Lagos, dieser 20-Millionen-Megacity an der Atlantikküste. Hier blüht der Gebrauchtwagenmarkt wie sonst nirgends in diesem Land.

Es ist Februar 2024, und die Dimensionen dieses Geschäfts sind bereits bei einer Autofahrt durch die Strassen von Lagos ersichtlich. Durchs Fenster blickt man in die Vergangenheit. Rundherum stehen Fahrzeuge dicht an dicht, Fahrzeuge, die man bei uns seit zehn Jahren nicht mehr auf der Strasse sieht. Es sind so viele, dass der Verkehr hier regelmässig zusammenbricht.

«Go slow» nennen das die Nigerianer. Vier Stunden verbringen sie laut Weltbank pro Tag im Stau – mehr als in jeder anderen Stadt der Welt. Und jeden Tag kommen neue Altwagen dazu. Sie sind überall, stehen auf Plätzen, unter Brücken, an Bahngleisen. Deutsche Marken, asiatische Marken, alle ohne Nummernschild, alle verkaufsbereit.

Es ist kein Zufall, dass unser Toyota in Nigeria gelandet ist. Das Land mit seinen rund 230 Millionen Einwohnern gilt seit langem als eine Art Palliativstation der globalen Autoindustrie. Über ein weitverzweigtes Netz von Zwischenhändlern gelangen die Fahrzeuge hierher.

Laut offizieller Statistik kommen jährlich rund 200 000 Gebrauchtwagen an, die meisten aus den USA und der EU. Gemäss Schätzungen, die den regen Autoschmuggel mit den Nachbarländern Benin und Togo einberechnen, sind es mindestens doppelt so viele.

Zwar dürfen importierte Autos nach nigerianischem Recht höchstens fünfzehn Jahre alt sein. Doch laut einer Uno-Studie überschreiten mehr als die Hälfte der importierten Autos diese Alterslimite. Auch unser mittlerweile 28-jähriger Starlet ist also illegal nach Nige-

Der Katalysator enthält wertvolle Edelmetalle. Darum schneiden manche Mechaniker in Nigeria den Filter weg und setzen ein normales Rohr ein.

ria gelangt. Er ist damit nicht die Ausnahme, sondern die Norm.

Dass Recht und Realität in dieser Branche oft weit auseinanderliegen, gilt jedoch nicht nur für Afrika. Auch in Europa bleiben die Vorgaben für den Autoexport oft Theorie. Eindrücklich gezeigt hat das vor einigen Jahren eine unangekündigte Inspektion der niederländischen Behörden am Hafen von Amsterdam.

Achtzig Prozent der Occasionsautos, die dort wenig später auf ein Schiff hätten verladen werden sollen, erfüllten die lokalen Auflagen nicht. Und jedes zehnte Auto, das inspiziert wurde, war in den Niederlanden als verschrottet gemeldet worden.

Es war ein seltener Lichtblick in einer Branche, die im Dunkeln operiert. Engmaschige Kontrollen sind die Ausnahme – in der Schweiz genauso wie im Rest Europas. Für die Behörden hat das Thema keine Priorität. Und das aus drei Gründen: Europa wird seine alten Autos los. Die Händler verdienen damit Geld. Und die korrupten nigerianischen Behörden profitieren davon, wenn sie das Gesetz nicht durchsetzen.

Ganz ohne Katalysator

Leslie Adogame beschäftigt sich schon lange mit den Schäden, die unsere Schrottis in seinem Land anrichten. Der Umweltwissenschaftler sagt in seinem Büro in Lagos: «Das sind Autos, die in Europa und den USA als nicht mehr fahrtüchtig gelten. Natürlich hat es Konsequenzen, wenn sie hier noch Jahre weiterverwendet werden.»

Zahlen der Weltgesundheitsorganisation bestätigen dies: Nirgends sterben gemessen an der Bevölkerungsgrösse mehr Menschen bei Verkehrsunfällen als in Afrika. In Nigeria sind es pro Jahr über 41 000 – und damit mehr Menschen, als die Stadt Schaffhausen Einwohner hat.

Ebenso gravierend sind die Auswirkungen auf die Umwelt und das Klima. Adogame sagt: «Die exportierenden Staaten drängen zu Hause auf saubere Fahrzeuge. Aber sie interessieren sich nicht dafür, was mit ihren dreckigen Altwagen geschieht.» Fürs Klima ist es jedoch einerlei, ob die Abgase in Afrika oder in Europa ausgestossen werden.

Die Recherche vor Ort zeigt, dass die alten Occasionen hier sogar noch schmutziger und umweltschädlicher sind, als sie es bei uns jemals waren, denn: Vielen fehlt der Katalysator, also jener Filter, der die Abgase reinigt. Er enthält wertvolle Edelmetalle. Platin etwa, Palladium oder Rhodium.

Darum machen sich in Nigeria manche Mechaniker und Importeure am Unterboden der Occasionen zu schaf-

fen. Sie schneiden die Filter weg und setzen stattdessen ein normales Rohr ein. Das ist hier zwar nicht verboten. Es trägt jedoch dazu bei, dass manche nigerianische Städte zu den am meisten verschmutzten der Welt gehören. Die Folge laut der Weltbank: über 11 000 vorzeitige Todesfälle pro Jahr.

Wie gross das Problem ist, sieht man auf dem Lapido-Markt in Lagos – einem Ort, den man als Ausländer besser nicht ohne Begleitung besucht. Die kriminellen Gangs der Gegend sind berüchtigt, das Treiben der Händler überwältigend. An jeder Ecke läuft man an aufgetürmten Abgasrohren vorbei, mannshoch. Die Haufen sehen aus wie Autogedärme.

Adogame führt durch ein kleines Gässchen. Der Boden ist mit Motorenöl überzogen, links und rechts stapeln sich Autofelgen und gebrauchte Reifen. Daneben stehen die Katalysatorenhändler. Einer von ihnen kommt näher, ein kleingewachsener Mann. Adogame weiss, dass man sich hier besser nicht als Journalist zu erkennen gibt. Deshalb tritt er als Investor mit Begleitung auf. Der Händler ist ziemlich redselig. Er kaufe die Katalysatoren meist den Autoimporteuren oder den Händlern ab, seltener den Besitzern selbst. Und dann?

«Die meisten klopfen wir aus», sagt er, «gleich da hinten.» Der Mann führt zu einer Weggabelung. Dort hämmert gerade einer auf die Öffnung eines Katalysators. Ein, zwei, drei, vier Mal. Aus dem Innern der Verschalung fällt eine gräuliche, wabenähnliche Masse. Die Edelmetalle Platin, Palladium und Rhodium. Der Wert: 120 bis 300 Franken pro Katalysator – je nach Gewicht und Qualität.

Wurde auch unser Starlet manipuliert und zur noch grösseren Dreckschleuder gemacht?

Ein bitteres Wiedersehen

Reise nach Jimeta. Die alte, halbleere Airbus-Maschine steuert auf die Kleinstadt im Nordosten Nigerias zu. Der Wüstenstaub liegt wie eine zähe Wolke über der Gegend, die karge Landschaft ist erst kurz vor der Landung erkennbar: weite Steppen, unterbrochen von vereinzelt Dörfern, am Horizont eine sanfte Hügelkette.

Auf der Fahrt vom kleinen Flughafen ins Hotel ist eine Stadt zu sehen, die eigentlich ein grosses Dorf ist. Unzählige kleine, einstöckige Backsteingebäude stehen neben einigen Geschäftshäusern. Viele Strassen sind ungeteert, Hühner und Ziegen ziehen durch die Quartiere.

Am nächsten Tag findet das Treffen mit Yakubu statt, einem schlanken Mann mit jugendlichem Gesicht, breitem Lachen und exzellentem Englisch. Der 25-Jährige studiert an einer lokalen Universität Journalismus, seinen Lebensunterhalt verdient er, indem er Drehbücher schreibt für Nollywood, die nigerianische Filmindustrie. Sein Vorbild? «Shakespeare», sagt Yakubu, ohne zu zögern, «ich habe alles von ihm gelesen.»

Er zeigt den grossen Markt in Jimeta. Auf der Fahrt fällt auf: In dieser Stadt wimmelt es von Toyota Starlets. Allein am ersten Tag sind Dutzende zu sehen, vor allem unser Neunziger-Jahre-Modell ist beliebt. Ja, es ist wirklich so schwer, hier unser Auto zu finden.

Auf dem Markt, der ungefähr so gross ist wie 25 Fussballfelder, bieten Verkäuferinnen und Händler Flipflops, Sonnenschirme oder grillierte Maiskolben an. «Es gibt nichts, was du hier nicht findest», sagt Yakubu, während er an den Ständen vorbeischlendert. Am östlichen Rand des Marktes, in einer ruhigen Strasse, bleibt er stehen. «Dort», sagt er und zeigt auf einen Laden. «Von dort kamen die meisten Tracker-Signale, und dort habe ich das Auto gefunden.»

Sicher zehn Mal sei er hierhergekommen, erzählt Yakubu. Nervenauflösend sei das gewesen – und nicht ohne Risiko. Er zeigt auf die andere Strassenseite: «Gleich gegenüber sind die Geschäfte der Devisenhändler. Sie bieten Wechselgeld zum Schwarzmarktkurs an. Manche sagen, sie seien auch in andere Geschäfte verwickelt.»

Der Versuch, mit dem Ladenbesitzer ins Gespräch zu kommen, scheitert. Nun wird klar, was Yakubu meinte. Die hektische Gestik des Mannes, seine nervösen, kurzen Antworten, seine Behauptung, weder Yakubu noch den roten Starlet je

zuvor gesehen zu haben: All das wirkt abweisend, ja bedrohlich. Von hier sollte man wirklich schnell verschwinden.

Die anschliessende Suche nach dem Toyota im Gewühl der Marktfahrer bleibt ergebnislos. Auch auf dem grossen Parkplatz beim Eingang ist das Auto nicht zu finden. Doch bei der Rückkehr in die Geldwechslerstrasse zwei Stunden später: Treffer! Der Starlet aus der Schweiz steht vor dem Küchengeschäft. Yakubu ist sich sicher, er kennt das Nummernschild.

Der Puls steigt. Der erste Reflex: Nichts wie hin, es sind nur dreissig Meter zum Wagen. Doch Yakubu interveniert: «Das ist zu gefährlich! Hier willst du dir keine Feinde machen.» Die Geldhändler könnten schnell eine Schlägertruppe aufbieten, wenn sie sich bedrängt fühlten. Einige von ihnen stünden über dem Gesetz und handelten entsprechend.

Das klingt nicht gut, also Rückzug. Ein paar heimlich gemachte verwickelte Bilder sind alles, was uns von unserem Starlet bleibt.

Die Enttäuschung ist gross. Erst die weite Reise von 4000 Kilometern, und nun trennen uns nur wenige Meter von unserem Starlet. Aber es passt zu dieser Branche, in der so vieles vage, obskur und rätselhaft bleibt. Es folgt der Abschied von Yakubu. Er bleibe an der Sache dran, sagt er. Und er werde sich melden, wenn er mehr herausfinde.

Vor der Heimreise gibt es noch eine weitere ungeklärte Frage: Wie viel hat unser 100-Franken-Wagen hier ungefähr gekostet? Einer, der die Antwort kennt, ist Gambo Musa. Er empfängt in einem düsteren Büro unweit des Marktes von Jimeta. Musa arbeitet für den lokalen Zweig der Fahrgewerkschaft, einer einflussreichen Institution in Nigeria. Er sagt: «Deutlich mehr als noch vor einigen Jahren.» Umgerechnet 1700 Franken – 141 Kebabs.

Jetzt wird klar, weshalb es ein gutes Geschäft war, unseren Toyota aus Zürich an einen Hafen zu bringen, ihn nach Lagos zu verfrachten und von dort 1300 Kilometer ins Landesinnere zu fahren. Alte Starlets seien sehr beliebt, sagt Musa. «Sie sind immer noch günstiger als die meisten anderen Autos. Und vor allem brauchen sie wenig Benzin.»

Fatale Gleichgültigkeit

Die Rückreise in die Schweiz ist von einem seltsamen Gefühl begleitet. Es ist eine Reise aus einem Land, das unter unseren Schrotthaufen leidet. Und eine Reise zurück in ein Land, dem das offenbar egal ist. Das bestätigt eine Anfrage beim Schweizer Bundesamt für Umwelt. Sind sie sich des Problems bewusst? Die lapidare Antwort: Die geltenden Exportkriterien würden bei Kontrollen «konsequent angewendet».

Aber was ist mit den Zehntausenden Occasionen, die jährlich verschwinden? «Es dürfte sich zum grossen Teil um abgemeldete Fahrzeuge handeln, die bei Garagen, Occasionshändlern und Schrottplätzen stehen. Insofern ergeben sich daraus keine umwelt- und klimapolitischen Implikationen.»

Etwas weiter ist die Europäische Union. In Brüssel arbeitet man zurzeit an einem Gesetz, das den Gebrauchtwagenhandel stark verändern könnte. Sollten die Vorschläge der Kommission angenommen werden, dürften aus den Mitgliedstaaten künftig keine Autos mehr exportiert werden, die den europäischen Mindestnormen nicht entsprechen.

Doch bis das Realität wird, dürfte es noch Jahre dauern. Und ob das neue Gesetz dann tatsächlich angewendet wird, ist nach unserer Recherche fraglich. Bis dahin werden jährlich weitere Schrottautos aus Europa nach Afrika reisen. So wie unser Starlet.

Wir melden uns ein letztes Mal bei Yakubu. «Was ist passiert seit unserem Besuch in Jimeta?» Yakubu: «Ich habe einen Freund eingespannt. Er hätte dem Besitzer des Küchenladens etwas näherkommen sollen. Aber es sieht so aus, als wolle der Mann lieber alleine bleiben. Sorry.»

Auch unser Airtag hat mittlerweile den Geist aufgegeben. Was wirklich mit unserem Toyota Starlet passiert ist und welches Schicksal ihm blüht, wird eines der vielen Geheimnisse dieser Branche bleiben.

Recherchiert und umgesetzt mit Unterstützung von Journafonds.

NZZ

Shop

shop.nzz.ch
+41 44 258 13 83



Schön praktisch.



Porzellandosen-Set Tiny

Schälchenweise Abwechslung in bunten Farben. Für Cracker und Nüsse zum Apéritif, Tapas am Abend, Saucen beim Barbecue oder Knabberzeug für zwischendurch. An sommerlichen Abenden dürfen die verschiedenen Dosen auf keinen Fall fehlen.

Aus Porzellan, spülmaschinenfest, 4er-Set, Masse: 9 x 4,9 x 3,8 cm (L x B x H), *Remember*.

Preis: CHF 39.-* / CHF 45.-



Geschenkset Balsamessig

Ein Bieressig klingt anfänglich etwas seltsam – aber lassen Sie sich überraschen! CréaCeto ist die exklusive Essigselektion der Bierbrauerei Locher, welche das beliebte Appenzeller Bier herstellt. Der Essig ist ein natürliches Nebenprodukt des Bierbrauens und wird mit viel Liebe von den Expertinnen und Experten der Brauerei zu Delikatessen verwandelt.

Mango-, Maracuja- und Apfel-Birnen-Essig zu je 250 ml, *CréaCeto*.

Preis: CHF 59.-* / CHF 69.-

Champagnerkühler Nizza und Weinkühler Froid

Die voluminöse Form des Champagnerkühlers Nizza erhält zusätzlich vornehme Coolness durch ihre doppelwandige Beschaffenheit für langanhaltend niedrige Temperaturen. So gesehen werden die Nächte wieder länger, wenn sich das Eisbad nach und nach mit Flaschen spritziger Tropfen füllt. Wie der Champagnerkühler besitzt auch der Weinkühler Froid die doppelwandige Beschaffenheit und stellt Flaschen aller Art kalt. Auch die Verschlüsse edler Weine finden ihren Platz im integrierten Korkenhalter.

Aus Edelstahl, hochglanzpoliert, doppelwandig, Masse Champagnerkühler: 20 cm (H), Gewicht: 2,5 kg, Weinkühler: 21 cm (H), Gewicht: 1,8 kg, *Philippi*.

Preis Champagnerkühler: CHF 209.-* / CHF 229.-

Preis Weinkühler: CHF 129.-* / CHF 139.-



Champagnerkühler



Weinkühler

Porzellandosen mono

Drei flache und drei höhere Porzellanschälchen mit bunten Böden, die entweder einzeln arrangiert oder platzsparend gestapelt werden können. Für Snacks und Dips oder zur Aufbewahrung von Zucker, Gewürzen oder anderen kleinen Dingen. Die flachen Schälchen sind auch als Deckel nutzbar.

Aus Porzellan, spülmaschinenfest, 6er-Set, Masse pro Schale: 9 x 7,5 cm (Ø x H), *Remember*.

Preis: CHF 49.-* / CHF 55.-



7 in 1 Porcelain Bowls Expression

Die Hartporzellanschalen sind einfach zu bedienen, robust, zeitlos und passen zu jedem Service. Sie sind zudem hervorragend stapelbar. Sie können problemlos im Backofen, in der Mikrowelle, im Kühlschrank und in der Geschirrspülmaschine eingesetzt werden. Ihre durchdachten Abmessungen sind sehr praktisch und multifunktional für Frühstück, Mittagessen, Abendessen, Snacks, elegante Mahlzeiten sowie Gartenfeste.

Aus Porzellan, spülmaschinenfest und backtauglich, 7-teilig, Ø 7 – 28 cm, *MoMA Design Store*.

Preis: CHF 320.-* / CHF 335.-



Küchentücher und Schürzen

Diese hübschen Küchentücher und Schürzen verleihen jeder Küche etwas Besonderes und machen den Abwasch gleich weniger eintönig. Sie sind der perfekte Begleiter in Ihrer Küche. Die Designs sind von Flora und Fauna inspiriert und werden in Baden im Kanton Aargau von Hand entworfen. Danach werden die Muster in einem sozial-nachhaltigen Betrieb in Südindien auf Bio-Baumwolle gedruckt.

Aus 100% Bio-Baumwolle mit Druck, Schlaufe zum Aufhängen, Masse Küchentücher: 70 x 50 cm (L x B), *Lili Pepper*.

Preis Küchentücher: je CHF 19.-* / CHF 24.-

Preis Schürzen: je CHF 39.-* / CHF 45.-



Lemon
Clementine

«Man muss die Spielregeln des Online-Datings verstehen»

Singles erleben auf der Partnersuche oft einen plötzlichen Kontaktabbruch. Das Internet erleichtere die Flucht, erklärt die Psychologin Dania Schifftan. Trotzdem sei Daten früher nicht einfacher gewesen, sagt sie im Gespräch mit Mirjam Moll

Lisa schaut zum x-ten Mal an diesem Tag in ihre Dating-App. «No new messages», steht da. Dabei hatte sich Lisa noch vor wenigen Tagen intensiv mit Alex ausgetauscht. Nun meldet er sich nicht mehr. «Habe ich etwas Falsches gesagt?», fragt Lisa über die App. Doch eine Antwort bleibt aus. Alex meldet sich gar nicht mehr, bis sein Profil plötzlich verschwindet.

Lisa und Alex sind fiktiv. Das Beispiel zeigt aber, was viele auf Dating-Apps und -Portalen erleben, wenn sie sich auf Partnersuche begeben. Ghosting heisst das Phänomen, bei dem Menschen unangekündigt den Kontakt kappen. Eine repräsentative Studie im Auftrag der Dating-Plattform Parship zeigt, dass fast die Hälfte der Befragten bereits schlechte Erfahrungen beim Datan gemacht hat – vor allem durch Ghosting.

Betroffene bleiben oft mit nagenden Selbstzweifeln zurück und mit der Frage: «Was habe ich falsch gemacht?» Dania Schifftan ist klinische Sexologin und Psychotherapeutin und berät auch das Dating-Portal Parship. Sie kennt die Probleme bei der Partnersuche – auch das Phänomen des plötzlichen Kontaktabbruchs.

Frau Schifftan, gibt es eine Generation Ghosting?

Es kam immer schon vor, dass Menschen einfach so verschwunden sind, auch in Freundschaften. Neu ist nur der Name und dass die digitale Welt mehr Möglichkeiten dazu bietet. Es wird auf diesen Plattformen nur offensichtlicher, auch weil man mit mehr Menschen in Kontakt treten kann.

Haben Dating-Apps dieses Phänomen noch verstärkt?

Ja und nein. Mit der Digitalisierung werden viele Kontakte anonymer. Denn über die Apps und Portale kann man leicht hinter eine Maske flüchten. Wie viel man von sich preisgibt, entscheidet jeder selbst. Der Chat-Partner bleibt erst einmal so etwas wie ein Avatar: Es geht vermeintlich nicht um ein menschliches Gegenüber. Das sieht man auch am zunehmend rauhen Ton im Netz. Im echten Leben haben die wenigsten Menschen den Mut dazu, gegenüber anderen Menschen extreme oder beleidigende Positionen einzunehmen. Im Internet fühlen sie sich im Schutz der Anonymität



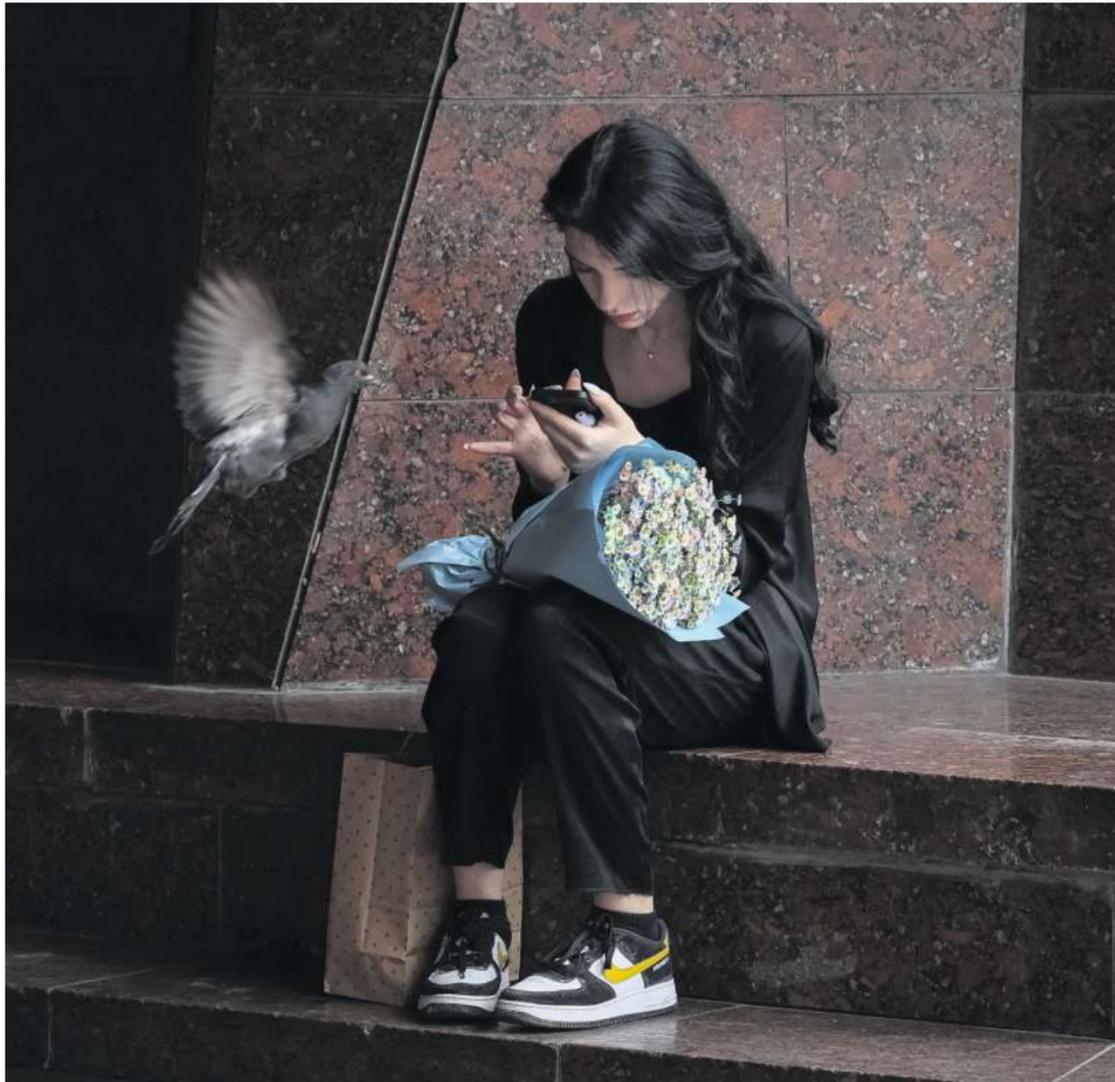
Dania Schifftan
Psychologin
und Autorin
des Therapiepodcasts

aber sicher. Das ist beim Online-Dating auch so.

Was löst Ghosting bei Betroffenen aus? Manche Menschen nehmen so ein Verhalten leider persönlich: «War ich zu langweilig, bin ich nicht attraktiv genug?» Man geht automatisch davon aus, dass man selbst die Ursache für den Kontaktabbruch war. Wir suchen für negative Erfahrungen eine Erklärung.

Warum?

Beim plötzlichen Kontaktabbruch tun wir das, um abzuschliessen zu können. Fehlen die Erklärungen, sucht sich die Psyche eben selbst Erklärungen. Dar- aus entstehen dann Glaubenssätze wie: «Ich bin nicht liebenswert, ich bin nicht genug.» Insbesondere, wenn Betroffene zuvor schon an mangelndem Selbstwert gelitten haben.



Der Chat-Partner, der eben noch so interessiert war, ist plötzlich verschwunden. Zurück bleiben Fragen.

GLEB GARANICH/REUTERS

Wie können wir damit umgehen?

Indem wir uns in der Haltung üben, dass es nichts mit uns selbst zu tun hat, lernen wir, solche Rückzüge und Ablehnungen auszuhalten. Wir können auch lernen, Vorteile darin zu sehen, dass der Kontakt nicht weiterging. Menschen, die andere ghosten, haben oft Schwierigkeiten, sich mit ihrem Gegenüber auseinanderzusetzen und eigene Bedürfnisse mitzuteilen. Deshalb verschwinden sie lieber. Wichtig ist, die Beziehung für sich selbst definitiv zu beenden und nicht wieder zu versuchen, Kontakt aufzunehmen.

Wie verhindert man, geghostet zu werden?

Verhindern kann man das fast nicht. Man sollte sich sogar darauf einstellen, dass es einem passieren könnte. Viel entscheidender ist der Umgang damit. Es hilft aber, während des Chatters achtsam zu sein und zu prüfen, wie sich der Austausch gestaltet. Geht die Unterhaltung zu sehr von mir aus oder engagiert und interessiert sich auch der andere? Wenn man selbst mehr gibt als der andere, sollte man ihn darauf ansprechen.

Jemanden im echten Leben zu ghosten, ist schwieriger. War das Daten früher einfacher?

Früher lernte man sich über Freunde, im Klub, im Sportverein und in der Schule kennen. Dort lief man sich häufig über den Weg, und das Gegenüber war mit jemandem aus dem eigenen Freundeskreis befreundet. Beim Online-Daten sind die Distanzen oft grösser, und es gibt keine direkten Verbindungen. Das macht es leichter, sich zurückzuziehen.

Also war es früher besser.

Nicht unbedingt. Es ist für uns immer schon schwer gewesen, mit abgebroche-

nen Beziehungen umzugehen. Ghosting ist eine feige Form, einer Person aus dem Weg zu gehen. Doch die Leute haben auch früher Wege gefunden, jemanden nicht mehr sehen zu müssen.

Dennoch klagen Nutzerinnen und Nutzer, auf Dating-Plattformen öfter geghostet zu werden. Warum ist das so? Vor allem auf Gratis-Plattformen gibt es immer noch viele Leute, die aus Neugierde oder aus Langeweile eine Dating-App mit einer Konsumhaltung nutzen. Das ist natürlich verführerisch, die App ist ja immer da. Doch viele Leute wollen nicht bewusst daten.

Aber das würde bei einem Kennenlernen in einer Bar nicht passieren, oder? Doch, natürlich. Einige Klientinnen in meiner Praxis haben diese Erfahrung häufiger gemacht. Man lernt sich in einer Bar kennen, bleibt aneinander hängen, unterhält sich den ganzen Abend und tauscht am Ende Telefonnummern aus. Und dann kommt das böse Erwachen: Die Nummer stellt sich als falsch heraus. Dann ging es dem Gegenüber eben auch nicht um ein echtes Kennenlernen.

Wessen Profil nicht gleich überzeugt, wird weggewischt. Sind wir beim Dating oberflächlicher geworden?

Es würde sicher nicht schaden, etwas Tempo beim Entscheidungsprozess herauszunehmen. Gleichzeitig entsteht auch mehr Authentizität.

Inwiefern?

Früher gab es ein klares Drehbuch, wie man in eine Beziehung gelangt. Heute sind die Skripte nicht mehr so klar, wie man eine erfüllende Partnerschaft findet. Aber finden kann man sie noch immer.

Gerade jüngere Menschen machen sich viel bewusster Gedanken darüber, welches Modell von Kontakt, Dating oder Beziehung am besten zu ihnen passt. Sie werden also auch ein Stück authentischer, bekennen sich bewusst zur Monogamie, einer offenen Beziehung oder dem neuen Trend «Situationship».

Was ist damit gemeint?

Üblicherweise ist es die Übergangszeit zwischen dem ersten Dating und einer festen Beziehung. Also eine Art «Beziehung ohne Verbindlichkeit». Man verhält sich wie ein Paar, hat sich aber nicht – oder noch nicht – festgelegt, in einer festen Beziehung zu sein. Dieser Zustand kann wenige Wochen oder auch mehrere Monate dauern.

Das klingt wenig verbindlich. Sind wir heute eher bereit, allein zu leben?

Nein, das würde ich nicht sagen. Früher wurde von der Gesellschaft einfach erwartet, dass man ab einem bestimmten Alter heiratet und Kinder bekommt. Das ist heute nicht mehr so. Wir Menschen sind aber Herdentiere, wir suchen Nähe, immer. Wir können nicht ohne Kontakte bestehen. Das hat uns die Pandemie eindrücklich gezeigt. Viele Probleme, die wir jetzt haben, sind aus dem Kontaktverlust entstanden.

Bedeutet uns digitale Kontakte weniger?

Nicht unbedingt. Es kommt auf die Person an. Wenn zwei Menschen sich bei persönlichen Treffen gut verstehen, dann kann sich daraus etwas entwickeln. Das kann aber auch bei zwei Menschen entstehen, die sich zunächst digital austauschen. Es gibt viele Frauen, denen es leichter fällt, zu schreiben, als im direkten Austausch mit jemandem zu stehen.

Aber fehlt beim Digitalen nicht all das, was wichtig ist, um sich ein Bild vom anderen machen zu können?

Ja: die Mimik, die Gestik, der Geruch des anderen, der Geschmack... Wer digital flirtet, sollte sich deshalb möglichst bald verabreden, damit man vom Chat-Partner kein Idealbild entwirft, welches nicht auf ihn zutrifft und dem er im realen Leben gar nicht gerecht werden kann.

Haben wir durch all die digitalen Tools das Dating verlernt?

Jein. Jemand ohne soziale Netzwerke und ohne Smartphone findet es heute schwierig, zu daten. Für Menschen, die Mühe haben, auf andere Menschen zuzugehen, ist die digitale Welt dagegen eine Rettung. Denn dort kommen sie potenziell zu mehr Kontakten als sonst. Online-Dating ist nicht für jeden.

Für wen denn nicht?

Für Menschen, die jedes Mal darunter leiden, wenn ein Kontakt oberflächlich verläuft. Man muss die Spielregeln des Online-Datings verstehen lernen.

Und die wären?

Man muss es spielerischer angehen. Vielleicht findet man nicht den Lebenspartner, dafür aber eine neue Freundschaft. Bei aller Lockerheit sollte man eine gesunde Skepsis beibehalten und die Warnsignale ernst nehmen: Was zu gut klingt, um wahr zu sein, ist es meistens auch. Es hilft, wenn man ausdrücken kann, was einem wichtig ist. Dann kann man auch Nähe übers Schreiben herstellen. Und man sollte sich unbedingt bald treffen und nicht zu viel Zeit in der Phantasiewelt des Chats verbringen.

Dania Schifftan arbeitet als Psychotherapeutin und klinische Sexologin in Zürich. Zudem hat sie als Autorin mehrere Bücher veröffentlicht. Sie ist Podcasterin («Release – Der Therapiepodcast») und Dozentin, unter anderem an der Universität Zürich.

Die Rangliste des Bösen

Putin ist wie Hitler, Kim Jong Un wie Stalin: Die Vergleiche sind immer falsch. Und vielleicht sogar gefährlich.

VON THOMAS RIBI



Gesichter der Gewalt: Masken von Stalin, Prigoschin und Putin in einem Souvenirshop in St. Petersburg.

DMITRI LOVETSKY/ AP

Sie sind wieder da: Despoten, die über Leichen gehen, Autokraten, deren Macht auf dem Schrecken beruht, den sie verbreiten. Wladimir Putin ist einer, Kim Jong Un auch. Xi Jinping ebenfalls. Und sie sind nicht die Einzigen. Die Skrupellosigkeit, mit der sie herrschen, macht Angst. Wenn von ihnen die Rede ist, sind Vergleiche nicht weit: Hitler, Mao Zedong, Iwan der Schreckliche, Nero. «Was Putin mit Hitler verbindet», titelte «Die Zeit» nach dem Überfall Russlands auf die Ukraine. «Nordkoreas Diktator mordet nach dem Vorbild Stalins», schrieb das Nachrichtenmagazin «Focus», als Kim Jong Un vor ein paar Jahren bei einer «Säuberungsaktion» vierzehn seiner Generäle hinrichten liess.

Trügerische Vergleiche

Solche Vergleiche werden rasch inflationär. Und beliebig. Es geht nicht mehr um Analyse, sondern entweder um Effekt-hascherei oder um politische Diffamierung. Etwa wenn sich der «Guardian» allen Ernstes fragt, was Trump und Hitler gemeinsam hätten. Oder der Westdeutsche Rundfunk Björn Höckes Reden mit denen von Joseph Goebbels vergleicht. Natürlich kann man sich fragen, wie viel NSDAP in der AfD steckt. Nur darf man über der Suche nach Gemeinsamkeiten das Trennende nicht übersehen, das womöglich interessanter ist. Historiker widersprechen sowieso. Vergleiche hinken oft. Historische Vergleiche sind immer falsch.

Denn Geschichte wiederholt sich nie. Kim Jong Uns Herrschaft funktioniert nach anderen Regeln als die von Stalin, auch wenn es Parallelen geben mag. Und Putin ist kein zweiter Hitler. Seine Grossmachtphantasien sind von anderem Zuschnitt als die der Nationalsozialisten, sein Herrschaftsverständnis sowieso, und Juden ausrotten will er auch nicht. So schlagend sie im Einzelnen sein mögen: Im Ganzen verwischen die Vergleiche mehr, als sie erklären. Womöglich verstellen sie sogar den Blick auf das, was wirklich wichtig ist.

Jede Gewaltherrschaft hat ein anderes Gesicht. Terror ist immer geprägt vom Milieu, in dem er entstanden ist. Von den Menschen, die ihn ausüben. Und vielleicht liegt das Gemeinsame an den grausamen Tyrannen der Geschichte nicht in der Mechanik ihrer Machtausübung. Sondern in etwas, was sich leicht beschwören, aber nur schwer benennen lässt. Sie verkörpern das Gegenteil all dessen, was gut und richtig ist: das Böse. Damit bewegt man sich dann endgültig jenseits historischer Kategorien und handelt sich den Vorwurf ein, ins Unverbindliche abzudriften, wo es doch um ganz Konkretes geht: um Verbrechen.

Das Böse ist keine Kategorie des Denkens mehr. Die Geschichtsschreibung hat es entsorgt. Ein unscharfer Begriff, analytisch ohne Nutzen. Wer vom Bösen spricht, dämonisiert, statt zu erklären. Und entschuldigt letztlich die Schurken, weil er deren Tun in die Sphäre des Schicksalhaften, Geheimnisvollen entrückt. Das lenkt davon ab, dass Schreckensherrschaften nur entstehen, wenn sich Despoten auf Helfershelfer stützen können. Auf Mitläufer, die ihre moralische Integrität opfern, aus Angst vor Repression, Dummheit oder um des eigenen Vorteils willen.

Monströse Biederkeit

Dass es auf dem Abfallhaufen der Historiker gelandet ist, heisst nicht, dass es das Böse nicht mehr gäbe. Aber es darf es eigentlich nicht geben. Weil es an der Vorstellung vom Vernunftwesen Mensch kratzt. Und die aufklärerische Überzeugung ins Wanken bringt, in der Geschichte zeige sich nicht nur ein wissenschaftlicher und technischer, sondern auf die Länge auch ein moralischer Fortschritt.

Andererseits kann man das Böse nicht so leicht wegerklären. Deshalb versucht man, es zu bannen. Indem man es als ganz normales, artspezifisch verschieden ausgeprägtes Verhalten erklärt, wie der Verhaltensforscher Konrad Lorenz, der in seinem 1963 erschienenen Buch nicht vom Bösen, sondern vom «sogenannten Bösen» spricht. Oder indem man es als

minderwertig, mickrig und unzulänglich entlarvt, wie die Philosophin Hannah Arendt.

In ihrer Analyse des Prozesses gegen den ehemaligen SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann hat Arendt die Formel von der «Banalität des Bösen» geprägt. Dabei ging es ihr nicht darum, das Böse zu verharmlosen. Sie wollte zeigen, auf wie erschreckend biedere Weise es sich manifestieren kann. Indem sie am kleinstädtischen, auf Ruhe und Ordnung bedachten Beamten Eichmann darstellte, wie sich das Monströse verflüchtigt, wenn es in den Strudel von Gehorsam, Gedankenlosigkeit und bürokratischer Routine gerät, wollte sie ihm das Übermächtige, das Dämonische nehmen.

Damit ist das Böse der Lächerlichkeit preisgegeben, aber noch lange nicht unschädlich gemacht. Männer wie Eichmann haben die Todesmaschine der Nationalsozialisten in Gang gehalten. Ohne sie hätte ein Verbrecher wie Hitler seine tödliche Mission nicht umsetzen können. Auch Mao, Stalin und Pol Pot hatten Eichmanns, auf deren Dienste sie sich verlassen konnten. Der Spott über die Handlanger des Bösen ist so etwas wie das Pfeifen im Wald: der Triumph über eine Macht, die vielleicht gar keine ist.

Eine schlummernde Bestie

Doch Geschichte ist nicht Psychologie. Historische Abläufe unterstehen dem Gesetz von Ursache und Wirkung. Für die Frage, warum es auf der Welt Unrecht und Grausamkeit gibt, erklären sich die Historiker nicht zuständig. Darüber sollen Philosophen nachdenken. In der Geschichte gebe es Handlungen und Folgen, hat Leopold von Ranke im 19. Jahrhundert gelehrt. Als Historiker erklärte Karl Marx gesellschaftliche Verhältnisse aus Produktionsverhältnissen, Klassenkämpfen und Produktivkräften. Das Böse hat da so wenig zu suchen wie ein guter Gott, der den Weltlauf lenkt.

Sogar die Theologen gehen dem Bösen aus dem Weg. Der Papst wollte es vor ein paar Jahren aus dem «Vater unser» streichen. Dabei ist die Welt voll von Figuren, die das Böse repräsentieren. Gewalttäter, Massenmörder, Schurken, denen Menschenleben nichts gelten, die ganze Völker ins Unglück stossen und zu allem bereit sind, um ihre Macht zu erhalten. Doch seit seiner Abschaffung in der Neuzeit ist das Böse keine Kraft mehr, die für das Schlechte in der Welt verantwortlich gemacht werden könnte. Sondern eine dunkle Gewalt, die in jedem Menschen schlummert und nur darauf wartet, geweckt zu werden.

Wenn das Schreckliche nicht mehr klar zugeordnet werden kann und womöglich in jedem von uns ein Hitler schlummert, wird es schwierig, Diktatoren als Personifikationen des Bösen zu verstehen. Wo es trotzdem geschieht, hat es meist einen ironischen Klang. «Böse Kaiser» lautete der Titel einer Ausstellung, die vor einiger Zeit in Wien zu sehen war. Es ging um römische Caesaren wie Caligula, Nero oder Commodus. Unheimliche Gestalten, zweifellos. Geltungssüchtig, rücksichtslos, brutal. Aber aus einer Zeit, die für uns im doppelten Sinn historisch geworden ist: längst vergangen und ohne Bedeutung für die Gegenwart.

Manchmal wird das Böse noch immer bemüht. Dann nämlich, wenn alle Erklärungsversuche an der Grösse des Unrechts scheitern. In seinem unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlichten Buch «Die deutsche Katastrophe» verstieg sich der Historiker Friedrich Meinecke in Überlegungen zum Wesen der Geschichte. Vor allem darüber, wie die Prinzipien des Guten und Schlechten, des Göttlichen und Dämonischen in der deutschen Geschichte wirksam geworden seien. Die Aufgabe, schloss er, bestehe jetzt darin, «das Giftgewächs des Nationalsozialismus auszurotten».

Keine Naturgewalt

Der Zweite Weltkrieg als Unkraut, das von niemandem gepflanzt wurde, das Morden als Pflanze, die unkontrolliert wucherte: Das verkennt die Tatsachen auf fatale Weise. Krieg, Gewalt und Mord sind keine Selbstläufer. Hinter jedem Verbrechen stehen Täter, die es begangen haben. Das Böse ist kein Naturgesetz, dem niemand etwas entgegenhalten kann. Damit es wirksam werden kann, braucht es Menschen, die sich ihm ergeben. Und solche, die es zulassen.

Dass Gewaltherrscher wie Hitler, Lenin, Stalin, Mao oder Pol Pot zu Personifikationen des Bösen stilisiert werden, ist verständlich. Aber es ist zugleich bequemer und manchmal gefährlicher, weil es leicht in eine negative Verklärung mündet. Vor allem aber führt es in die Irre, weil es verkennt, wie Macht, Gewalt und Repression funktionieren. Vielleicht muss man die grossen Verbrecher der Geschichte nicht als blosse Verkörperung des Bösen verstehen, sondern als Katalysatoren eines Bösen, das sich nicht so leicht fassen lässt, wie man sich das wünschen könnte.

DIE SCHLIMMSTEN TYRANEN

Wladimir Putin, Kim Jong Un, Xi Jinping: Weltweit sind skrupellose Autokraten verantwortlich für Krieg, Gewalt und Angst. Um sie zu verstehen, werden Vergleiche bemüht: mit Hitler, Stalin, Mao. Aber wie sinnvoll sind solche Vergleiche? Was verbindet die Verbrecher der Gegenwart mit den Despoten der Geschichte? In den kommenden Wochen publizieren wir an dieser Stelle Texte von international renommierten Historikern, die sich mit der Frage befassen, wie Gewaltherrscher an die Macht kamen. Die Serie beginnt am 15. Juni mit Adolf Hitler.

NZZ nzz.ch/feuilleton

«Ich arbeite hart, weil ich weiss, wie es ist, wenn man nichts zu essen hat»

Jessica Chastain hat es aus ärmlichen Verhältnissen zur Oscar-Preisträgerin gebracht. Nun ist sie im Film «Memory» zu sehen. Im Interview mit Andreas Scheiner spricht sie über eine Schweizerin, die ihr zum Erfolg verholfen hat.

Jessica Chastain landet um Mitternacht in Kloten, zehn Stunden später empfängt sie im Hotel Baur au Lac zum Interview. Ihrem Ruf, eine fleissige Arbeiterin zu sein, macht die Oscarpreisträgerin alle Ehre, als sie im vergangenen Herbst das Zurich Film Festival besucht. Sie stellt den Film «Memory» vor, der nun in die Kinos kommt. In dem ausgeklügelten Beziehungs-drama des Mexikaners Michel Franco spielt die Kalifornierin, die man etwa aus «Zero Dark Thirty» kennt, eine Sozialarbeiterin und trockene Alkoholikerin. Nach einem Ehemaligentreffen der Oberstufe folgt ihr nachts auf dem Nachhauseweg ein mysteriöser Mann (Peter Sarsgaard). Der Stalker, stellt sich heraus, leidet an Demenz. Kennt man sich? Vor Jahrzehnten scheint etwas zwischen den beiden vorgefallen zu sein. Während sie versucht, Vergangenes zu vergessen, kämpft er mit dem beginnenden Verlust seines Gedächtnisses.

Frau Chastain, sprechen wir über Erinnerungen: die Schweizer Schauspielerin Marthe Keller ...
Natürlich, Marthe!

Sie erinnern sich?

Ja, sie hat mir sehr geholfen, meine Karriere zu lancieren. Marthe ist der Grund, warum ich heute da bin, wo ich bin.

Marthe Keller war die Partnerin von Al Pacino. Stimmt es, dass Keller Sie an Pacino weiterempfohlen hat?

Ja, sie hat Al von mir erzählt. Dank ihr konnte ich zum Casting für seine Bühneninszenierung von «Salome» gehen. Marthe war immer so unterstützend, so nett und liebenswürdig.

Erinnern Sie sich noch an das Vorsprechen bei Pacino?

Ich hatte richtig Schiss! Daran erinnere ich mich. Es ist wirklich schräg, so einen Anruf zu bekommen: «Al Pacino bittet persönlich darum, dass du für «Salome» vorsprechen kommst.» Ich hatte «Salome» nie gelesen und dachte: Okay, les ich das halt mal. Irgendwie war ich im Glauben, «Salome» sei zwar der Titel des Stücks, aber die Figur selber spiele bestimmt nur eine winzige Rolle. Dann realisierte ich: «Nein, nein, nein, sie ist ja das Stück!» Ich war irrsinnig nervös. Im Actors Studio in New York stand ich eine Weile vor der Tür, bevor ich Al Pacino traf: Mein ganzer Körper zitterte. «Ein Desaster», dachte ich. «Wenn du so reingehst, bist du völlig gehemmt.»

Was haben Sie gemacht?

Ich sagte mir: Hör zu, bei einem normalen Vorsprechen hast du keine Ahnung, worauf du dich einlässt. Al Pacino hingegen war im Fernsehen, also in deinem Wohnzimmer, du weisst genau, wer er ist und wie er sein wird. Er wird Schwarz tragen. Er wird auf eine bestimmte Art sprechen. Er wird genau so sein, wie du ihn dir vorstellst. Sowie ich mir das innerlich hatte, beruhigte ich mich.

Und dann haben Sie Pacino umgehauen?
Mein Spielpartner war zufällig Jeremy Strong, das hat geholfen.

Er ist heute bekannt aus «Succession».

Wir waren Freunde und hatten beide Mühe, in New York über die Runden zu kommen. Wir spielten also vor, und mitten drin höre ich Al sagen: «Wow, sie ist unglaublich.» Er sprach von der Seite rein, es fühlte sich sofort an wie ein ganz wichtiger Moment in meinem Leben: Jetzt würde alles anders.

Sie hatten es lange schwer. Wie muss man sich Ihr früheres Leben vorstellen?



«Bevor ich Al Pacino traf, zitterte ich am ganzen Körper», sagt Jessica Chastain über die Begegnung, die ihre Karriere lancierte.

GUGLIELMO MANGIAPANE / REUTERS

Vielleicht kann man es an kleinen Dingen veranschaulichen. Ich wäre zum Beispiel nie zum Arzt gegangen. Noch heute habe ich das verinnerlicht: Wenn ich krank bin, versteht mein Mann nicht, weshalb ich nicht zum Arzt gehe. Aber ich denke nicht einmal daran. Weil ich damit aufgewachsen bin, dass man nicht zum Arzt geht. Egal wie schlimm es ist. Man trinkt einfach Wasser und hofft, dass es einem danach bessergeht.

In Sacramento, Kalifornien, sind Sie gross geworden.

Ja, meine Mutter war alleinerziehend und hat sich um uns fünf Kinder gekümmert. Wenn man so bedürftig aufwächst, prägt einen das auf eine Art und Weise, die man sich kaum vorstellen kann. Vielleicht halte ich daher auch nichts für selbstverständlich. Ich arbeite wirklich hart, weil ich weiss, wie das Leben ist, wenn man nichts zu essen hat. Ich entspreche nicht dieser Vorstellung von Leichtigkeit oder Unnahbarkeit, die man haben kann ...

... von einem Star, meinen Sie?

Ja, oder auch «cool sein»: Das gehört alles gar nicht zu meinem Wortschatz. Ich bin eine ernsthafte Person. Ich arbeite hart und fühle mich nicht schlecht deswegen. Gerade auch weil ich aufgewachsen bin, wie ich aufgewachsen bin, schufte ich so sehr.

Ärgert es Sie, dass man falsche Vorstellungen von Ihnen hat?

Neulich gab es einen Zeitungsartikel: Ein paar Worte von mir darüber, wie ich meine Kostüme einkaufen gehe, wurden völlig aus dem Zusammenhang gerissen. Der Journalist machte daraus eine Geschichte im Stil von: «Stellen Sie sich vor, Jessica Chastain geht einkaufen beim Billigladen Target, um sich wie ein normaler Mensch zu fühlen!» Dabei kaufe ich die ganze Zeit bei Target ein! Am Anfang meiner Karriere bin ich

«Das Spannende an der Kunst sind gerade auch die Makel. KI kann wiederholen, aber uns nicht voranbringen hinsichtlich Kreativität.»

von einem Casting zum nächsten gehetzt. In meinem alten Honda Civic hatte ich den Kofferraum voll mit Kostümen, an der Tankstelle zog ich mich um und fuhr zum nächsten Vorsprechen. Wahrscheinlich bin ich eher ein «normaler Mensch» als der Verfasser jenes Artikels, weil mein Leben lange so komplett anders war.

In Ihrem neuen Film «Memory» geht es um Erinnerungen. Um Erinnerungslücken auch, falsche Vorwürfe, ein Opfer, dem nicht geglaubt wird ... Es steckt der ganze MeToo-Komplex drin.

Ja, mit all seinen Grauzonen. Genau deswegen halte ich Michel Franco für einen hervorragenden Filmemacher: Bei ihm ist nichts schwarz-weiss. Es geht nicht darum, zu zeigen: Das ist richtig und das ist falsch. Das Leben ist nicht so. Trotzdem ist wichtig: Wenn jemand von einem Trauma spricht, sollten wir ihm glauben. Weil jedes Trauma irgendwoher kommt. Wer ein Trauma erfahren hat, schaut wie durch eine Brille: Die Person kann niemandem vertrauen, nicht einmal ihrem eigenen Gefühl.

Gleichzeitig leben wir in Zeiten, in denen die Gesellschaft schnell urteilt. Nehmen wir Kevin Spacey, der mit Missbrauchsvorwürfen konfrontiert ist. Er wurde vor Gericht freigesprochen.

Folgendes kann ich sagen – und ich kann es ganz einfach deshalb sagen, weil ich nun zehn Jahre in dieser Branche tätig bin: Wo Rauch ist, da ist auch Feuer.

Was meinen Sie damit?

Natürlich geht es in den Geschichten über Missbrauch oder unangemessenes Verhalten zunächst darum, ob etwas Illegales geschehen ist oder nicht. Das kann ich so nicht beurteilen. Aber das Gute an dem, was in unserer Branche seit einiger Zeit passiert, ist, dass festgestelltes falsches Verhalten aufs Tapet kommt. Jetzt verstehen gewisse Leute, dass sie sich angemessen verhalten müssen.

Die Filmbranche befindet sich überhaupt im Umbruch. Machen Sie sich Sorgen, dass die künstliche Intelligenz Teile Ihres Jobs übernimmt?

Ich mache mir viele Sorgen hinsichtlich KI. Ich frage mich, wie es die Gesellschaft als Ganzes betrifft. Denn eines ist klar: Je mehr wir als Menschen herausgefordert werden, desto intelligenter werden wir. Und desto glücklicher sind wir, etwas erreicht zu haben.

Verlernen wir also das Lernen?

Ja. Ich erinnere mich, wie ich als Kind in der Enzyklopädie Dinge nachgeschlagen habe. Heute ist es intellektuell keine Herausforderung mehr, an Wissen zu gelangen. Ich hoffe, dass die KI unser Verlangen, Dinge zu lernen, nicht ausmerzt.

Aber was macht die KI mit dem Schauspiel? Wenn etwa mühelos digital eine Träne in das Gesicht eines Schauspielers montiert werden kann, wissen wir ja nicht mehr, was noch Schauspiel ist.

Sie sagen es! Ich erinnere mich, schon vor Jahren genau davon gelesen zu haben. Bei einer Schauspielerin, die nominiert war als beste Nebendarstellerin für den Oscar, war in der Postproduktion des Films eine Träne hinzugefügt worden. Ich dachte: «Moment! Wie bitte?» Mittlerweile geht es noch viel weiter, ganze Gesichter werden ersetzt. Die Computer beseitigen heimlich alle Fehler und Unzulänglichkeiten.

Was ist schlecht daran?

Das Spannende an der Kunst sind doch gerade auch die Makel. Die Dinge, die man nicht erwartet. KI kann die Vergangenheit wiederholen, aber KI kann uns nicht voranbringen. Nicht hinsichtlich der Kreativität. Diese ist etwas von Natur aus Menschliches. KI wird in der Lage sein, Inhalte zu erstellen, die für kurze Zeit sättigend sind. Aber ich bezweifle, dass sie die Menschheit in eine ehrgeizige Zukunft führen wird.



Ohne Hörner sind Rhinocerosse für Wilderer uninteressant: Im Phinda Game Reserve werden Breitmaulnashörnern deshalb ihre Markenzeichen abgesägt.

Die Säge kreischt beim Entfernen eines Rhinoceroshorns

Wie lässt sich die Natur Afrikas erhalten? Die Bemühungen auf einer Safari in einem südafrikanischen Wildtierreservat mitzuerleben, ist ein Privileg. Eine Erkenntnis davon: Ein gut regulierter Tourismus kann zum Schutz bedrohter Arten beitragen. VON SUSANNA MÜLLER (TEXT UND BILDER)

Es heisst, der afrikanische Himmel sei einer der schönsten, weil er so weit sei und so klar. Doch wer auf Safari geht, will vor allem Tiere sehen, am liebsten die Big Five: Elefant, Nashorn, Löwe, Leopard und Büffel. Sie sind nach wie vor die Stars der Savanne. Dabei gibt es viele andere, weniger spektakuläre Arten. Afrikanische Wildhunde etwa mit ihren putzigen Jungen. Oder schwarze Dungkäfer, die eifrig eine Mistkugel vor sich herrollen, die mindestens das Doppelte ihrer Körpergrösse umfasst. Und Erdmännchen, die wegen ihres aufrechten Gangs und ihres pfliffigen Gesichtsausdrucks eine verblüffende Ähnlichkeit mit uns Menschen haben.

So oder so, eine Safari gehört zu den Reiseerlebnissen, welche die Seele berühren. Die afrikanische Wildnis zieht denn auch trotz Klimawandel und Flugscham jedes Jahr Scharen von Gästen an. Die gute Nachricht: Ein sorgsamer, gut regulierter Tourismus – insbesondere im hochpreisigen Sektor – schafft Einheimischen eine Lebensgrundlage und kann bedrohte Wildtierarten und ihre Lebensräume schützen. Denn die Wilderei nimmt zu, wenn die Touristen wegbleiben, Corona hat das gezeigt.

Der Auszeit einen Sinn geben

Was allerdings den wenigsten Gästen bewusst ist: Es braucht eine Menge Arbeit hinter den Kulissen, damit ihr Safari-Erlebnis hält, was der Reiseprospekt versprochen hat. «Immer weniger Safari-Touristen genügt es, im 4x4 durch die Gegend zu fahren», sagt Simon Naylor, seit sechzehn Jahren Naturschutzmanager des Phinda-Wildreservats in der südafrikanischen Provinz KwaZulu-Natal. «Es wird ihnen wichtiger, ihrer Auszeit einen Sinn zu geben. Sie wollen sich in der Natur nützlich machen.»

Im privat geführten Phinda-Reservat können Gäste bei einem Teil der anfallenden Arbeiten dabei sein oder sogar mithelfen – gegen Bezahlung, versteht sich. Etwa bei der Wiederansiedlung von Pangolinen, den prähistorisch anmutenden Schuppentieren. Oder beim Enthornen von Nashörnern. «Ganz toll ist, wenn die Gäste nachher Bilder auf

Social Media teilen. Damit machen sie die Problematik des Wilderns und des Naturschutzes einem breiteren Publikum bekannt», sagt Naylor. Das Geld, das durch solche Aktivitäten eingenommen wird, fliessen in Naturschutzprojekte.

Die Sonne wirft lange Schatten auf die Veranda der Phinda Mountain Lodge, einer der sechs Luxuslodges im Reservat. Naylor trinkt seinen Morgenkaffee. «Wir sind hier zwar mitten in der Wildnis», sagt er und zeigt auf drei Antilopen, die ein wenige Meter entfernt grasen. «Aber man darf nicht vergessen: Um das ganze, knapp dreissig Hektaren grosse Reservat zieht sich ein hoher Elektrozaun.» Dieser soll Wilderer fernhalten und Tiere daran hindern, zu entkommen. Einigen gelingt es trotzdem. Leoparden und Hyänen etwa können

sich unter dem Zaun hindurchgraben. «Man könnte sagen, Phinda sei eine Art Freiluftzoo», scherzt Naylor.

Ein derart eingezäuntes Landstück ist ein empfindliches Ökosystem. Es braucht viel Aufwand, um es im Gleichgewicht zu halten. Um Inzucht zu vermeiden, werden Tiere in andere Reservate oder Parks umgesiedelt. Wissenschaftler und Ranger dokumentieren laufend die Bestände der Fauna und der Flora. Invasive Pflanzen werden ausgerottet, und mit kontrollierten Bränden versucht man Waldbrände zu verhindern und die Verbuschung zu bekämpfen. Weil es immer wieder starke Regenfälle oder extreme Trockenzeiten gibt, müssen Zäune, Strassen und Dämme regelmässig gewartet werden.

Mitarbeiter überwachen das Reservat von Anti-Wilderei-Türmen herab. Der

Zugang wird vom Sicherheitspersonal kontrolliert. Eine Herausforderung besteht darin, dass eine öffentliche Strasse das Gebiet durchquert. Immer wieder gibt es Wilderer, die diese Durchfahrtsmöglichkeit nutzen, um einzudringen. «In den meisten Fällen ist dann jemand von innerhalb des Reservats involviert, der hilft», sagt Naylor und seufzt. Um herauszufinden, ob die mehr als fünf-hundert Mitarbeiter an irgendwelchen illegalen Aktionen beteiligt sind, führt Phinda jedes zweite Jahr einen Lügendetektor-Test durch. Jeder muss sich den Fragen stellen, auch Naylor.

Ein paar Stunden später lenkt Naylor seinen Jeep durch den dichten Busch. Äste knacken, Blätter rascheln, Holz reibt quietschend an Metall. «Clivia wird uns schon lange hören können»,

sagt der Naturschutzmanager. Clivia ist ein junges Pangolinweibchen. Es kennt das alles schon von anderen Malen: Man wird es hochheben, untersuchen und in eine Tragtasche stecken, um es zu wägen. «Gerade habe ich es noch geschafft zu entkommen!», scheint Clivia zu frohlocken, als sie husch, husch zu einem Erdloch flitzt. Doch bevor sie darin verschwinden kann, packen sie zwei Hände, und sie findet sich in einer festen Umarmung an Naylor's Männerbrust wieder.

Manche Pangoline haben Glück

Clivia gleicht einem überdimensionierten Tannzapfen mit vier kräftigen, kurzen Beinen, einem langen Schwanz und einer spitzen Schnauze. Diese skurrilen Säugetiere sind in den letzten Jahren zum Hauptziel von Wilderern geworden. Sie werden lebend gehandelt. Ihre Schuppen finden in China und Vietnam als Heilmittel gegen alle möglichen Krankheiten Verwendung, obwohl es keine wissenschaftlichen Beweise für ihre Wirksamkeit gibt. Ihr Fleisch gilt in mehreren asiatischen Ländern als Delikatesse, und der Verzehr ihrer Föten ist zu einem Statussymbol geworden. Pangoline gehören deshalb zu den am stärksten bedrohten Säugetieren der Welt.

Einige Pangoline haben Glück, so wie Clivia. Zwar fiel auch sie Wilderern in die Hände, doch diese wurden gefasst und die Beute beschlagnahmt. Clivia kam nach Johannesburg, in eine Auffangstation für Pangoline. Dort wurde sie aufgepäppelt und vor gut zwei Monaten nach Phinda weitervermittelt. Hier ist sie nun Teil eines Wiederansiedlungsprogramms, mit dem Pangoline vor dem Aussterben gerettet werden sollen.

Clivia war anfangs ausserordentlich nervös, rannte wild umher, immer in Richtung Johannesburg. Doch mittlerweile ist sie ruhiger geworden. Das lässt sich an den beiden Satelliten-Peilsendern ablesen, die an ihren braunen Schuppen angebracht sind. Sie zeichnen auf, wo sich Clivia gerade befindet und wie sie sich bewegt. Und da man sie immer wieder einfängt und wägt, kennt man auch ihr Gewicht. «6,845 Kilo sind es heute, sie hat etwas zugenommen»,



Ein Elektrozaun zieht sich um das ganze Phinda-Reservat: Dieses gleicht einem grossen Freiluftzoo.



Die Bestände der Giraffen sinken in ganz Afrika, ausser im Süden: Hier haben sie ausreichend Platz.



Das auf einen Stumpf verkürzte Horn wächst wieder nach: Es besteht wie Fingernägel primär aus Keratin.



Das Pangolinweibchen Clivia wird untersucht: Das Schuppentier gehört zu den am meisten bedrohten Arten.

sagt Simon Naylor zufrieden und löst die Stofftasche samt Clivia vom Haken der Waage. «Ein Pangolin kann bis zu 20 Kilo wiegen.» Dann befreit er Clivia aus der Tasche und setzt sie behutsam auf den Boden. Eilig macht sie sich davon.

«Wir waren unter den Ersten, die Schuppentiere in einem Gebiet wieder ansiedelten, in dem sie ausgestorben waren», sagt Naylor. «Das passt perfekt zu Phinda, denn der Name bedeutet auf Zulu «Rückkehr.» Gemeint ist die Wiederherstellung des Zustands, in dem Zebras, Elefanten, Antilopen und Löwen über Tausende von Jahren zwischen den Ausläufern der Lebombo-Berge und dem Indischen Ozean lebten. Ende des 19. Jahrhunderts begannen Farmer hier mit dem Anbau von Ananas, Sisal und Baumwolle. Sie hielten Rinderherden und züchteten Wildtiere für Hobbyjäger. Das Land wurde schnell überweidet, die Erde ausgelaugt. Die meisten Wildtiere starben aus.

Safaris zur Finanzierung

1991 begann die südafrikanische «and-Beyond»-Gruppe ihr erstes Projekt auf diesem Landstück. Die Gründer hatten ein ehrgeiziges Ziel: Sie wollten das Land wiederherstellen und die Wildtiere wiederansiedeln. Die Finanzierung sollte durch Safari-Gäste erfolgen. Mit der Vision, die Welt durch Tourismus ein Stückchen besser zu machen, war «and-Beyond» seiner Zeit voraus. Mittlerweile sind Nachhaltigkeit und Naturschutz weltweit wichtige Verkaufsargumente im Reisegeschäft. Leider aber, sagt Naylor, bleibe es oft bei Lippenbekenntnissen: Greenwashing ist ein Problem, auch im afrikanischen Tourismus.

Heute, gut dreissig Jahre nach dem Start, leben im Wildreservat neben den Big Five auch seltene Arten wie Geparden und Pangoline sowie mehr als 380 Vogelarten. Die Pirschfahrten im offenen 4x4 führen über offene Savannen, durch Flussläufe, Feuchtgebiete und dichte Wälder, darunter 800 Hektaren des weltweit seltenen Sandwalds. Da Phinda privat geführt ist, können die Ranger abseits der Wege fahren und sich damit den Tieren auf wenige Meter nä-

hern – anders als in staatlichen Nationalparks, in denen die Geländewagen und Busse mit wenigen Ausnahmen nur auf den Hauptwegen unterwegs sein dürfen.

Tierschutz mit der Kettensäge

Am nächsten Morgen sollen drei Breitmaulnashornbullen narkotisiert und enthornt werden. Es ist vier Uhr, als eine milchige Sonne über den Horizont kriecht. Zwei Dutzend Menschen, die meisten in Khakiuniformen, haben sich auf einer weiten Grasebene versammelt. Es sind Phinda-Mitarbeiter, Praktikanten, Volontäre, ein Tierarzt und die Angestellten einer Tiertransportfirma. Ein Helikopter kreist am Himmel. Naylor trifft als einer der Letzten ein. Kaum ist er aus seinem Jeep ausgestiegen, erhält er per Funk die Meldung: «Der erste Bulle wurde gerade getroffen.» Alle eilen zu dem Ort, an dem das narkotisierte Breitmaulnashorn liegt.

Es ist eines von drei Tieren, die vor kurzem im Rahmen eines Austauschprojekts von Kapstadt nach Phinda gebracht wurden. Sie waren die hohen Temperaturen in Phinda nicht gewohnt und legten sich ständig ins Wasser, um abzukühlen. Deshalb wurden sie von Zecken gebissen und von Fliegen attackiert. Bald war ihre Haut von schwärzenden Wunden übersät. Mittlerweile sind sie ernsthaft krank und müssen dringend verarztet werden. Aber das ist nur möglich in einer befestigten Einzäunung innerhalb des Reservats, wo sie der Tierarzt regelmässig besuchen kann. Allerdings sind sie dort für Wilderer eine leichte Beute. Sie müssen geschützt werden, indem man ihnen das abnimmt, was für Wilderer wertvoll ist: das Horn.

Der mächtige Bulle liegt reglos am Boden. Die Wunden auf seiner Haut bluten. Man bindet ihm ein Tuch um die Augen und stösst ihm grosse Stoffstöpsel in die Ohren, um den Stress zu verringern. Dann wirft Naylor die Kettensäge an. Sie arbeitet sich kreischend ins Horn, weisse Späne wirbeln durch die Luft. Es riecht nach Verbranntem. Das Horn fällt zu Boden, dem Tier bleibt nur ein plumper Stumpf. Sein Horn wird wieder nachwachsen, wie Nägel und Haare besteht

«Wilderer hacken lebenden Rhinozerosen die Hörner oft mit einer Axt oder einer Machete ab. Die Tiere gehen danach an ihren Verletzungen zugrunde.»

Simon Naylor
Naturschutzmanager

es hauptsächlich aus Keratin. Das abgeschnittene Stück wird registriert und nach Johannesburg gebracht.

Als alles vorbei ist, spritzt der Tierarzt ein Gegenmittel durch die ledrige Haut. Nach wenigen Minuten erwacht der Bulle aus seiner Betäubung. Dutzende Hände stossen und zerren an ihm, um ihn auf die Beine zu bringen. Er torkelt, schwankt, wird in einen Container gezogen. Schliesslich hievt ein Kran die Fracht auf den Sattelschlepper, der ihn in die Einzäunung bringt.

Hörner von Nashörnern gelten in Asien als Heilmittel – unter anderem gegen Krebs und Impotenz. Für ein afrikanisches Horn werden mindestens 20 000 Dollar erzielt pro Kilo. Die Nachfrage ist in den letzten Jahren dramatisch gestiegen, entsprechend hat auch die Wilderei zugenommen. «Besonders grausam ist, dass Wilderer die Hörner lebenden Tieren oft mit einer Axt oder einer Machete abhacken. Das Nashorn geht danach an seinen Verletzungen elendiglich zugrunde», sagt Naylor.

Enthornen ist nur eine der Massnahmen, mit denen man gegen die Nashornwilderei ankämpft. So hat man schon versucht, die Hörner mit Gift oder Farbe zu behandeln, um sie für den Markt unbrauchbar zu machen. Die Wilderer schossen die Tiere trotzdem und verkauften eben chemisch behandeltes Horn. Viel Hoffnung lag auch darin,

den Nashornhandel zu legalisieren. Man stellte sich vor, die Tiere auf Farmen zu züchten, ihnen die Hörner abzusägen und diese legal zum Verkauf anzubieten. Dadurch sollte der illegale Handel reduziert und der Preis gesenkt werden. Für die Wilderer würde es sich dann kaum mehr lohnen, Nashörner zu töten.

Schönheit statt Leben nehmen

Aber eine solche Legalisierung ist nicht spruchreif. Naylor erzählt von einem Bekannten, der eine Nashornfarm aufbaute, weil er dachte, dass es nächstens mit dem legalen Verkauf losgehen werde. Heute besitzt er um die zweihundert Breitmaulnashörner, die er füttern muss. Er kann es sich nicht mehr leisten, für die Futterkosten aufzukommen, und sieht sich nun gezwungen, die Tiere an private Farmen zu verkaufen.

Auf Phinda hat man sich für das Enthornen entschieden. Seit 2016 wird etwa vierzig- bis fünfzigmal pro Jahr einem Nashorn das Horn abgesägt. «Wir nehmen den Tieren damit die Schönheit, wir entfernen ausgerechnet das, was ein Nashorn zum Nashorn macht», sagt Naylor bedauernd. «Aber lieber ein enthorntes Nashorn als ein totes.»

Naylor packt die Kettensäge ein und steigt in seinen Jeep. Er muss in der Einzäunung sein, wenn der Nashornbulle ausgeladen wird. Als der Jeep um eine Kurve biegt, steht da mitten auf der Piste ein Leopardweibchen. Naylor bremst ab und hält an. Von der anderen Seite nähert sich langsam ein Safari-Jeep. Der Fahrer bringt das offene Fahrzeug in Position und flüstert seinen Gästen zu, was er über Leoparden weiss. Ein guter Start für einen erfolgreichen Safari-Tag. Naylor grüsst, dreht den Schlüssel im Zündschloss und tritt aufs Gaspedal.

Phinda Impact Journey: <https://www.andbeyond.com/small-group-journeys/phinda-impact>

Das Phinda-Reservat kann mit dem Auto in sechs Stunden ab Johannesburg und in drei Stunden ab Durban erreicht werden. Ausserdem gibt es Charterflüge direkt zur Landepiste von Phinda.

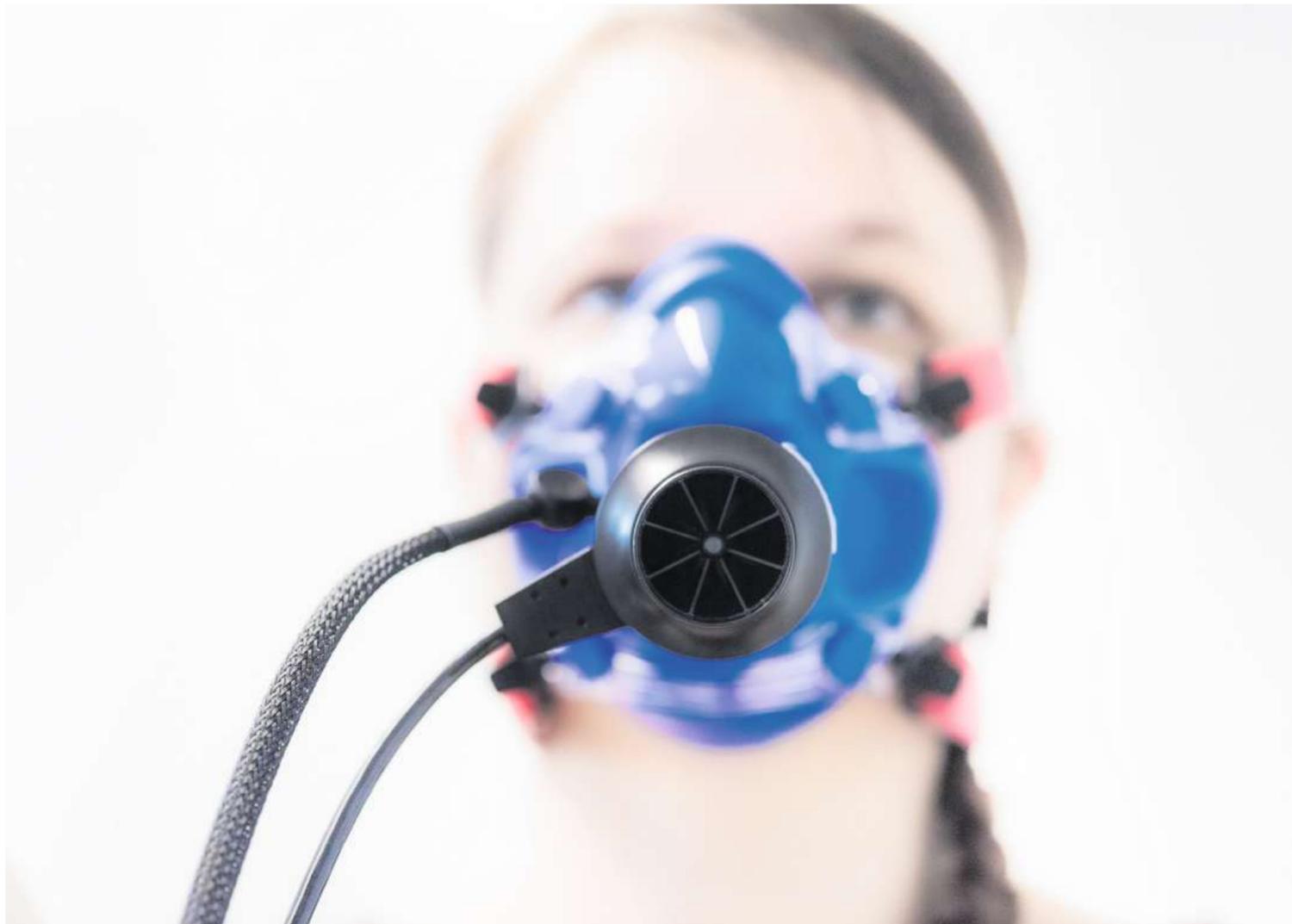
Die Recherche wurde möglich durch die Unterstützung von «andBeyond».



NZZ / pan

Ein Killer namens chronische Entzündung

Bei Infektionen und Verletzungen schützt uns das Immunsystem, indem es eine Entzündung auslöst. Schwelt diese allerdings im Körper vor sich hin, verursacht sie selber Krankheit und Tod. VON ALAN NIEDERER



Test der Lunge: Gelingt es dem Körper nicht, durch eine Entzündung das Coronavirus zu vernichten, droht Long Covid – mit Atembeschwerden.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

Schon der Name verheisst nichts Gutes. Entzündung klingt nach Feuer. Und der Fachbegriff ist nicht besser: Inflammation lässt an Flammen denken. Wenn etwas brennt, ist mit Schäden zu rechnen. So ist es auch bei der Entzündung. Sie ist die Allzweckwaffe, mit der unser Körper seine Probleme löst.

Die Probleme kommen oft von aussen, in Form von gefährlichen Krankheitserregern oder Giftstoffen. Aber auch im Körperinnern lauert Gefahr, wenn etwa bei einer Verletzung Gewebe zerstört wird. In beiden Fällen muss der Körper rasch reagieren und die Eindringlinge beseitigen und das beschädigte Gewebe reparieren.

Die Entzündung arbeitet dabei eng mit dem Immunsystem zusammen. Wie eng, hat die Corona-Pandemie anschaulich gezeigt. So muss ein eingedrungenes Virus erst durch das Immunsystem erkannt und dann durch die Entzündung vernichtet werden. Gelingt das nicht richtig, drohen Krankheit, längerfristig Long Covid oder sogar der Tod. Bei all diesen Entwicklungen spielt das Doppelgespann Immunsystem-Entzündung eine zentrale Rolle.

Rötung, Schwellung, Schmerz

Manchmal kann man die Entzündung von blossen Auge beobachten. Etwa wenn sie in der Haut oder in Gelenken lodert. Aus solchen Beobachtungen haben Ärzte schon vor Jahrhunderten die noch heute gültigen fünf klinischen Zeichen der Entzündung formuliert: Rötung («rubor»), Erwärmung («calor»), Schwellung («tumor»), Schmerz («dolor») und eingeschränkte Funktion des betroffenen Körperteils («functio laesa»).

Findet die Entzündung dagegen im Körperinnern statt, etwa in den Blutgefässen, der Leber, dem Herzen oder im Gehirn, ist sie von aussen unsichtbar. Die Feuersbrunst lässt sich aber trotzdem mithilfe von biologischen Mar-

kern nachweisen. So steigt etwa im Blut der Wert des sogenannten C-reaktiven Proteins (CRP) an. Dieser Eiweissstoff spielt bei der Diagnose einer entzündlichen Erkrankung eine wichtige Rolle. Auch die Zahl der weissen Blutkörperchen nimmt zu. Sie werden als Immun- und Entzündungszellen oder im Volksmund auch als «Polizisten» im Blut bezeichnet.

Wie bei der richtigen Polizei gibt es auch bei den weissen Blutzellen verschiedene Spezialisten, die unterschiedliche Aufgaben übernehmen. Während die einen Zellen den «Polizeieinsatz» organisieren, führen ihn die anderen aus. Das Ziel dabei: problematische Zellen und Substanzen unschädlich machen. Dazu setzt der Körper neben den «Polizei-Zellen» auch die von ihnen produzierten Antikörper sowie eine Reihe entzündungsfördernder Hormone und Botenstoffen ein (Zytokine).

Veränderter Stoffwechsel

Bei einer akuten, schweren Entzündung lösen die Botenstoffe neben Fieber und Müdigkeit auch Veränderungen im Stoffwechsel aus. Damit versucht der Körper, die Energieversorgung für das aktivierte Immun- und Entzündungssystem sicherzustellen. Die erkrankte Person fühlt sich jetzt typischerweise krank und legt sich ins Bett.

«Aus biologischer Sicht ist das ein sinnvolles Verhalten», sagt der Immunologe Burkhard Becher von der Universität Zürich. Denn dadurch sondert sich der Kranke von seinem Umfeld ab, was das Risiko für die Mitmenschen reduziert. «Zudem spart der Patient im Bett Energie, die sein Körper für die Entzündung dringend braucht.»

Wie jeder Polizeieinsatz einmal zu Ende geht, ist auch die Entzündungsreaktion normalerweise zeitlich begrenzt. In diesem Fall erholt sich der Patient von der Krankheit, und die im Labor gemessenen Entzündungswerte

Jeder zweite Todesfall ist auf eine chronische Entzündung zurückzuführen. Sie ist die häufigste Ursache für ein frühes Lebensende.

wie das erwähnte CRP normalisieren sich wieder. So ist es aber nicht immer.

«Der Körper hat einen ziemlich guten Abschaltmechanismus, wenn die akute Entzündung vorbei ist», erklärt Becher. Warum der Schalter nicht immer funktioniert, verstehe man noch nicht im Detail. Laut dem Immunologen dürfte dabei die genetische Ausstattung einer Person in Kombination mit Umweltfaktoren eine Rolle spielen. «So kann es zu einer Überreaktion des Immunsystems kommen, ähnlich wie bei einer Allergie.»

Fatale Kollateralschäden

Nicht nur bei Long Covid kann die Entzündung lange über die akute Erkrankung hinaus anhalten. Auch andere Zustände können zu chronischen Entzündungen führen. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn der Körper einen Krankheitserreger wie etwa das Tuberkulose-Bakterium oder gewisse Würmer und Pilze nicht richtig loswird und diese im Gewebe verbleiben. Auch nicht abbaubare Chemikalien oder Autoimmunkrankheiten wie die multiple Sklerose, bei denen es zu Immunattacken gegen körpereigenes Gewebe kommt, führen zu chronischen Entzündungen.

Weil eine solche systemische chronische Inflammation (SCI), wie der Fachbegriff heisst, oft auf niedriger Flamme vor sich hin mottet, wird sie nicht immer wahrgenommen. Das heisst aber nicht, dass sie ungefährlich ist. Im Gegenteil: Die chronische Entzündung gilt heute als weltweit wichtigste Ursache für ein vorzeitiges Lebensende. Nach Schätzungen dürfte jeder zweite Todesfall darauf zurückzuführen sein.

Die Entzündung bringt dabei die Menschen nicht direkt um, sondern lässt sie über entzündungsbedingte Kollateralschäden an den Organen früher sterben. Diese Schäden begünstigen praktisch jede Art von Krankheit: vom Herzinfarkt über den Schlaganfall bis zu

Krebs, Diabetes, Nierenkrankheiten und Demenz. So sind etwa bei der «Arterienverkalkung» oder Atherosklerose, wie der Krankheitsprozess in der Medizin genannt wird, alle Zeichen einer auf niedriger Stufe köchelnden Entzündungsreaktion nachweisbar.

Wie aber unterscheidet sich eine akute von einer chronischen Entzündung? Auch diese Frage ist noch nicht restlos geklärt. Während die beiden Entzündungsarten einige molekularbiologische Gemeinsamkeiten teilen, gibt es auch Unterschiede. So werden teilweise andere Immunkomponenten aktiviert. Zudem nimmt die generelle Entzündungsaktivität im Alter zu, weshalb bei der chronischen Entzündung auch eine Verbindung zum Alterungsprozesses angenommen wird.

Akut wird die Entzündung meist von Zellen des angeborenen Immunsystems ausgelöst. Sie erkennen potenziell gefährliche Strukturen. Dabei spielt ein Proteinkomplex namens Inflammasom eine wichtige Rolle. Er wird nach bestimmten Signalen innerhalb der Immunzellen gebildet und führt dann zur Aktivierung von entzündungsfördernden Botenstoffen.

«Das Inflammasom ist unser Xenophobie-Rezeptor», sagt der Immunologe Becher. «Es reagiert auf alles, was fremd ist, zum Beispiel auf die Zellwände von Bakterien oder auf Giftstoffe.» Das Inflammasom wird aber auch durch Stress und chemische Substanzen aktiviert, die auf ein Ungleichgewicht im Immunsystem hindeuten. Über diesen Weg können auch Übergewicht, Diabetes oder erhöhte Cholesterinwerte die Entzündungsaktivität im Körper anheizen.

Der Lebensstil zählt

Gerade das im Bauch und um die inneren Organe gelegene viszerale Fett gilt heute als ein wichtiger Entzündungstreiber. Denn dieses Gewebe ist hormonell sehr aktiv. So werden in den Fettzellen viele entzündungsfördernde Botenstoffe produziert. Diese können über die erwähnte Arterienverkalkung und Veränderungen im Insulin-Stoffwechsel das Risiko für Herz-Kreislauf-Krankheiten und Typ-2-Diabetes in die Höhe treiben.

Erhöhte Entzündungswerte finden sich aber nicht nur bei Übergewicht. Auch das Rauchen, eine ungesunde Ernährung mit viel Zucker und vielen gesättigten Fettsäuren sowie körperlicher und psychischer Stress, ein gestörter Nachtschlaf und vieles mehr fördern die Entzündung. Die lange Liste macht deutlich, dass der Einzelne beim Thema chronische Entzündung mit einem gesunden Lebensstil bis zu einem gewissen Grad gegensteuern kann.

Dank neueren, empfindlichen Messmethoden kann das wichtige Entzündungsprotein CRP heute in sehr tiefen Konzentrationen bestimmt werden. Wie Studien zeigen, eignet sich dieses hochsensitive CRP, um bei Männern und Frauen das Risiko, dass sie in den nächsten Jahren eine Herz-Kreislauf-Erkrankung oder einen frühzeitigen Tod erleiden, besser abschätzen zu können. Das Risiko nimmt mit steigender CRP-Konzentration im Blut zu.

Fragt sich nur noch, was eigentlich der evolutionsbiologische Sinn der chronischen Entzündung ist. «Das ist in vielen Fällen nicht so klar», sagt der Immunologe Becher. Er ist aber überzeugt, dass es letztlich darum geht, im Organismus ein wie auch immer geartetes Ungleichgewicht auszugleichen. Denn ein zentrales biologisches Grundgesetz sei die Homöostase, sagt Becher. «Dieses Prinzip, mit dem alle Körperfunktionen im Gleichgewicht gehalten werden, dominiert alles.»

Mit diesem Artikel verabschiedet sich Alan Niederer (ni.) von der Leserschaft der NZZ. Er war 2001 in die Wissenschaftsredaktion eingetreten und berichtete vor allem über Medizin-Themen. Niederer wechselt zur «Schweizerischen Ärztezeitung».

Der Starliner von Boeing hebt endlich ab

Seit Jahren transportiert SpaceX Astronauten zur Internationalen Raumstation. Der Konkurrent Boeing, einst der Wunschpartner der Nasa, ist ins Hintertreffen geraten. Was lief da schief? VON CHRISTIAN SPEICHER

Die Geduld der Nasa-Astronauten Butch Wilmore und Suni Williams ist belohnt worden. Zweimal sassen der Kommandeur und die Pilotin in den vergangenen Wochen bereits angeschnallt im Starliner-Raumschiff von Boeing. Und zweimal mussten sie die Kapsel unverrichteter Dinge wieder verlassen, weil der Start in letzter Minute abgebrochen werden musste.

Am Mittwoch hat der Start endlich geklappt. Gegen 17 Uhr mitteleuropäische Zeit hob das Starliner-Raumschiff an der Spitze einer Atlas-V-Rakete vom Boden ab und erreichte nach einer halben Stunde seine Umlaufbahn. In der Nacht auf Donnerstag wurden zwei Heliumlecks am Raumschiff entdeckt (Helium dient dazu, das Antriebssystem unter Druck zu setzen). Und bei der Annäherung an die Internationale Raumstation (ISS) versagten 5 von 28 Antriebsdüsen, die für die Feinsteuerung des Raumschiffs benötigt werden. Vier davon konnten später wieder gestartet werden. Dadurch verzögerte sich das Andocken an die ISS um einige Stunden.

Verzögerungen sind die Regel

Für Boeing ist das ein Meilenstein. Ein erfolgreicher Testflug ist die Voraussetzung dafür, dass das Unternehmen regelmässig Astronauten zur ISS befördern kann. Und auch die Nasa ist erleichtert, dass es neben SpaceX bald einen zweiten amerikanischen Anbieter für Shuttle-Flüge zur ISS gibt. Vor einer Lizen-

Am gleichen Tag, an dem der Starliner an die ISS andockte, absolvierte das Starship von SpaceX bereits seinen vierten Testflug.



Eine Atlas-V-Rakete mit dem Starliner-Raumschiff an der Spitze startet am 5. Juni von Cape Canaveral.

JOE SKIPPER / REUTERS

zierung des Starliner muss Boeing allerdings den Ursachen für die Heliumlecks und die Aussetzer des Antriebssystems auf den Grund gehen.

Dass es beim Jungfernflug einer neuen Rakete oder eines neuen Raumschiffs zu Verzögerungen kommt, ist nichts Aussergewöhnliches. Auch das Orion-Raumschiff der Nasa brauchte vor zwei Jahren mehrere Anläufe, bevor es – noch ohne Besatzung – den Mond im Rahmen der Artemis-1-Mission umrundete.

Bei Boeing reichen die Probleme allerdings tiefer. Die Entwicklung des Starliner hat ungewöhnlich lange gedauert. Der Konkurrent SpaceX schaffte es vier Jahre früher, ein vergleichbares Raumschiff zu bauen. Wie gross der Unterschied zwischen den beiden Unternehmen ist, zeigte sich exemplarisch am Donnerstag. Am gleichen Tag, an dem der Starliner an die ISS andockte, absolvierte das Starship von SpaceX bereits seinen vierten Testflug. Das Starship ist wesentlich leistungsfähiger als der Starliner und soll in Zukunft Astronauten zum Mond und zum Mars bringen.

Dabei hatte für Boeing alles so verheissungsvoll angefangen. Im Jahr 2014 unterzeichnete die Nasa im Rahmen ihres «Commercial Crew»-Programms einen Vertrag mit den Unternehmen Boeing und SpaceX. Die beiden be-

kamen den Auftrag, bis 2017 ein Transportsystem zu entwickeln, das Astronauten zur ISS befördert. Die privaten Raumschiffe sollten Amerika unabhängig von Russland machen und die Transportlücke schliessen, die nach dem Ende des Spaceshuttle-Programms im Jahr 2011 entstanden war.

Laut der Website «Ars Technica» war Boeing damals der klare Favorit der Nasa. Mit diesem Unternehmen hatte die amerikanische Raumfahrtbehörde schon viele Weltraumprojekte realisiert. So spielte Boeing eine wichtige Rolle beim Apollo-Programm der Nasa. Diese Erfolgsgeschichte wollten beide Seiten fortschreiben. Angeblich lobbyierte Boeing heftig, um den Auftrag allein zu erhalten. Am Ende entschied die Nasa aber, die Geldmittel aufzuteilen. Boeing erhielt mit 4,2 Milliarden Dollar den Löwenanteil, SpaceX musste sich mit 2,6 Milliarden Dollar begnügen.

Kostspielige Fehler

Weder Boeing noch SpaceX schafften es, den vereinbarten Termin einzuhalten. Erst 2019, also zwei Jahre später als geplant, dockte die noch unbemannte «Crew Dragon» von SpaceX erstmals erfolgreich an die ISS an. Ein Jahr später folgte der erste bemannte Flug, der ebenfalls reibungslos verlief. Seither be-

fördert SpaceX im Auftrag der Nasa regelmässig Astronauten zur ISS. Zudem bietet Axiom Space Weltraumtouristen die Gelegenheit, mit einer «Crew Dragon» zur ISS zu fliegen.

Für Boeing lief es weniger gut. Im Dezember 2019 startete der Starliner zu seinem ersten Testflug. Doch ihr Ziel, die Internationale Raumstation, erreichte die unbemannte Kapsel nicht. Während des Starts hatte sich die interne Uhr des Raumschiffs verstellt. Das brachte den Ablauf der gesamten Mission durcheinander. Bis die Kontrolleure am Boden den Fehler bemerkten und reagieren konnten, hatte das Raumschiff bereits zu viel Treibstoff verloren. Ein Andocken an die ISS war nicht mehr möglich. Die Mission wurde frühzeitig beendet. Eine nachträgliche Untersuchung brachte weitere Fehler an den Tag, die zu einem Verlust des Raumschiffs hätten führen können.

Die Behebung der diversen Mängel kostete Boeing zweieinhalb Jahre und riss ein Loch von 410 Millionen Dollar in die Kasse. Erst im Mai 2022 konnte der unbemannte Testflug nachgeholt werden. Und es dauerte noch einmal zwei Jahre, bis Boeing endlich für den ersten bemannten Testflug bereit war. Wieder gab es Probleme. Der erste Starttermin im Mai musste wegen eines defekten Ventils und eines Helium-Lecks verschoben werden. Ein zweiter Versuch wurde

am 1. Juni wenige Minuten vor dem Start abgebrochen. Diesmal war ein Computerproblem der Grund. Erst beim dritten Anlauf hat es nun geklappt.

Boeing feiert diesen Erfolg zu Recht. Trotzdem muss sich das Unternehmen die Frage gefallen lassen, wie es trotz der guten Ausgangslage so ins Hintertreffen geraten konnte. Einer der Gründe dafür ist ein veraltetes Geschäftsmodell. Anders als das agile Raumfahrtunternehmen SpaceX hatte Boeing keine Erfahrung mit Verträgen, die einen fixen Preis für ein Produkt festlegen. In der Vergangenheit erfolgte die Zusammenarbeit mit der Nasa auf der Basis sogenannter Kosten-plus-Verträge. Die Nasa trug alle Kosten und sicherte dem Unternehmen zudem einen gewissen Gewinn zu. Das war gut für Boeing, aber schlecht für den Steuerzahler. Denn es kam immer wieder zu Kostenüberschreitungen.

Überholte Produktionsabläufe

Mit dem «Commercial Crew»-Programm schlug die Nasa einen neuen Weg ein. SpaceX und Boeing müssen mit einem fixen Geldbetrag auskommen. Fallen Mehrkosten an, muss das Unternehmen diese selbst tragen. Das kann teuer werden. Dem Vernehmen nach hat Boeing für die Entwicklung des Starliner mehr als 1,5 Milliarden Dollar

zuschiesse müssen – und das in einer Zeit, in der auch die Flugzeugsparte des Unternehmens grosse Umsatzeinbussen hinnehmen musste.

Dass sich die Entwicklung des Starliner um Jahre verzögert hat, hat aber auch mit den Produktionsabläufen und einer mangelnden Fehlerkultur zu tun. SpaceX legt Wert darauf, alle wesentlichen Technologien im eigenen Haus zu entwickeln. Boeing arbeitet hingegen mit Subunternehmen zusammen, die zum Beispiel die Triebwerke für das Starliner-Raumschiff herstellen. Laut Recherchen von «Ars Technica» hat das in der Vergangenheit immer wieder zu Reibereien geführt.

SpaceX lernt schnell

Auch SpaceX ist nicht gegen Rückschläge gefeit. Das zeigen die ersten drei Testflüge des Starship, die mit einer Zerstörung des Raumschiffs und der ersten Raketenstufe endeten. Aber Scheitern gehört bei SpaceX zum Konzept. Das Unternehmen von Elon Musk schafft es, aus Fehlern zu lernen. Das geht inzwischen erstaunlich schnell. So liegt der letzte Testflug eines Starship noch nicht einmal drei Monate zurück.

Auch beim vierten Testflug am Donnerstag lief noch nicht alles reibungslos. Trotzdem wurden wesentliche Ziele erreicht. So landete die erste Raketenstufe nach der Abkopplung vom Starship erstmals weich im Meer. Möglicherweise wird SpaceX schon beim nächsten Flug

Früher trug die Nasa alle Kosten und sicherte dem Konzern einen Gewinn zu. Das war gut für Boeing, schlecht für den Steuerzahler.

versuchen, die erste Raketenstufe mit Greifarmen aufzufangen, um sie wiederzuerheben. Das ist der Schlüssel für erschweringliche Transportdienste.

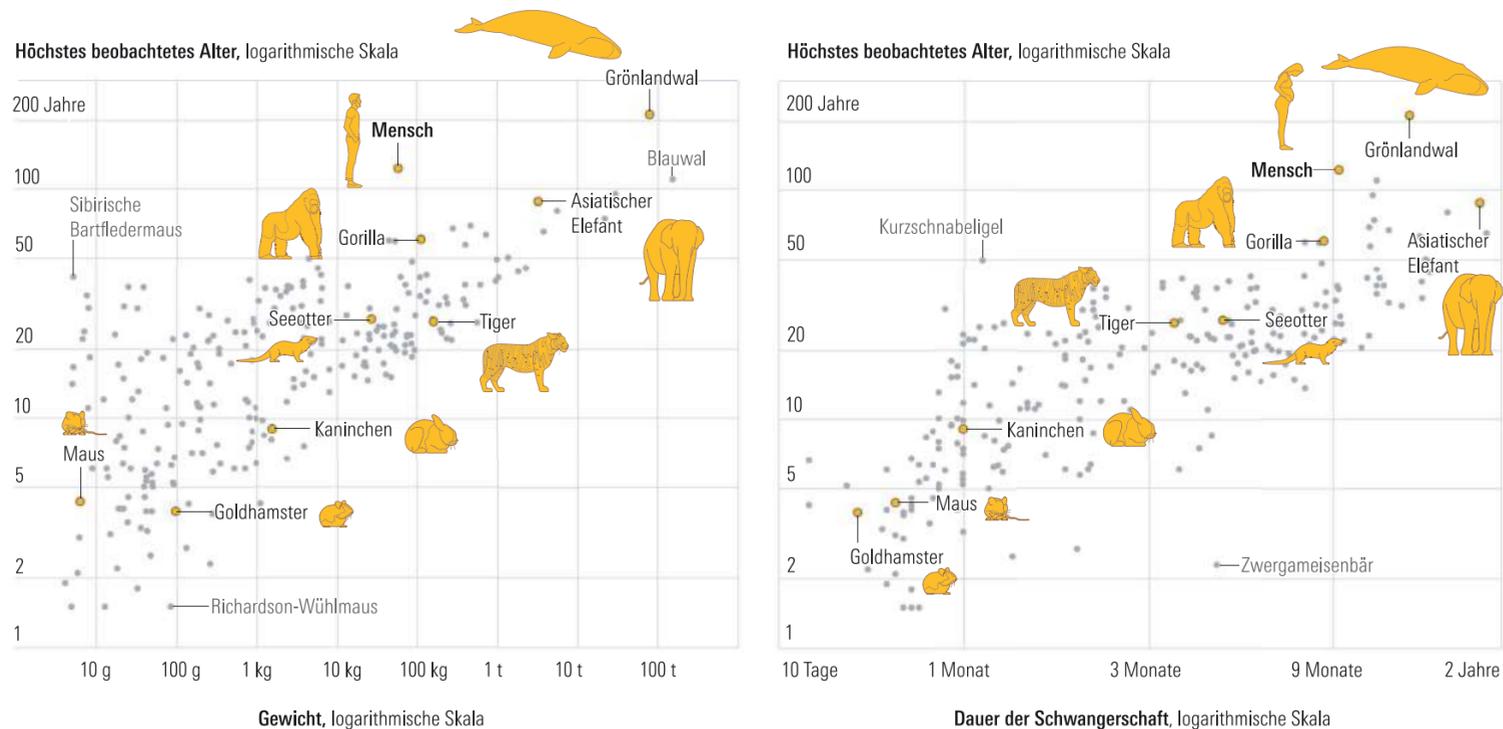
Auch das Starship selbst landete nach einer halben Umrundung der Erde kontrolliert im Meer. Anders als beim letzten Testflug überlebte das Raumschiff den Wiedereintritt in die Atmosphäre und Temperaturen von bis zu 1400 Grad Celsius. Kurz vor dem Aufprall aufs Wasser zündeten die Triebwerke und bremsen das Raumschiff ab. Es blieb aber zunächst unklar, in welchem Zustand es die Erdoberfläche erreichte. Bilder einer Bordkamera zeigten, dass beim Höllenritt durch die Atmosphäre eine Steuerklappe sowie Teile des Hitzeschildes beschädigt wurden. Trotzdem feierte SpaceX den Testflug als vollen Erfolg. Alle Ziele seien erreicht worden.

Das heisst nicht, dass das Starship damit einsatztauglich wäre. Bis das Raumschiff sicher genug für bemannte Flüge ist, dürften noch viele Tests nötig sein. Das tangiert auch die Mondpläne der Nasa. Das Artemis-Programm sieht vor, dass das Starship bereits in zwei Jahren mit Astronauten an Bord auf dem Mond landet. Das ist derzeit nur schwer vorstellbar. Wie Boeing muss auch SpaceX den Tücken des Weltraums Tribut zollen. Immerhin hat das Unternehmen von Elon Musk aber eine Strategie, mit Rückschlägen fertigzuwerden.

Auch mit dem gesündesten Lebensstil wird der Mensch niemals 150 Jahre alt

Versteckt in der Verpackung des Erbguts schlummern wertvolle Informationen über das Höchstalter von Säugetieren. Dabei gilt die Regel: je grösser, desto älter. VON STEPHANIE LAHRTZ (TEXT), JONAS OESCH (GRAFIK)

Säugetierarten haben eine feste maximale Lebensspanne. Sie hängt mit der Grösse und der Schwangerschaftsdauer zusammen



QUELLE: LI ET AL.

Wie alt können wir Menschen maximal werden? Die Rekordhalterin ist die Französin Jeanne Calment, die 122 Jahre und 164 Tage lebte. Ganz visionäre Mitmenschen träumen davon, den Champion in Sachen extrem langes Leben, den Grönlandwal, zu erreichen. Das älteste bekannte Exemplar wurde 211 Jahre alt. Können wir tatsächlich noch ein paar Jahrzehnte dranhängen, vielleicht indem wir grösser und schwerer werden?

Der Altersforscher Steve Horvath verpasst diesen Träumen jetzt einen heftigen Dämpfer. «Die maximale Lebensspanne einer Spezies und damit auch des Menschen ist biologisch festgelegt», sagt er. Seine Forschergruppe von der University of California in Los Angeles (Ucla) hat Daten dazu in der Fachzeitschrift «Science Advances» publiziert.

Epigenetische Muster

Das Team hat dafür das Erbgut von 348 Säugetierarten inklusive desjenigen des Menschen analysiert. Die Information über die maximale Lebensspanne versteckt sich in der Verpackung der Gene. Der lange Faden aus Milliarden DNA-Bausteinen wird aufgerollt wie auf Spulen und teilweise fest verschürt im Zellkern aufbewahrt.

Im Laufe des Lebens werden kleine molekulare Anhängsel an diesen Faden angebracht oder auch bestehende entfernt. Das Muster aus Anhängseln wird im Fachjargon als epigenetisches Muster bezeichnet. Das Ucla-Team zeigt nun in seiner Publikation, dass ein bestimmtes epigenetisches Muster die maximale Lebensspanne einer Säugetierart vorhersagt. Zudem haben die Forscher herausgefunden, dass bei 17 Säugetierarten, darunter auch uns Menschen, Frauen dank ihren epigenetischen Mustern ein höheres Maximalalter aufweisen.

Vergleicht man allerdings das neue Rechenmodell mit den dokumentierten Lebensspannen, dann zeigt sich schnell, dass es nicht akkurat ist. So gesteht es dem Menschen ein maximales Alter von «nur» 98 Jahren zu. Doch wir wissen, dass es jedes Jahr weltweit zahlreiche Menschen gibt, die älter als hundert werden.

Horvath erklärt das folgendermassen: «Unser Modell beruht auf der statistischen Auswertung von DNA-Proben.

«Es existieren nicht viele Säugetiere, die älter als hundert Jahre werden. In unserer Sammlung waren das drei Spezies: Mensch, Blauwal und Grönlandwal.»

Steve Horvath
Entdecker der inneren biologischen Uhr

Wie immer bei solchen komplizierten Vorhersagemodellen sind diese umso besser, je mehr Daten verfügbar sind. Doch es existieren nicht viele Säugetiere, die älter als hundert Jahre werden. In unserer Probenammlung waren das genau drei Spezies: der Mensch, der Blauwal und der Grönlandwal.» Man habe daher erwartet, dass die Vorhersagen für sehr langlebige Spezies nicht exakt ausfallen würden. Sehr gute Angaben liefert das neue Modell dagegen für Tiere, die zwanzig bis fünfzig Jahre leben.

Ähnlich alt wie wir können Buckelwale (95 Jahre), asiatische Elefanten (88 Jahre) oder Orcas (80) werden. Besonders kurzlebig sind Hamster, Mäuse und Ratten, sie werden je nach Art nur maximal zwei bis vier Jahre alt. Die Tatsache, dass bei allen Säugetieren jeweils anhand eines epigenetischen Musters Aussagen über die maximale Lebensspanne gemacht werden können und diese Methode dabei sehr gute bis gute Ergebnisse liefert, zeigt laut Horvath, dass sie verlässlich ist. Und dass somit für Menschen keine 200 Jahre möglich sind.

Ein weiteres Argument dafür ist die Beobachtung, dass Versuchstiere durch Veränderung des Lebensstils wie kalorienarmes Essen oder körperliche Aktivität nie die maximale Lebensspanne überschritten. Sprich: Mäuse lebten auch mit einem als supergesund geltenden Lebensstil nicht länger, als es biologisch für ihre Spezies im Erbgut festgeschrieben war. Das Höchstalter eines Säugetiers sei biologisch in Stein gemeisselt, meint das Team aus Kalifornien überzeugt. Das gelte auch für den Menschen.

Die innere Uhr überlisten

Das bedeutet allerdings nicht, dass jede und jeder Einzelne nicht doch etwas für die eigene Lebensverlängerung tun kann. Das biologisch festgeschriebene Maximalalter ist nämlich das Optimum, das ein Individuum unter Idealbedingungen erreichen kann. Doch erfahrungsgemäss verläuft das Leben selten optimal, es gibt Unfälle oder Krankheiten und kalorienreiche Versuchungen. Bei Versuchstieren haben Änderungen hin zu einem gesünderen Lebensstil das Leben dieser Tiere im Vergleich zu Kontrolltieren verlängert. Diese Beobachtungen spiegeln sich auch auf der mole-

kularen Ebene. So wurde festgestellt, dass bei den gesund lebenden Mäusen ihre Lebensuhr langsamer tickte als bei den Kontrolltieren. Damit steigt die Chance, das Höchstalter zu erreichen.

Auch beim Menschen lässt der Lebensstil die innere Uhr schneller oder langsamer laufen. Horvath hat das am eigenen Leib ausgetestet. Er hat für einen gewissen Zeitraum einen Cocktail aus Hormonen, Mineralstoffen und Medikamenten, die in den Insulinstoffwechsel eingreifen, eingenommen. Zudem hat er auf Süßigkeiten verzichtet und macht nun regelmässig Sport. Seine innere Uhr zeigte das erhoffte Ergebnis: Sein Körper ist nun etwas jünger, als das Geburtsdatum angibt.

Die Fachwelt geht derzeit davon aus, dass jemand dauerhaft gesund leben muss, um dem Höchstalter so nah als möglich zu kommen. Völlig unklar ist derzeit, welche Substanzen uns wirklich helfen, langsamer zu altern. Diesbezüglich laufen zahlreiche Studien. Doch unabhängig davon, wie wir unsere innere Uhr beeinflussen können, bleibt die Frage: Was ist das Geheimnis des langen Lebens? Warum sind einige Walarten so langlebig und eben auch wir Menschen, nicht aber Löwen oder Hamster?

«Ich bin sicher, das liegt daran, dass die langlebigen Arten in ihren Zellen eine bessere Maschine für die Organisation der Anhängsel an der DNA besitzen», sagt Horvath. Offenbar arbeite die Maschine, die für die epigenetischen Muster zuständig ist, bei den langlebigen Säugetierarten sorgfältiger.

Eine der Ursachen für die Geschwindigkeit, mit der die innere Uhr tickt, könnte die Dauer der Entwicklung einer Tierart vor der Geburt sein. Denn bei den langlebigeren Tierarten – die auch alle sehr gross sind – dauert die Schwangerschaft beziehungsweise Tragzeit länger. Bei kleinen Nagetieren sind es ungefähr drei Wochen, bei Löwen knapp vier Monate. Beim Menschen hingegen braucht es neun Monate, bis der Nachwuchs parat für die Welt ist, bei den Walen sogar bis zu sechzehn.

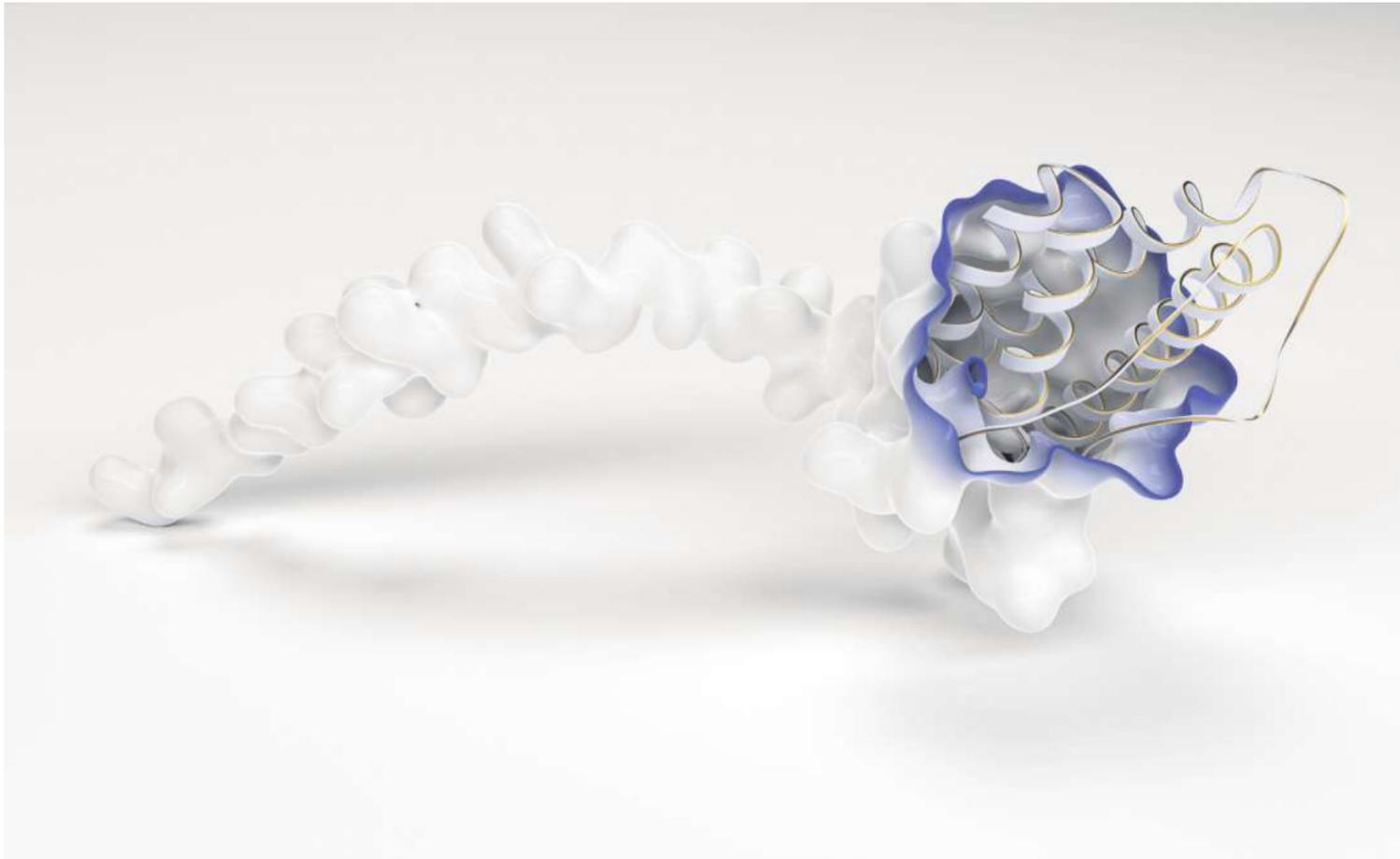
Die vorgeburtliche Entwicklung und die während dieser Zeit eintretenden epigenetischen Veränderungen verlaufen bei den langlebigen Tierarten langsamer und bei den kurzlebigen Tieren im Zeitraffer. Somit sterben kleine Nagetiere nach der Geburt relativ bald, während wir und der Grönlandwal mehr Zeit haben, bis wir sterben müssen.

Schon während der Schwangerschaft beeinflussen die Umweltbedingungen, unter denen die Mutter lebt, und auch deren Lebensstil die Ausgestaltung der epigenetischen Muster. Zudem ist dieser Prozess auch genetisch bedingt. Allerdings kann noch kein Expertenteam genau sagen, welche Gene die Taktgeber sind und über die Muster entscheiden.

Das bedeutet, dass schon bei der Geburt zu einem gewissen Teil festgelegt ist, wie gut ein Individuum ausgestattet ist für den Lauf zum Höchstalter. Unklar ist, ob Gene und Umweltfaktoren gleich wichtig sind. Oder ob ein Faktor den anderen dominiert. Klar ist, nicht jede Stunde muss zwangsläufig das Leben verkürzt. Schliesslich hat auch die Französin Jeanne Calment, einst ältester Mensch der Welt, fast ein Jahrhundert lang geraucht.

Wäre sie als Nichtraucherin sogar noch etwas älter geworden? Vielleicht gab es in ihren Zellen einen äusserst aktiven Reparaturmechanismus, der all die schädlichen Altersprozesse, ausgelöst durch die vielen Zigaretten, umgehend ausgebessert hat. Oder tickte ihre innere Uhr einfach so gemächlich, dass kein Gift das Uhrwerk beschleunigen konnte? Wenn wir das nur wüssten, dann könnten wir vielleicht mit ein paar Tricks unsere eigene Lebensuhr verlangsamen.

Nicht jede Sünde muss zwangsläufig das Leben verkürzen. Die Französin Jeanne Calment, einst ältester Mensch der Welt, hat fast ein Jahrhundert lang geraucht.



Eine mit AlphaFold berechnete Struktur des Proteins Interleukin-31. Dieses Protein spielt bei Neurodermitis eine wichtige Rolle.

SCIENCE PHOTO LIBRARY / IMAGO

AlphaFold 3 revolutioniert – vielleicht – die Entwicklung von Medikamenten

Die neueste Version des KI-Modells soll Proteine genau berechnen. Nachprüfen lässt es sich nicht. Deepmind hält den Quellcode geheim. VON ANNA WEBER, CHRISTIAN SPEICHER

AlphaFold 2 kann die dreidimensionale Form von Proteinen mit hoher Genauigkeit vorhersagen. Und die Form eines Proteins bestimmt dessen Funktion. Kennt man die Form, ist es einfacher, Medikamente zu entwickeln, die diese Funktion gezielt verändern.

Jetzt hat Deepmind die neuste Weiterentwicklung des Modells vorgestellt: AlphaFold 3 ist auf die Wechselwirkung von Proteinen mit anderen biologischen und chemischen Molekülen spezialisiert. Diese kann es deutlich besser vorhersagen als alle bisherigen Methoden. Das jedenfalls behaupten die Entwickler von Deepmind in einer Publikation, die im Wissenschaftsmagazin «Nature» erschienen ist. Nachprüfen kann das niemand.

Bruch mit Standards

Denn entgegen den üblichen wissenschaftlichen Standards des Journals haben die Autoren von Deepmind sich entschieden, den Programmcode und das Modell vorerst geheim zu halten. Es wurde lediglich ein sogenannter Pseudocode publiziert, der die Funktionsweise des Modells beschreibt. Forscher an Universitäten haben nur einen begrenzten Zugang zum Modell über einen Webserver. Pro Tag können sie maximal zwanzig Abfragen einreichen.

Das schränkt ihre Möglichkeiten ein, AlphaFold 3 zu überprüfen und zu verwenden. Um das Modell rigoros zu testen, müsste man beispielsweise bestimmte Funktionen gezielt an- und abschalten. Doch über den Webserver geht das nicht. Ausserdem können Forscher die wichtigste Verbesserung des Modells weder prüfen noch nutzen: Abfragen zum Zusammenspiel von Proteinen mit kleinen chemischen Molekülen kann man nämlich über den Server gar nicht durchführen.

Für dieses Verhalten ist Deepmind von Wissenschaftlern kritisiert worden. Und auch das Wissenschaftsmagazin «Nature» bleibt nicht von Kritik verschont. In einem offenen Brief an die Herausgeber von «Nature» beklagen Wissenschaftler verschiedener Institutionen, das Zurückhalten von Informa-

tionen stehe nicht im Einklang mit den Grundsätzen des wissenschaftlichen Fortschritts.

Dieser beruht darauf, dass die wissenschaftliche Gemeinschaft in der Lage ist, bestehende Arbeiten zu bewerten, zu nutzen und darauf aufzubauen. Die eingeschränkte Offenlegung des Codes sei angemessen für eine Ankündigung auf einer Unternehmenswebsite, nicht jedoch für eine Publikation in einer begutachteten Fachzeitschrift, kritisieren die Wissenschaftler.

Zu den Autoren des offenen Briefes, der inzwischen von mehr als 600 Forschern und Forscherinnen unterschrieben wurde, gehört der Molekularbiologe Pedro Beltrao von der ETH Zürich. Beltrao kann das Vorgehen von Deepmind nicht nachvollziehen. Das Unternehmen habe bereits im Oktober vergangenen Jahres die wichtigsten Verbesserungen seines AlphaFold-Modells in einem White Paper vorgestellt. Das hätte genügt, um Pharmafirmen und andere Interessierte auf das neue Produkt aufmerksam zu machen.

Die zusätzliche Publikation in einer begutachteten Fachzeitschrift diene vor allem dem wissenschaftlichen Prestige, so Beltrao. Wenn man darauf Wert lege, müssten sich Deepmind und «Nature» auch an die Spielregeln des wissenschaftlichen Publizierens halten. In einem Editorial rechtfertigen die Herausgeber von «Nature» ihr Vorgehen. Es sei im Interesse der Wissenschaft, wenn die Forschungsergebnisse von privaten Firmen in begutachteten Fachzeitschriften geteilt würden. Dies fördere die Überprüfung und die von Forschern angestrebte Reproduzierbarkeit.

Aus wirtschaftlicher Sicht ist es nachvollziehbar, dass Deepmind sein Modell nicht frei zur Verfügung stellen möchte. Denn für Pharmafirmen könnten die Vorhersagen von AlphaFold 3 sehr wertvoll sein. Viele Medikamente sind kleine chemische Moleküle, die Proteine in ihrer Funktion beeinflussen. Ein Beispiel ist Ibuprofen. Es bremst ein Protein, das Signalstoffe produziert, die Schmerz vermitteln. In der dreidimensionalen Struktur des Pro-

Nur wenige Universitäten besitzen eine Computerinfrastruktur, die es mit den Tech-Giganten aufnehmen kann.

teins sieht man, dass es eine Bindungstasche besitzt, in die ein Molekül Ibuprofen perfekt hineinpasst. Ist die Bindungstasche durch Ibuprofen blockiert, kann das Enzym keine Schmerzsignale mehr produzieren.

Weniger kostspielige Labortests

Etablierte Modelle zur Strukturvorhersage, wie auch die Vorgängerversionen von AlphaFold 3, können die Form eines Proteins nur allein vorhersagen. Doch die Wechselwirkung mit anderen biologischen und chemischen Stoffen kann diese Form verändern. AlphaFold 3 ermöglicht es als erstes Modell, die Struktur eines Proteins zusammen mit einem anderen chemischen Molekül, mit DNA, RNA oder weiteren Proteinen vorherzusagen.

Pharmafirmen erhoffen sich davon, ohne kostspielige Labortests herauszufinden, ob sich ein Molekül als Medikament eignet. Wenn sie nur in die vielversprechendsten Medikamentenkandidaten investieren, könnten sie viel Geld und Zeit sparen. Umgekehrt würde auch

Deepmind von einer Zusammenarbeit mit der Pharmaindustrie profitieren. Denn in den Datenbanken der Unternehmen schlummern wertvolle Informationen über die Wechselwirkungen kleiner Moleküle mit Proteinen, mit denen sich AlphaFold 3 weiter verbessern liesse.

Die guten Ergebnisse von AlphaFold 3 beruhen auf mehreren Neuerungen. Es nutzt unter anderem generative KI ähnlich wie beim Bildgenerator Dall-E, um realistische Strukturen zu erfinden. Ausserdem wurde das Modell einfacher und effizienter gemacht als die Vorgängermodelle.

Und AlphaFold 3 wurde besonders geschickt trainiert. Zusätzlich zu bekannten Proteinstrukturen wurde das Modell auch mit vielen Informationen zur Struktur von DNA, RNA, Ionen und kleinen chemischen Molekülen gefüttert. Diese Daten stammen aus öffentlich zugänglichen Datenbanken und wurden zum grössten Teil von öffentlich finanzierter Forschung generiert. Manche Forscher argumentieren daher, dass Produkte, die auf Grundlage solcher öffentlicher Daten gebaut werden, automatisch offen zugänglich sein sollten.

Der Konflikt illustriert ein tiefer liegendes Problem in der KI-Forschung: Die grössten Fortschritte geschehen heute im privaten Sektor, nicht an den Universitäten. Denn grosse KI-Modelle zu trainieren, ist teuer. Nur wenige Universitäten besitzen eine Computerinfrastruktur, die es mit den Tech-Giganten aufnehmen kann. Und mit guter Infrastruktur und guten Gehältern locken die Tech-Firmen auch die besten jungen Forschungstalente an.

Doch wenn man das Feld ganz der Privatwirtschaft überlässt, riskiert man wiederum, neue Entwicklungen nicht oder nur begrenzt wissenschaftlich nutzen zu können. Wissenschaftler versuchen jetzt, AlphaFold 3 anhand des Pseudocodes nachzubauen und neu zu trainieren. Deepmind hat dem Druck aus der Forschungswelt zwar nachgegeben und auf X verkündet, das Modell innerhalb von sechs Monaten frei zugänglich zu machen. Doch darauf will man offenbar nicht vertrauen.

HAUPTSACHE, GESUND

Wenn der Arzt wenig hilfreich ist

Stephanie Lahrtz

«Ich schicke Ihre Grossmutter morgen vom Spital nach Hause, für mich gibt es nichts mehr zu tun», verkündete der zuständige Unfallchirurg dem Enkel einer guten Freundin. Die Seniorin hatte sich bei einem Sturz einen nicht operablen Bruch zugezogen. Auf die erstaunte Nachfrage, wie man denn das Leben zu Hause für die Grossmutter organisieren solle – sie konnte kaum laufen, noch nicht mit dem Rollator umgehen und besass auch keine barrierefreie Wohnung –, meinte der Arzt ungerührt: «Das interessiert mich nicht, ich bin nicht für die Pflege alter Leute zuständig.»

Klar, wenn es keine Operation gibt, muss eine Person nicht tagelang im Spital liegen. Aber ist ein Arzt wirklich in keiner Weise dafür zuständig, wie es seinen Patienten nach einem Unfall und Spitalaufenthalt geht? Wie weit sollte ärztliche Fürsorge gehen? Die betrof-

Ist es wirklich zu viel verlangt, den Patienten und ihren Angehörigen für eine Fragerunde zur Verfügung zu stehen?

fene Familie konnte sich mit den medizinischen Erfordernissen nicht aus. Wie lange dauert die Heilung, was sollte die Patientin tunlichst vermeiden und was unbedingt tun? Ist eine Reha sinnvoll und wann? Fragen über Fragen.

Der Fall hat mich betroffen und nachdenklich gemacht. Ich will den Begriff ganzheitliche Medizin nicht überstrapazieren. Ich weiss, im stressigen Spitalalltag kann nicht jede Ärztin und jeder Arzt sich stundenlang Sorgen von Angehörigen anhören. Aber ist es wirklich zu viel verlangt, den direkt Betroffenen und ihren Angehörigen wenigstens einmal für eine umfangreichere Fragerunde zur Verfügung zu stehen? Vielleicht bin ich naiv, aber für mich gehört es zur ärztlichen Ethik, Ratsuchenden mit medizinischem Fachwissen beizustehen – nicht nur als Hausärztin oder Hausarzt.

Ich erwarte von einem Unfallchirurgen keine psychotherapeutische Behandlung in einer Krisensituation. Aber doch etwas Beratung. In dem geschilderten Fall hat die Familie das interne Hilfsnetzwerk aktiviert. Mehr als ein halbes Dutzend Verwandte haben Betreuungsmöglichkeiten gegoogelt, mit Ärzten sowie Fachleuten in Heimen oder bei Krankenkassen telefoniert, Formulare ausgefüllt. Manches wird auf Empfehlung eines Gesprächspartners organisiert, stellt sich nach weiteren Abklärungen dann aber als unnötig heraus.

Insgesamt kamen so in einer Woche rund 60 Arbeitsstunden zusammen. Da sich erschreckend wenig digital erledigen liess und die meisten Ansprechpartner nur tagsüber erreichbar waren, musste notgedrungen vieles während der regulären Arbeitszeiten erledigt werden. Der Aufwand hat sich gelohnt: Die Dame kam vorübergehend in eine Pflegeeinrichtung, erhielt eine passende Physiotherapie und es geht ihr mittlerweile deutlich besser.

Die Unwilligkeit des Arztes hat nicht nur Ängste und Wut geschürt, sondern auch Folgekosten verursacht. Diese haben nolens volens andere Arbeitgeber übernommen – oder die Selbständigen in dem Hilfsteam mit Verdienstausschluss bezahlt.

Eine Schiene reicht auch für Gegenverkehr

Stillgelegte Bahnstrecken reaktivieren – das könnte auf dem Land neue Mobilitätsperspektiven eröffnen. Eingleisige Strecken lassen sich mit Monorails elegant gleichzeitig in beide Richtungen befahrbar machen. VON ARMIN SCHARF



Die Kabinen des Projekts Monocab in Nordrhein-Westfalen sind so schmal, dass sie aneinander vorbeipassen.

Hier rollt Thusnelda. Sie ist rund fünf Meter lang und sieht aus wie ein Mix aus Hyperloop und Zeppelin-Gondel, wengleich ihr die aerodynamische Eleganz beider abgeht. Die braucht es auch nicht, denn Thusnelda ist höchstens mit Tempo 60 unterwegs und bleibt am Boden – auf der Schiene. Genauer: auf einer Schiene.

Thusnelda und Hermann, so heissen die beiden Prototypenkabinen des Projekts Monocab, das dem ländlichen Raum mehr Mobilität abseits des eigenen Autos bringen soll. Zumindest dort, wo stillgelegte Bahnstrecken vor sich hindämmern – Thusnelda könnte sie wachküssen, eingleisige Strecken aufdatieren und sie im Gegenverkehr befahrbar machen.

Monocab reicht eine Schiene. Die Kabinen sind so schmal, dass sie aneinander vorbeipassen. Das zeigen Thusnelda und Hermann auf einem kurzen Abschnitt der stillgelegten Extertalbahn im Bundesland Nordrhein-Westfalen. Auch weiter südlich, unweit von Schwetzingen, beschäftigt sich Egon Könn seit geraumer Zeit mit der Reanimation eingleisiger Altstrecken per Monorail. Technisch könnten die beiden Bahnen nicht unterschiedlicher sein.

Nichts prinzipiell Neues

Züge, soviel scheint klar, benötigen zwei parallele Schienen, sonst kippen sie um. Das stimmt aber nicht ganz, schon 1910 zeigte Louis Brennan auf einer Demonstrationsstrecke bei London, dass eine Schiene ausreichen kann. Das eigenwillige Gefährt hielt sich dank einem integrierten mechanischen Kreiselssystem im Gleichgewicht – und auf der Schiene. Danach wurde es jedoch still um die Idee. Monorails wurden zwar auch später gebaut, etwa in Freizeitparks, als Airport-Shuttle oder für urbane Verbindungen – aber es blieb bei überschaubaren Inselösungen proprietärer Systeme.

Im Gegensatz zu Brennans Gefährt sind diese Bahnen auf erhöhten, aus Stützen und Trägern bestehenden Schienen unterwegs. Zudem gibt es breite Fahrbahnen, von Balancieren also

keine Spur. Monocab greift das stabilisierende Kreiselprinzip wieder auf, während Egon Könn auf seitlich eingreifende Stabilisierungsrollen setzt.

Egon Könn ist Maschinenbauingenieur und eigentlich im Ruhestand. Der 87-Jährige hat sich zeitlebens mit Energie befasst, hat grosse Industrieöfen konstruiert und gebaut. Irgendwann stellte er sich die Frage, ob der öffentliche Nahverkehr im ländlichen Raum, also vor seiner Haustüre, effizienter machbar wäre. Seine Antwort ist im 2005 erteilten Patent nachzulesen: ein kleinformatiger Zug, der batteriegespeist alte Trassees befährt. Eine Überdachung mit Solarmodulen könnte die – noch namenlose – Bahn sogar energieautark machen. Auch weil Könn auf Leichtbau setzt und damit das Gewicht so gering wie möglich halten will.

Auf sechs Tonnen schätzt er die Masse einer 20 Meter langen Zugeinheit, die bis zu 36 Passagieren plus Gepäck, Fahrrädern oder Rollstühlen Raum böte. Zum Vergleich: Der verbreitete DB-Triebwagen der Baureihe 650, auch «Regio-Shuttle» genannt, wiegt leer 40 Tonnen.

Eine Kreiselstabilisierung wie bei Monocab dachte Könn zwar ebenfalls an, verwarf sie aber – wohl auch ihres enormen Gewichtes wegen. Stattdessen setzt das Laufrad seiner Bahn auf einem Vierkantrohr auf, weitere Räder pressen sich hydraulisch von der Seite an die Traverse und halten die Bahn aufrecht. «Die Stabilisierung verlangt nur geringen Kraftaufwand», sagt Könn.

Quert eine Strasse die Bahnstrecke, klappen die Seitenräder in die Vertikale und positionieren sich als Stützräder. Auf diese Weise liessen sich auch kurze schienenlose Strecken überwinden. Und mit angetriebenen Stabilisierungsrädern wären Steigungen bis vier Prozent wohl kein Problem – für neue Streckenführungen ein interessanter Aspekt.

Um auf alten Trassees zu fahren, müssen diese jedoch – anders als bei Monocab – darauf vorbereitet werden. Auf die vorhandenen Gleise kommen Quertraversen, die dann ihrerseits die Basis

Eine Überdachung mit Photovoltaikmodulen könnte Egon Könns noch namenlose Bahn sogar energieautark machen.

für das erwähnte Vierkantrohr bilden. Ein nicht zu vernachlässigender Aufwand, doch zugleich optimiert man so die Qualität selbst stark vernachlässigter Altrassees, was sich in Sachen Betriebssicherheit und Fahrkomfort auszahlt.

Die Könnsche Bahn ist freilich noch in einem frühen Entwicklungsstadium, die Basis steht, «aber auskonstruiert ist nichts», sagt der Ingenieur. Was es dafür braucht? Einen Investor und ein Startup. Etwas jedenfalls gibt es schon: einen Designentwurf der Münchner Agentur N+P Innovation Design, die einst die Gestaltung des legendären ICE 3 verantwortete. Geschäftsführerin Christiane Bausback entwarf mit ihrem Team ein transparentes und kompaktes Fahrzeug, das kein vorn oder hinten kennt.

Weil es autonom unterwegs ist, entfällt die Fahrerkabine. Die freie Sicht nach vorn bringe «ganz neue Perspektiven», so Bausback. Sowohl die Passagierabteile wie der zentrale Cargobereich sind durch grosse Flügeltüren zugänglich. «Wir wollten eine Art Horizontalflift schaffen, mit moderner Anmutung, die auch jüngere Nutzer begeistert und den Regionen Attraktivität verleiht», beschreibt Bausback den Designansatz.

Mit öffentlichen Fördergeldern

Die regionale Wirkung hat auch Thorsten Försterling, Initiator des Projektes Monocab, im Blick: «Das Land darf nicht abgehängt werden.» Fast schon pathetisch nennt er die Bahn «Zuversichtsmaschine». Wie ein Paternoster beständig unterwegs, sollen die sechssitzigen, autonomen Kabinen eine flexiblere Nutzung des bislang fahrplanfixierten Nah- und Regionalverkehrs auf alten Strecken ermöglichen, wovon es in Deutschland immerhin 5000 Kilometer gibt.

Das dünn besiedelte Gebiet Ostwestfalens scheint der ideale Trainingsort zu sein. Beim Projekt Monocab mit dabei sind die Technische Hochschule Ostwestfalen-Lippe, die FH Bielefeld, die Landeseisenbahn Lippe e.V. sowie das Fraunhofer-Institut IOSB-INA. Die beiden Prototypen Thusnelda und Her-

mann sind seit Ende 2022 als Demonstratoren auf einem kurzen Abschnitt der stillgelegten Extertalperre bei Lemgo unterwegs – noch mit Sicherheitsabstützungen. Möglich machte dies eine Förderung durch das Bundesland Nordrhein-Westfalen sowie den Europäischen Fonds für regionale Entwicklung (EFRE). 3,6 Millionen Euro flossen bis Ende 2020 in die Entwicklung.

«Wir haben die Machbarkeit des Systems nachgewiesen», sagt Försterling, «als Nächstes stünde die Gründung eines Startups an.» Allein die Mittel dafür fehlen noch: Man warte auf die Zusage weiterer Fördermittel und auf den Einstieg von Investoren. Obwohl es finanziell harzt, will das Team bis 2028 alles in trockenen Tüchern haben. Eventuell klappt es schon vorher mit dem Aufbau einer campus- oder firmeninternen Bahn. Interessenten dafür scheint es zu geben.

Viel Gewicht für Stabilisierung

Damit Thusnelda und Hermann reibungsfrei passieren können, sind sie nur 1,2 Meter breit – 50 Zentimeter misst die Kabine zur Gleisbettmitte hin, 70 Zentimeter nach aussen. Der asymmetrische Querschnitt ist gewöhnungsbedürftig und technisch herausfordernd. Denn die Asymmetrie der Abmasse bedeutet auch eine Asymmetrie der Gewichtsverteilung, bei einer balancierenden Bahn ist das ein problematischer Punkt. Daher platzieren die Monocab-Entwickler alle Aggregate im Unterbodenbereich so, dass die Asymmetrie statisch ausgeglichen wird und der Gesamtschwerpunkt so niedrig wie möglich liegt.

Dazu kommt ein in Querrichtung verschiebbarer, 600 Kilogramm wiegender Masseblock, der ungleiche Gewichtsverteilungen durch Passagiere oder permanente Seitenwinde ausgleicht. Für die dynamischen Einwirkungen von Gleisfehlern, Windböen oder zappelnden Mitfahrenden hingegen ist das erwähnte aktive Kreiselssystem zuständig. Zwei mit 4800 Umdrehungen pro Minute gegenläufig rotierende Massen gleichen, von einer mikromechanischen Sensorik gesteuert, Kippmomente aus.

So kommt aber relativ viel zusammen: Da wären die 600 Kilogramm für den statischen Ausgleich, 500 Kilogramm für die beiden Kreisel, die Kabine mit weiteren 500 Kilogramm, 260 Kilogramm für den Antriebsbereich und Batterien mit 250 Kilogramm. In der Summe sind das 2,1 Tonnen Leergewicht, mit sechs Personen also mindestens 2,6 Tonnen, die beschleunigt und verzögert sein wollen. Energiesparender Leichtbau ist das nicht. Dennoch dürfte die Belastung alter Strecken und Bauwerke geringer sein als bei konventionellen Bahnen.

Bekanntlich ist die technische Seite aber nur ein Aspekt, wenn es um die Akzeptanz geht. Wie also wirkt das Kabineninnere auf die Reisenden? Bei der Könnschen Idee lässt sich das noch kaum sagen – immerhin legt das Design grossen Wert auf Transparenz und gute Zugänglichkeit. Die Prototypen der Monocab werden da schon konkreter und variieren zwischen Einzelbestuhlung vis-à-vis und sitzbankähnlich ausgestatteten Abteilen. Grosse Fensterbereiche und Flügeltüren öffnen die Abteile, Rendings zeigen eher wohnlich anmutende Interieurs mit natürlichen Materialien. Das mutet vertraut an und lädt ein – obes vandalismussicher ist, sei dahingestellt.

Beide Konzepte fallen vergleichsweise eng aus, von Stehhöhe kann man nicht sprechen, daher sind die Flügeltüren nicht an der Aussenkante, sondern weiter zur Fahrzeugmitte hin angeschlagen. Die Barrierefreiheit lässt sich mit entsprechenden Bahnsteigen sicher gut realisieren. Wie das Fehlen von Personal, das auch für psycholisches Sicherheitsgefühl sorgt, einzustufen ist, bleibt offen. Aber: Der Grundansatz der Streckenreaktivierung ist bestechend angesichts vieler brachliegender Strecken. Wer braucht da schon einen Hyperloop?



Die Sitzanordnung (im Bild eine Embraer E190-E2 der Helvetic) ist entscheidend für den Komfort der Passagiere und für die Erträge der Airline.

CHRISTIAN BEUTLER/KEYSTONE

Fischernetze im Lufteinsatz

Nachhaltigkeit ist nun auch bei der Gestaltung von Flugzeugkabinen ein Thema. Höchste Zeit, die Branche hinkt der Entwicklung weit hinterher. VON ANDREAS SPAETH

Die Passagierluftfahrt muss dringend nachhaltiger werden. Flugzeug- und Triebwerkshersteller bemühen sich seit mindestens zwei Jahrzehnten darum und haben spürbare Fortschritte erzielt. Aber Flugzeuge fliegen nicht leer umher, im Gegenteil, ihre Kabinen sind vollgestopft mit Hightech, um möglichst viele Passagiere so bequem und für die Airlines auch so profitabel wie möglich um die Welt zu fliegen.

Ein Produkt wie ein Flugzeug vom Anfang bis zum Ende seines Lebenszyklus zu planen, also mit Einbezug der Frage, wie es eines Tages verwertet wird, steckt dagegen erst in den Anfängen. Noch vor wenigen Jahren wurden 45 bis 50 Prozent des Leergewichts eines ausrangierten Flugzeugs nach seiner Zerlegung auf Mülldeponien vergraben – eine notorische Umweltbelastung und Ressourcenverschwendung gleichermaßen.

Immer leichtere Sitze

Inzwischen bemühen sich Hersteller wie Airbus und Boeing mehr um das sogenannte Lebensend-Management ihrer Jets, bis zu 93 Prozent des Leergewichts lassen sich bereits wiederverwerten. Völlig vernachlässigt wurden bisher Recycling und Wiederverwendung von Materialien der Kabineneinrichtung. Da bei Sitzen oft schwer voneinander zu trennende Materialien wie Schaumstoffe, Metall und Kunststoffe verwendet wurden, landeten deren Überreste fast immer auf Deponien.

Die boomende Multi-Millionen-Branche der Sitzhersteller kümmerte sich bis jetzt allenfalls darum, zumindest die Economy-Bestuhlung immer leichter zu machen. «Damit erzielen wir in der Lebensdauer eines Flugzeugs die grössten Einsparungen an Emissionen», sagt Mark Hiller, Chef von Recaro Aircraft Seating, einem der führenden Anbieter mit Sitz in Deutschland.

Wog früher ein Economy-Sitz im Schnitt rund zwölf Kilogramm, sind es heute im Schnitt eher um die sieben bis acht Kilo, wenn man Hersteller auf der



Auch Sitzschalen lassen sich aus Recycling-Material herstellen.

ANDREAS SPAETH

Aircraft Interiors Expo (AIX) in Hamburg befragt. Die jährliche Flugzeugkabinenmesse im Frühjahr ist die grösste weltweit, Tausende Airline-Vertreter pilgern von überall her an die Elbe, um sich die neuesten Trends anzuschauen.

Rezykliertes Material und Holz

Ging es bisher oft um immer noch luxuriösere und damit schwerere Edelsitze für die Economyclass an, darin wird anstelle neuer Materialien zu 80 Prozent Recycling-PVC und -Polyurethanschaum ebenso verwendet wie echtes Holz und als interessantestes Element rezyklierte Fischernetze für die Sitztaschen. «Beim Einsatz von rezykliertem Material besteht Potenzial, das gibt es bis jetzt wenig», sagt der Firmenchef Mark Hiller.

In einem nächsten Schritt sollen in einem Jahr Korkelemente, Kaktus-

der und nachhaltige Verbundwerkstoffe verbaut werden, sobald diese nach den strengen Bestimmungen vor allem zur Feuerfestigkeit zugelassen sind. Gerade die heute üblichen Kohlefaser-Verbundstoffe sind nur sehr schwer für die Wiederverwertung aufzubereiten, da braucht es umweltfreundlichere Lösungen.

«Die nachhaltig gefertigten Sitze kosten etwa zehn Prozent mehr als herkömmliche Sitze gleicher Art, aber bei den Airlines ist die Bereitschaft da, das auch zu bezahlen. Die wollen etwas tun und müssen es auch», sagt Hiller.

Aber insgesamt bleibt die Einführung von Nachhaltigkeit an Bord ein mühsamer Prozess. Airbus hat auf der AIX den Plan «Airspace Cabin Vision 2035+» vorgestellt. Damit verbunden ist das Ziel des weltgrössten Flugzeugherstellers, in elf Jahren oder noch später als erster eine Art Kreislaufwirtschaft bei der Kabineneinrichtung zu erreichen, die auf maximaler Recycling- und Nachnutzungsstufe läuft.

«Ja, wir sind langsam beim Management des gesamten Lebenszyklus der

In einem nächsten Schritt sollen Kork und Kaktusleder verbaut werden, sobald diese nach den Bestimmungen zur Feuerfestigkeit zugelassen sind.

waschen hygienisch und geruchsneutral als Grauwasser für die Toilettenspülung nutzen. Die Idee wird bereits in japanischen Haustoiletten gepflegt.

Damit lassen sich in einem Grossraumjet 25 Prozent des vorher benötigten Trinkwassers einsparen, was einer Reduktion von etwa 28 Tonnen Treibstoff und 90 Tonnen CO₂ pro Jahr entspricht. Der Hersteller Safran, der ebenfalls Grauwasser in die Spülung pumpt, installiert dank der Gewichtsminde rung dafür einen neuen 300-Liter-Trinkwassertank, der einen Wasserspender an Bord speist, um Trinkflaschen zu füllen. Das schafft Nachhaltigkeit auf mehreren Ebenen.

Wie ein privates Rundumkino

Wer zur AIX kam, um neue Hightech-Luxussitze zu sehen, musste etwas länger suchen. Einen Hingucker gab es aber – der Bordunterhaltungshersteller Panasonic und der Sitzlieferant Collins Aerospace haben zusammen die Projektstudie «Maya» vorgestellt. Mit ihr ist man nahe an technische Grenzen gegangen – die Abkürzung steht auf Englisch für «das am weitesten Fortgeschrittene, schon Erreichbare».

Das Businessclass-Abteil gleicht bei «Maya» einem privaten, fliegenden IMax-Rundumkino. Der Clou ist ein gebogener 45 Zoll grosser (114 Zentimeter Bildschirmdiagonale) organischer Leuchtdioden-Bildschirm (Oled), dreimal so breit wie üblich, der erste in 21:9-Cinemascope in der Luftfahrt.

Dank einem komplexen System aus Lautsprechern, Mikrofonen und Schalldämmung können Passagiere darin ohne Kopfhörer in Kinoabenteuer eintauchen, und das um 50 Prozent intensiver als im modernsten Kino, wie die Hersteller werben. Ob man das beim Fliegen wirklich braucht, ist eine Frage der persönlichen Vorlieben. Jedenfalls versichert der Firmensprecher Charlie Hampton: «Die Airlines stehen hier Schlange, alle wollen das haben.» Ein paar Jahre wird es aber noch dauern, bis es heisst: «Demnächst in diesem fliegenden Kino.»

WOHL & SEIN

Auf die Shoppingtour folgt ein Washtag

Fachleute empfehlen, neu gekaufte Kleidung vor dem ersten Tragen zu waschen

Leserfrage: Ich trage neu gekaufte Klamotten am liebsten sofort – ohne sie zunächst zu waschen. Sollte ich das ändern?

Die neue Bluse leuchtet tiefrot, fühlt sich wunderbar weich an, hat keine einzige Knitterfalte. Ein Jammer wäre es, dieses perfekt aussehende Kleidungsstück nach dem Kauf sofort in die Waschmaschine zu werfen. «Es wäre aber besser, genau das zu tun», sagt Kai Nebel, Leiter des Forschungsschwerpunkts Nachhaltigkeit und Recycling am Texoversum der Hochschule Reutlingen. Und auch das deutsche Bundesinstitut für Risikobewertung empfiehlt das Waschen neuer Kleidung.

Dafür nennt Kai Nebel zwei Gründe: Zum einen könnten Rückstände von Chemikalien auf den Textilien sein. Zum anderen hat das Kleidungsstück eine lange Produktionskette durchlaufen, war in den Händen vieler Menschen, wurde an unterschiedlichen Orten gelagert, womöglich von vielen Personen anprobiert, bis es zu seinem Besitzer gelangte. Das Waschen neuer und eigentlich perfekt aussehender Klamotten ist laut Kai Nebel deshalb auch aus hygienischen Gründen sinnvoll. Aber ist es wirklich unbedingt nötig? Betrachten wir die beiden Gründe einmal genauer:

Wir wollen, dass unsere Kleidung bunt ist, so wenig knittert wie möglich, sie soll womöglich Wasser abweisen, sich weich anfühlen oder UV-Strahlen abhalten: Damit T-Shirts, Unterhosen sowie Pullover unseren Ansprüchen genügen, werden die unterschiedlichsten Chemikalien eingesetzt. Das ist nicht schlimm, sondern nötig.

Chemikalien, die solche Funktionen erfüllen, sind im besten Fall fest mit der Textilfaser verbunden. Der Farbstoff zum Beispiel soll das Oberteil lange leuchten lassen und sich nicht von der Faser lösen. Es kann aber sein, dass am Ende des Produktionsprozesses noch



ILLUSTRATION SIMON TANNER / NZZ

sprechen könnte: Bis eine Hose oder ein Oberteil im eigenen Schrank liegt, hatten es verschiedene Mitarbeiter aus der Produktion in der Hand, das Kleidungsstück wurde an verschiedenen Orten gelagert. Am Ende haben es eventuell verschiedene Menschen anprobiert. Ist das so unhygienisch, dass man das Teil unbedingt waschen muss?

«Hierzu liegen uns keine Daten vor. Uns sind auch keine entsprechenden Fallberichte bekannt», schreibt das Bundesinstitut für Risikobewertung. «Die Gefahr für die Gesundheit ist gering», sagt auch Kai Nebel. Hier gehe es vor allem um die eigenen Bedürfnisse rund um Hygiene.

Fachleute empfehlen zwar, Textilien vor dem ersten Tragen zu waschen. Aber

«Man kann beim Kauf nicht sehen, ob von einem Textil Chemikalien freigesetzt werden, und wenn ja, welche.»

Deutsches Bundesinstitut für Risikobewertung

WOHL & SEIN ANTWORTET



In dieser Rubrik greifen wir ausgewählte Fragen aus der Leserschaft zu Gesundheit und Ernährung auf. Schreiben Sie uns an wohlundsein@nzz.ch.

Zum Newsletter «Wohl & Sein» mit Themen rund ums Wohlbefinden gelangen Sie über den QR-Code.

freie, nicht mit der Faser verbundene Farbstoffe und andere Chemikalien auf dem Kleidungsstück verbleiben.

Beim ersten Waschen wird das zum Beispiel deutlich, wenn das neue Textil die restliche Wäsche einfärbt. In der Vergangenheit wurden Farbstoffe eingesetzt, deren Abbauprodukte heute als krebserregend oder erbgutverändernd gelten. Teilweise verursachten Farbstoffe Kontaktallergien. Panik sei heute aber nicht angebracht, so das deutsche Bundesinstitut für Risikobewertung. Auf Anfrage schreibt es: «Viele Pro-

blemstoffe wurden reguliert, also verboten beziehungsweise mit Grenzwerten belegt.»

Kai Nebel betont: «Wenn das Textil vernünftig hergestellt wurde, ist es unbedenklich.» Er rät, auf das Oeko-Tex-Siegel zu achten. Einschränkend sagt er: «Komplette Sicherheit gibt es nie, weil nicht jedes einzelne Textil untersucht wird, sondern nur die Produktionsbedingungen.» Es könne immer vorkommen, dass freie Chemikalien auf dem Kleidungsstück verblieben und zum Beispiel Hautreizungen verursach-

ten. «Man kann beim Kauf nicht sehen, ob von einem Textil Chemikalien freigesetzt werden, und wenn ja, welche», begründet das Bundesinstitut für Risikobewertung denn auch seine Empfehlung, Klamotten vor dem ersten Tragen zu waschen.

Das Institut empfiehlt genau wie Kai Nebel, neue Textilien zu waschen, die man direkt auf der Haut trägt. Dazu gehören Socken, T-Shirts oder Unterhosen. Bei Jacken hingegen sei das nicht nötig.

Und nun zum zweiten Argument, das für die Waschmaschine vor dem Tragen

wer das nicht tun möchte, hat höchstwahrscheinlich keine allzu gesundheitsgefährdenden Konsequenzen zu befürchten. Das Waschen ist eine reine Vorsichtsmassnahme für alle, die ganz sicher gehen wollen.

Und Kai Nebel merkt an: «Auch Waschmittel sind eine Kombination etlicher Chemikalien.» Wenn es beim Tragen der gewaschenen Klamotte zu Hautreizungen kommt, liegt das eventuell nicht am neuen Kleidungsstück, sondern am neuen Waschmittel.

Eva Mell

Der «Lindenhofkeller» ist nicht so berühmt wie die «Kronenhalle» und doch ein Fels in Zürichs gastronomischer Brandung. Seit 150 Jahren wird im Haus gewirtet, das schon im 14. Jahrhundert urkundlich erwähnt ist. Seine Geschichte prägen Klöster, Junker, Apotheker – und eine geheime Bruderschaft mit esoterischem Einschlag: Es gehört heute der Zürcher Freimaurerloge Modestia cum

RESTAURANT LINDENHOFKELLER

Pfalzgasse 4, 8001 Zürich
Sonntags und montags geschlossen
Telefon 044 599 95 70

Libertate, deren Tempel in aller Bescheidenheit unter dem Lindenhof liegt.

Vor einigen Jahren schien der Fels zu wanken: Beim Abschied des langjährigen Pächters war die Rede davon, dass nach einer Hausrenovation bestenfalls noch ein Imbiss einziehen könne. Doch Totgeglaubte leben länger, manchmal auch im Gastgewerbe, und so hat nun gar ein junger Spitzenkoch übernommen: Sebastian Rösch schlägt hier nach eigenen Worten mit «feinbürgerlicher» Kost die Brücke zwischen seiner frän-

kischen Heimat und dem helvetischen Alpenraum.

Die lauschige Terrasse im Innenhof ist entrümpelt worden, der zweiteilige Innenraum hat durch den Umbau an Patina eingebüsst und wirkt dafür frischer, samt olivgrün gestrichener Wand. Anders als bei der Freimaurerloge sind in unserer siebenköpfigen Gesellschaft am langen Tisch, der einen Blick in die kleine Fertigungsküche erlaubt, natürlich auch Frauen zugelassen. Die Gesprächsatmosphäre ist angenehm, die Easy-Listening-Hintergrundmusik stört sie nicht entscheidend.

Als kunstvolles Amuse-Bouche kommt ein mit Spargeln und Yuzu gefülltes Macaron, dessen Textur eher an einen Champignon erinnert. Als ersten Gang unseres «chef's choice menu» (vier bis sechs Gänge, Fr. 135.– bis Fr. 175.–, mit wie ohne Fleisch) gibt's die grossartige Hausspezialität: eine fränkische «Brotzeit». Am geschnitzten Breznbaum hängen fluffig-knusprige Brezeln, deren Zubereitung Rösch von einem Bäckermeister aus seiner Heimat gelernt hat.

Dazu kommen auf Holztellern formidabler Schwartenmaggen, Essiggurken, Rhöner Rauchpeitschen (auf der Karte versehentlich zu «Rauschpeitschen» mutierte Würstchen). Fermentierte Ret-

TISCH ODER THEKE

Bescherung unterm Brezelbaum

Von Urs Bühler

tichröllchen sind gefüllt mit «Gerupftem», einer Obazda-Variante, hier verführt eine hinreissende Holundervinagrette, dort eine leicht scharfe Essenz aus «Green Zebra»-Tomaten. Diese saisonale leicht variierte Brotzeit, ein exklusives Zvieri, findet sich auch im À-la-carte-Angebot (Fr. 65.– für zwei) – eine unbedingte Empfehlung. Da gibt's zurzeit etwa auch Spanferkel mit Dörrbirne und Kartoffelsalat (Fr. 55.–).

Die elaboriertere Fortsetzung unseres Menus hat nach dem famos bodenständigen Auftakt allerdings einen schweren Stand: Die Maischolle Wiener Art mit Zitronen-Velouté, die Flusskrebs-Bisque im Schälchen und das Sommerreh an Holunder-Kirschen-Jus schmecken gut, begeistern aber nicht restlos.

Dann kommt doch noch ein Paukenschlag. Es ist nicht das Nackensteak vom Wagyu-Rind (für einen Aufpreis von 25 Franken erhältlich), sondern das «Randensteak», bestellt eigentlich nur aus Neugierde. Nach dem ersten Versuch glaubt man an einen Irrtum, die Vegetarierin vis-à-vis wettet ihren Kopf darauf, dass es Fleisch sei. Doch das Pièce de Résistance soll tatsächlich auf Soja und Rande (für die Farbe) basieren und stammt von der Kempthaler Firma Planted; deren «Chicken»-Ersatzprodukt hat

mich nie überzeugt, mit diesem «Beefsteak» jedoch landet sie einen Wurf. Das muss auch eingestehen, wer kein Anhänger hochverarbeiteter Imitate ist.

Die «Lindenhofkeller»-Crew darf – nebst jener der «Kronenhalle» – vor der Markteinführung im Sommer mit dem Erzeugnis experimentieren. Das servierte Stück, flankiert von zwei Aubergine-Klösschen in Pistazienkruste, hat die Grösse eines mächtigen Mittelfingers, den es Karnivoren entgegenzustrecken scheint. Es ist etwas zu salzig geraten, aber die Textur erinnert verblüffend an Braten oder Siedfleisch (was mit der rötlichen Farbe nicht recht in Einklang zu bringen ist). Schöne Röstnoten hat ihm Rösch beschert, der mit seinem bubenhaften Schalk auch an den Tischen präsent ist, und eine aus Spargelsud eingekochte Essenz beigefügt. Er, der früher im «Mesa» mit fleischloser Sterne-Küche für Furore sorgte, sprüht vor Begeisterung über diesen Fleischersatz, den manche Gäste sogar schon als zu fleischartig zurückgewiesen hätten.

Und als eine Sauerampferglace den Schlusspunkt bildet, wird an unserem Tisch darüber geschertzt, ob sich darin wohl umgekehrt ein Sauerbraten verstecke. Der Hunger ist gestillt, die Phantasie noch lange nicht.